

LÜNEBURGER BLÄTTER



33/2012

Inhalt

Vorwort der Herausgeber	7
<i>Klaus Alpers / Uwe Plath</i>	
Vorstellung der neuen Museumsdirektorin Dr. Heike Düselder	9
<i>Klaus Alpers</i>	
Nachruf auf Museumsdirektor Dr. Eckhard Michael	11
<i>Klaus Alpers</i>	
Verzeichnis der Schriften von Dr. Eckhard Michael	15
<i>Christoph Wiesenfeldt</i>	
Kleine Lüneburger Glockengeschichte	19
<i>Uwe Plath</i>	
Die ersten Aufführungen von Brahms' „Deutschem Requiem“ in Lüneburg und die Entdeckung zweier Brahms-Briefe (1877–1906)	119
<i>Hans-Cord Sarnighausen</i>	
Amtsjuristen von 1693 bis 1850 an St. Michaelis Lüneburg.	137
<i>Friedrich Schmid Wallis / Hans-Cord Sarnighausen</i>	
Der Lüneburger Notar und Autor Dr. Daniel Ludwig Wallis (1792–1836)	153
<i>Friedrich Brüning</i>	
Professor Dr. h. c. Ludwig Bückmann: Ein Lüneburger Lehrer und Sprachforscher	167
Verzeichnis der Schriften Ludwig Bückmanns	180
<i>Dirk Hansen</i>	
Ein Lüneburger Pädagoge und Demokrat: Prof. Dr. Ernst Gramberg	185
<i>Dirk Hansen</i>	
Kultureller Neubeginn in Lüneburg 1945/47: Erziehung zur Freiheit	197
<i>Otto Puffahrt</i>	
Krugvaterschaft in Lüneburg 1739–1773	237

Thomas Felleckner

Das Lüneburger Handwerk unter den Bedingungen
der Gewerbefreiheit im 19. Jahrhundert 251

Helmuth Stubbe da Luz

Die Lüneburger Jahrhundertfeier 1913
und Wilhelm Görges' kritische Haltung 269

Dietmar Gebrke

Aus der Vorgeschichte – die Grabung in Dahlenburg 295

Uwe Plath

Buchbesprechung: Klaus Alpers, Lüneburg und die Antike 299

Dirk Hansen / Joachim Reschke

Verzeichnisse der Publikationen des Museumsvereins
von 1878 bis 2012 / Autorenregister 301

LÜNEBURGER BLÄTTER
Heft 33/2012

LÜNEBURGER BLÄTTER

Herausgegeben im Auftrage
des Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg
von Klaus Alpers und Uwe Plath

Heft 33

Lüneburg 2012

Im Selbstverlag des Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg

Die „Lüneburger Blätter“ werden vom Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg herausgegeben. Sie dienen der Veröffentlichung historischer und kulturgeschichtlicher Forschung in Stadt und Land Lüneburg.

Informationen zu früheren Ausgaben der „Lüneburger Blätter“ unter:
www.museum-lueneburg.de (Rubrik Museumsshop).

Beiträge für die Zeitschrift sind an den Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg, Wandrahmstraße 10, 21335 Lüneburg, zu richten. Über die Aufnahme entscheiden die Herausgeber.

*Die Abbildungen auf dem Umschlag zeigen Reliefs der Apostelglocke.
Links: Johannes der Täufer mit dem Lamm, rechts: Maria mit dem Kind.*

© 2012 Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg
Gestaltung, Satz: thielen VERLAGSBUERO, Hannover
Druck: Bookfactory - Der Verlagspartner GmbH, Bad Münder
Die Abbildungsvorlagen lieferten die Autoren

ISBN 978-3-922616-21-4

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Inhalt

Vorwort der Herausgeber	7
<i>Klaus Alpers / Uwe Plath</i>	
Vorstellung der neuen Museumsdirektorin Dr. Heike Düselder	9
<i>Klaus Alpers</i>	
Nachruf auf Museumsdirektor Dr. Eckhard Michael	11
<i>Klaus Alpers</i>	
Verzeichnis der Schriften von Dr. Eckhard Michael	15
<i>Christoph Wiesenfeldt</i>	
Kleine Lüneburger Glockengeschichte	19
<i>Uwe Plath</i>	
Die ersten Aufführungen von Brahms' „Deutschem Requiem“ in Lüneburg und die Entdeckung zweier Brahms-Briefe (1877–1906)	119
<i>Hans-Cord Sarnighausen</i>	
Amtsjuristen von 1693 bis 1850 an St. Michaelis Lüneburg.	137
<i>Friedrich Schmid Wallis / Hans-Cord Sarnighausen</i>	
Der Lüneburger Notar und Autor Dr. Daniel Ludwig Wallis (1792–1836)	153
<i>Friedrich Brüning</i>	
Professor Dr. h. c. Ludwig Bückmann: Ein Lüneburger Lehrer und Sprachforscher	167
Verzeichnis der Schriften Ludwig Bückmanns	180
<i>Dirk Hansen</i>	
Ein Lüneburger Pädagoge und Demokrat: Prof. Dr. Ernst Gramberg	185
<i>Dirk Hansen</i>	
Kultureller Neubeginn in Lüneburg 1945/47: Erziehung zur Freiheit	197
<i>Otto Puffahrt</i>	
Krugvaterschaft in Lüneburg 1739–1773	237

Thomas Felleckner

Das Lüneburger Handwerk unter den Bedingungen
der Gewerbefreiheit im 19. Jahrhundert 251

Helmuth Stubbe da Luz

Die Lüneburger Jahrhundertfeier 1913
und Wilhelm Görges' kritische Haltung 269

Dietmar Gebrke

Aus der Vorgeschichte – die Grabung in Dahlenburg 295

Uwe Plath

Buchbesprechung: Klaus Alpers, Lüneburg und die Antike 299

Dirk Hansen / Joachim Reschke

Verzeichnisse der Publikationen des Museumsvereins
von 1878 bis 2012 / Autorenregister 301

Vorwort der Herausgeber

Dieses Heft 33 der „Lüneburger Blätter“, das mit nur zwei Jahren Abstand nach Heft 32 erscheint, steht an einer Wendemarke sowohl für den „Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg“ als auch für unser Museum. Der 1878 gegründete Museumsverein war bis 2012 nicht nur Förderer, sondern auch Träger des Museums. Seit diesem Jahre ist er nun nur noch Förderverein, die Trägerschaft ist dagegen an die Museumsstiftung Lüneburg übergegangen.

Der letzte Museumsdirektor des „alten“ Museums, Dr. Eckhard Michael, ist im April 2011 verstorben, und das „neue“ Museum Lüneburg hat seit dem August eine neue Direktorin, Frau Dr. Heike Düselder. Das hiermit vorgelegte Heft 33 würdigt Dr. Michael ebenso, wie es bei seinem Vorgänger Dr. Gerhard Körner (in Heft 27/28, 1987) geschehen war, durch einen Nachruf und das Verzeichnis seiner Publikationen, und stellt die neue Leiterin vor. Parallel zu diesen Veränderungen vollzieht sich ein starker Einschnitt durch den großen Museumsneubau an der Willy-Brandt-Straße, auf der Fläche, die durch die Bomben des 22. Februar 1945 zerstört worden war. Der Grundstein dazu wurde im Frühjahr 2012 gelegt, das Richtfest im September gefeiert.

Wegen dieses tiefen Einschnitts in der Geschichte des Vereins und des Museums haben wir es für angezeigt und angemessen gehalten, einen Blick zurückzuwerfen auf die bedeutenden publizistischen Leistungen, die der Museumsverein seit 1878 bis 2012 für die Erforschung der Geschichte der Stadt und des Fürstentums Lüneburg erbracht hat. Es soll dadurch eine Bilanz gezogen werden, daß – soweit möglich – vollständige Verzeichnisse aller der vom Museumsverein oder in seinem Auftrag veröffentlichten Monographien und Aufsätze sowie Buchbesprechungen in den drei Schriftenreihen „Jahresberichte“ (1878–1901), „Lüneburger Museumsblätter“ (1904–1937) und „Lüneburger Blätter“ (seit 1950) erstellt und in diesem Heft vorgelegt werden. Diese Verzeichnisse und Register sind aber nicht nur eine Leistungsbilanz des Museumsvereins, sondern zugleich nützliche und wichtige bibliographische Hilfsmittel für die Forschung. Wir danken den Herren Dirk Hansen und Joachim Reschke herzlich für die mühevollen und umsichtigen Arbeit, die nötig war, um die Verzeichnisse herzustellen (wobei das von Gerhard Meyer 1987 im Heft 27/28 gedruckte Verzeichnis herangezogen werden konnte).

Im Oktober 2012

Klaus Alpers/Uwe Plath

KLAUS ALPERS / UWE PLATH

Lüneburgs neue Museumsdirektorin



Foto: Tamme

Die beiden traditionsreichen Museen in Lüneburg – das Museum für das Fürstentum Lüneburg und das Naturmuseum – wurden 2012 zusammen mit der Lüneburger Stadtarchäologie unter dem Dach der Museumsstiftung Lüneburg zusammengeführt. Im April 2012 wurde der Grundstein für den Neubau des Museums gelegt, im September dieses Jahres wurde bereits das Richtfest gefeiert. Jetzt konnte auch die seit dem frühen Tode von Dr. Eckhard Michael im April 2011 vakante Leitungsstelle wieder besetzt werden: am 1. August trat die neue Museumsdirektorin, Frau Dr. Heike Düselder, an der Wandrahmstraße ihren Dienst an.

Frau Dr. Düselder (geb. 1965 in Leer) hat nach dem Abitur in ihrer Heimatstadt an der Universität Oldenburg die Fächer Geschichte, Soziologie und Politikwissenschaften studiert und das Studium 1989 mit der Magisterprüfung abgeschlossen. Nach Tätigkeiten am Institut für Politikwissenschaft der Universität Oldenburg, als Museumspädagogische Mitarbeiterin am Niedersächsischen Freilichtmuseum

Museumsdorf Cloppenburg und (von 1992 bis 1993) an der Universität Lüneburg (hier tätig im Projekt „Wiederaufbau einer rechtsstaatlichen Jugendstrafrechtspflege nach 1945“) kehrte sie als Wissenschaftliche Angestellte des dortigen Historischen Seminars an die Universität Oldenburg zurück und wurde hier 1997 mit ihrer Dissertation „Der Tod in Oldenburg. Sozial- und mentalitätsgeschichtliche Untersuchungen zu Lebenswelten im 17. und 18. Jahrhundert“ zum Dr. phil. promoviert.

Auf die Promotion folgten Tätigkeiten in Oldenburg am Niedersächsischen Staatsarchiv, u. a. im Projekt „Quellen zur Geschichte und Kultur des Judentums im nord-westlichen Niedersachsen vom 16. Jahrhundert bis 1945“ und als Projektleiterin im Forschungs- und Ausstellungsprojekt „Adel auf dem Lande“ an der Universität Osnabrück und wiederum am Niedersächsischen Freilichtmuseum Museumsdorf Cloppenburg, wo sie seit 2005 Kuratorin der Ausstellung war. An ihre Mitarbeit im Forschungsprojekt „Handbuch Kulturelle Zentren der Frühen Neuzeit“ am Institut für Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit der Universität Osnabrück schloß sich von 2003 bis 2012 ihre Lehrtätigkeit als Dozentin im Fach Geschichte der Frühen Neuzeit am Historischen Seminar der Universität Osnabrück an. Seit Januar 2009 war Frau Dr. Düselder Leiterin des vom Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur geförderten Forschungs- und Ausstellungsprojektes „Mensch und Umwelt“, und seit 2010 ist sie Geschäftsführerin des Arbeitskreises Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, deren Mitglied sie seit 2001 ist.

Dieser beeindruckenden Breite ihrer verschiedenen bisherigen Tätigkeitsfelder entspricht die große Zahl und Weitschichtigkeit ihrer längeren und kürzeren wissenschaftlichen Veröffentlichungen, unter denen nach Zahl und Umfang Aufsätze zur Geschichte und Kultur des Adels einen deutlichen Schwerpunkt bilden.

Die Leitung des neuen Lüneburger Museums, das die Ausstellungsobjekte der beiden unterschiedlichen bisherigen Museumstypen, derjenigen des kulturhistorischen Museums für das Fürstentum Lüneburg und derjenigen des Naturmuseums, zu einer Institution in einem neu einzurichtenden neuen Hause unter dem Motto „Natur, Mensch, Kultur“ zusammenfassen soll, erfordert naturgemäß nicht nur wissenschaftliche Fähigkeiten und Erfahrungen in diesen drei Bereichen, sondern in hohem Maße auch Kompetenzen bei den speziellen musealen Aufgaben von Ausstellungsgestaltung, Vermittlung in Wort und Schrift an die Öffentlichkeit in Lüneburg und seiner Region bis hin zur Museumspädagogik. Frau Dr. Düselder hat auf allen diesen Feldern erfolgreich gearbeitet und zu den dort gestellten Fragen wichtige und anerkannte Publikationen vorgelegt, wodurch sie sich für die großen Aufgaben, die sie bei uns in Lüneburg erwarten, als vorzüglich qualifiziert nachgewiesen hat. Die Herausgeber der Lüneburger Blätter freuen sich auf die kommende Zusammenarbeit und wünschen ihr viel Glück für ihr Wirken in Lüneburg.

KLAUS ALPERS

Nachruf auf Dr. Eckhard Michael (1952–2011)

Eckhard Michael wurde am 13. Februar 1952 in Hameln geboren. Aufgewachsen ist er in Westerbrak und Amelungsborn (Kreis Holzminden), wo sein Vater als Gutsverwalter tätig war, seine Mutter, eine Landwirtstochter, stammte aus Hunzen. Von 1958 bis 1962 besuchte er die Volksschule in Kirchbrak, dann zunächst das Schiller-Gymnasium in Hameln und darauf das Gymnasium für Jungen in Holzminden. Nach dem Abitur, das er 1970 in Holzminden ablegte, leistete er vom Oktober 1970 bis zum September 1972 seinen Wehrdienst ab und wurde als Leutnant d. R. entlassen. Später absolvierte er mehrere Wehrübungen und wurde zuletzt zum Major d. R. befördert.

Vom Wintersemester 1972 bis zum Sommersemester 1978 studierte Eckhard Michael an der Georg-August-Universität Göttingen Germanistik, Geschichte, Historische Hilfswissenschaften und Kunstwissenschaft, wo vor allem sein Doktorvater, der Historiker Professor Dr. Hans Patze (1919–1995), der Historiker Prof. Dr. Josef Fleckenstein (1919–2004), die Germanisten Professor Dr. Dr. h.c. Karl Stackmann (geb. 1922), Prof. Dr. Albrecht Schöne (geb. 1925) sowie der Kunsthistoriker Prof. Dr. Karl Arndt (geb. 1929) seine akademischen Lehrer waren. Im Sommersemester bestand er das Staatsexamen für das höhere Lehramt. Als Zulassungsarbeit zum Staatsexamen legte er die Arbeit über das *Negotium monasterii Steynensis* von 1497 vor (später gedruckt, siehe unten das Schriftenverzeichnis).

Vom 1. August 1978 bis zum 31. August 1982 war Eckhard Michael als Wissenschaftlicher Angestellter Mitarbeiter in der Inschriftenkommission bei der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, in der Arbeitsstelle Göttingen „Die Deutschen Inschriften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit (DI)“, beschäftigt. Zu seinen Aufgaben gehörten die Geschäftsführung der Inschriftenarbeitsstelle und die Betreuung von Publikationsvorhaben der Kommission. Seine eigene wissenschaftliche Tätigkeit bestand vor allem in der Bearbeitung der Inschriften des Lüneburger St. Michaelisklosters und des Klosters Lüne bis zum Jahre 1550. Diese Arbeit legte er der Philosophischen Fakultät der Georg-August-Universität Göttingen vor, die sie im Herbst 1982 als Dissertation annahm und Eckhard Michael zum Dr. phil. promovierte.

Im Jahre 1978 war der Direktor des Museums für das Fürstentum Lüneburg Dr. Gerhard Körner (1913–1984) pensioniert worden. Aus der Zahl der Bewerber um die ausgeschriebene Stelle wählte die seinerzeit in Lüneburgs Stadtrat regierende Koali-



Foto: Tamme

Dr. Eckhard Michael

1952–2011

tion aus SPD und FDP einen Kandidaten ihrer Vorstellung, der jedoch vom Vorstand und von der Mitgliederversammlung des Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg abgelehnt wurde und demzufolge das Amt nicht antreten konnte. Dr. Körner fungierte daher weiter als kommissarischer Museumsdirektor. In dieser Zeit fiel der Blick einiger der im Vorstand Verantwortlichen auf den eben promovierten Dr. Michael, der während der Vorbereitung seiner Dissertation mehrmals für einige Zeit in Lüneburg in der Bibliothek des Museums gearbeitet und sich dabei und dann vor allem durch seine hervorragende Dissertation als vorzüglicher Wissenschaftler und Kenner der Lüneburger Geschichte erwiesen hatte.

So wurde Eckhard Michael mit Wirkung vom 1. September 1982 Museumsdirektor des Museums für das Fürstentum Lüneburg, zunächst im Angestelltenverhältnis. Um praktische Erfahrungen für die Leitung eines Museums zu sammeln, ging er vorübergehend zu einem Praktikum an das Städtische Museum in Braunschweig. Am 1. Februar 1983 wurde er zum Kustos zur Anstellung unter Berufung in das Beamtenverhältnis auf Probe ernannt, am 1. Juli 1984 erfolgte die Ernennung zum Kustos unter Berufung in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit und am 7. Juli 1986 die Ernennung zum Oberkustos.

Die beklagenswerten personellen Verhältnisse am Museum und die äußerst beschränkten finanziellen Möglichkeiten des Hauses und des Museumsvereins engten Eckhard Michaels Handlungsspielraum sehr stark ein. Die Stelle eines wissenschaftlichen Mitarbeiters, die nach dem Wechsel des Archäologen Dr. Friedrich Laux an das Harburger Helmsmuseum vakant war, blieb zunächst für längere Zeit unbesetzt, wurde dann endgültig dem Museum entzogen und dazu benutzt, den Leiter des Salz museums darauf zu beschäftigen. Das Museum war so zu einem Ein-Mann-Betrieb geworden, da es außer dem Direktor nur noch mit einer Sekretärin, einem Pedell und einem Hausmeister ausgestattet war.

Es war sehr beachtlich und anerkennenswert, was Eckhard Michael unter diesen schwierigen Bedingungen gleichwohl für das Museum hat leisten können. Es seien einige besondere Bereiche genannt. So gelang es ihm, in ziemlich regelmäßiger Folge Ausstellungen bildender Künstler ans Haus zu holen, Kataloge dazu zu gestalten (man vergleiche das unten gedruckte Verzeichnis seiner Schriften) und die Ausstellungen mit eleganten und gekonnten Ansprachen zu eröffnen. Er veranstaltete im Museum regelmäßig Vortragsreihen zur Geschichte und Kunstgeschichte und war in der Stadt bei feierlichen Anlässen vielfältiger Art ein gesuchter und sehr geschätzter Redner, und nicht wenige seiner Vorträge sind später gedruckt worden. An der Lüneburger Universität hat er längere Zeit einen Lehrauftrag wahrgenommen. Sehr beliebt waren die von ihm veranstalteten und geleiteten Exkursionen und die immer sehr gut besuchten Sonntagsführungen im Museum zu jeweils besonderen Themen. Regelmäßig im Winter organisierte er vor allem für Kinder im Museum Aufführungen verschiedener Puppentheater. Gerne gelesen wurden seine regelmäßig in den Heften des „Lüneburger Monatsspiegel“

erscheinenden kleinen Beiträge. Ganz überwiegend von Eckhard Michael verfaßt waren die durchgehend von März 2002 bis Januar 2009 auf der Internetseite des Museums vorgestellten „Objekte des Monats“, die leider viel zu wenig beachtet worden sind.

Beeindruckend ist die große Zahl und Weitschichtigkeit der Veröffentlichungen Eckhard Michaels, die das Verzeichnis seiner Schriften ausweist. Wie er in Lüneburg an Büchern anderer Autoren, die vom Museumsverein publiziert wurden, beratend und wissenschaftlich begleitend mitgewirkt hat (vgl. in diesem Heft in dem Register der Monographien die Bände von Elmar Peter), war er auch als Mitwirkender mit Katalogbeiträgen an Großausstellungen in anderen Städten beteiligt, z. B. der Hamburger Hanseausstellung von 1989 (vgl. das Schriftenverzeichnis!) oder (allerdings in geringerem Maße) der Braunschweiger Ausstellung „Stadt im Wandel“ von 1985 (Katalognummern 203 und 509).

Eckhard Michael hat sich ehrenamtlich in mehreren Funktionen engagiert. Zu seinen Amtspflichten gehörte es, daß er als Schriftführer Mitglied des Geschäftsführenden Vorstands des Museumsvereins war, ein durch viele Jahre hindurch schwieriges Amt. Er war Vorsitzender des Niederdeutschen Verbandes für Volks- und Altertumskunde (jetzt: Niederdeutsche Gesellschaft für Kulturgeschichte) von 1988 bis 1998. Als gesellschaftliches Engagement sind auch die oben erwähnten Wehrübungen zu nennen. Mehrere Jahre (bis 2003) gehörte er als Patronatsvertreter der Klosterkammer Hannover dem Kirchenvorstand von St. Michaelis in Lüneburg an. Seit 1984 war er Mitglied des Lions Club Lüneburg. Im Jahre 1998 wurde er in den Johanniter-Orden aufgenommen und war seit 2000 Ehrenritter des Ordens.

Am 4. April 2011 ist Eckhard Michael nach langer schwerer Krankheit in Bardowick gestorben.

KLAUS ALPERS

Verzeichnis der Schriften von Dr. Eckhard Michael

- Untersuchungen zu einer Bibel des 16. Jahrhunderts aus Emmenhausen, Krs. Göttingen. In: Plesse-Archiv 11, (1976 [1977]), 107–127
- Beiträge zur Geschichte des Benediktinerklosters Steina (Marienstein), Kreis Northeim, im ausgehenden Mittelalter. Mit einer Edition des *Negotium monasterii Steinensis* von 1497. In: Plesse-Archiv 13 (1978), 11–242
- Die Holzskulptur vom Grabmal eines Herren von Plessen aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts in der Kirche zu Hohen Viecheln, Kreis Wismar. In: Plesse-Archiv 16 (1980), S. 65–91
- Zwei Spoliensteine des 17. und 18. Jahrhunderts aus Eddigehausen mit Inschriftenresten. In: Plesse-Archiv 16 (1980), 269–273
- Lüneburg im Lichtbild. Ausstellungskatalog. Lüneburg 1983 (13 S.)
- Günther Weissflog. Lüneburg 1984 (26 S.) [Aus Anlaß einer Ausstellung im Museum im September 1984]
- Bildstickereien aus Kloster Lüne als Ausdruck der Reform des 15. Jahrhunderts. In: Die Diözese Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart 53 (1985), 63–78
- 100 Jahre Landkreis Lüneburg. Hrsg. Landkreis Lüneburg. Lüneburg 1985 (41 S.)
- Das welfische Wappen über dem Portal des Schlosses in Lüneburg. Dem Präsidenten des Landgerichts Heinrich Hoppe von den Angehörigen des Landgerichts Lüneburg. Lüneburg 1986 (Privatdruck, 41 S.)
- Fritz von dem Berge 1560–1623. Zur Biographie eines lüneburgischen Adeligen im Zeitalter der Glaubenskämpfe. Hrsg. Landkreis Lüneburg. Lüneburg 1986 (47 S.)
- Holger Voigts. Skulpturen. Ausstellungskatalog. Vorwort Eckhard Michael, Einführung H. J. Manske. Lüneburg 1986
- Bemerkungen über Lüneburger Geschichte diesseits und jenseits der Elbe. Hrsg. Landkreis Lüneburg. Lüneburg 1987 (35 S.)
- Leonhard Aschenbrenner. Ausstellung zum 80. Geburtstag. Ausstellungskatalog. Lüneburg 1987
- Vita Dr. Gerhard Körner. In: Lüneburger Blätter 27/28 (1987), 13–14
- Karl Gravenhorst 1837–1913. In: Lüneburger Blätter 27/28 (1987), 179–182
- Buchanzeige: Hans-Cord Sarnighausen, 100 Jahre Verwaltungsgericht in Lüneburg, [Lüneburg] 1985. 64 Seiten, 11 Abbildungen und 1 Bezirkskarte. In: Lüneburger Blätter 27/28 (1987), 187

Museumsführer Heimathaus Bleckede. (Bleckede) 1988

[Beiträge in:] Die Hanse. Lebenswirklichkeit und Mythos. Hrsg. v. Jörgen Bracker. Ausstellung des Museums für Hamburgische Geschichte in Verbindung mit der Vereins- und Westbank. Hamburg 1989, Band 2:

- S. 61: Fahrbüchse der Stadt Lüneburg
- S. 77–79: Marktfassade des Lüneburger Rathauses
- S. 228f.: Zwei Eichgefäße (Halb- und Viertelstübchen)
- S. 231: Zwei Eichgewichte (Ein- und Zweipfund)
- S. 263: Siedehaus der Lüneburger Saline (Modell)
- S. 264f.: Siedepfanne
- S. 266f.: Grundriß der gesamten Salinenanlage
- S. 267f.: Deckelkrug („Kausche“) der Gilde der Salinenarbeiter
- S. 389f.: Lüneburger Kran (Modell)
- S. 408: Gedächtnisbild auf den Bürgermeister Springintgut und den Stadtschreiber Marquard Mildehöved
- S. 431f.: Schwurblock
- S. 448: Kissen mit dem Wappen der Stadt Lüneburg
- S. 467: Brautlade der Margarethe Sanckenstede

Die Blütezeit Lüneburgs und ihre Grundlagen. In: Stefan Bursche (Hrsg.): Das Lüneburger Ratssilber. Bestandskatalog XVI des Kunstgewerbemuseums. Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz. Berlin 1990, S. 49–57

Julie Hagen-Schwarz als Malerin. In: Julie Hagen-Schwarz 1824–1902. Ausstellungskatalog. Lüneburg 1990, S. 17–22

Das wiederentdeckte Monument – Erforschung der Ebstorfer Weltkarte, Entstehungsgeschichte und Gestalt ihrer Nachbildungen. In: Hartmut Kugler/Eckhard Michael (Hrsg.): Ein Weltbild vor Columbus. Die Ebstorfer Weltkarte. Interdisziplinäres Colloquium 1988. Weinheim 1991, S. 9–22

Museum für das Fürstentum Lüneburg. Führer durch die Sammlung. Vierte, veränderte und erweiterte Auflage des „Leitfaden durch das Museum“ von Gerhard Körner (†). Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg. Lüneburg 1991 (239 S.)

Hugo Friedrich Hartmann 1870–1960. Malerei und Graphik. Ausstellungskatalog. Lüneburg 1991 (36 S.)

Der „Wittfeitzener Altar“ – Ein Nebentalar aus Kloster Lüne. In: Wolfgang Jürries (Hrsg.): Beiträge zur Archäologie und Geschichte Nordostniedersachsens. Berndt Wachter zum 70. Geburtstag (Schriftenreihe des Heimatkundlichen Arbeitskreises Lüchow-Dannenberg), Lüchow 1991, S. 189–212

Die Klosterkirche St. Michael in Lüneburg als Grablege der Billunger und Welfen. In: Hans Patze / Werner Paravicini (Hrsg.): Fürstliche Residenzen im spätmittelalterlichen Europa (Vorträge und Forschungen XXXVI, hrsg. vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte). Sigmaringen 1991, S. 293–310

[Zusammen mit Dietmar Gehrke] Museum für das Fürstentum Lüneburg. museum. Braunschweig 1991 (130 S., S. 26–33 stammen von D. Gehrke)

- Der Maler Mattheus Deichelbohrer. In: Mattheus Deichelbohrer 1902–1991. Ausstellungskatalog. Lüneburg 1992, S. 11–18
- Individualität und Intuition – Zu den Bildern von Otto Brix und Ruth Himmelmann. In: Bildwelten. Otto Brix, Ruth Himmelmann. Ausstellungskatalog. Bardowick 1992, S. 8–11
- Dettmar, Alexander: Stade. Stadt über dem Horizont. Bearbeiter: Mettjes, Gerd [Bearb.]; Michael, Eckhard [Bearb.]; Güldner, Bettina [Bearb.]; Rieband, Irena [Übers.]; Schünemann, Jana ; Piller, Klaus [Vorr.]. Museumsverein Stade 1993 (72 S.)
- Boris Smertin. Ausstellungskatalog. Moskau 1993 (Kurztext)
- Hans Funk. Zeichnungen. Ausstellungskatalog. Lüneburg 1994
- Das Kreishaus. Die ehemalige Abtei Auf dem Michaeliskloster. Hrsg. Landkreis Lüneburg. Lüneburg 1994 (54 S.)
- Alexander Dettmar: Auf Goethes Spuren; ein [so] Reise durch Deutschland. Ausstellungskatalog. Goethe-Institut Staufen 29.5.–30.6.1994, Stiftung Weimarer Klassik, Stadtschloss Weimar 11.10.–18.11.1994 ; [Schirn-Kunsthalle Frankfurt a.M. 16.7.–14.8.94] St. Ottilien, etwa 1994, [32] Bl., zahlr. Ill.
- Ev.-luth. Pfarrkirche St. Michaelis Lüneburg. Schnell & Steiner. Kleine Kunstführer Nr. 2238. Regensburg 1995
- Vom verlorenen Paradies. In: Gerhard Fietz. Die Suche nach der Bildform des menschlichen Gesichtes im Spiegel der Lebenserfahrungen. Ausstellungskatalog. Lüneburg 1995, S. 9–12
- Die Qualität des Zufälligen. In: Dietger Luckow. Mal- und Farbtücher. Ausstellungskatalog. Lüneburg 1995 (XX S.)
- Die Ausstattung von Kirche und Nonnenchor des Klosters Ebstorf. In: In Treue und Hingabe. 800 Jahre Kloster Ebstorf. Ebstorf 1997, S. 189–196
- Das Zisterzienserkloster Scharnebeck. In: Landkreis Lüneburg (Hrsg.): Einblicke. Drittes Heimatbuch für den Landkreis Lüneburg. Lüneburg 1997, S. 149–164
- Zum Verhältnis Stadt und Landesherr in der Lüneburger Geschichte des Mittelalters und der frühen Neuzeit. In: Christian Lamschus / Hilke Lamschus und Uta Reinhardt (Hrsg.): „Alles was Recht ist!“ 750 Jahre Stadtrecht in Lüneburg. Buch zur Ausstellung. Lüneburg 1997, S. 201–207
- Lüneburg. In: Wolfgang Behringer / Bernd Roeck (Hrsg.): Das Bild der Stadt in der Neuzeit 1400–1800. München 1999, S. 283–286
- Über Arbeiten von Nina Koch. In: Nina Koch. Plastiken 1991–1998. Ausstellungskatalog. Lüneburg 1999, S. 4–5
- Die Schulen des Lüneburger Michaelisklosters um 1700. In: Michaelisakademie e.V. (Hrsg.): Die Michaelisschule. Lüneburg o.J [2000] (S. 1–23)
- Lüneburg wie es früher war. Gudensberg-Gleichen 2000 (71 S.)
- 55 Jahre BBK Lüneburg: die Anfänge. In: BBK Lüneburg 1946–2001. Bund Bildender Künstlerinnen und Künstler Niedersachsen, Bezirksgruppe Lüneburg zum 55-jährigen Bestehen. Ausstellungskatalog. Lüneburg 2001, S. 2–3

- Zur Kirchengeschichte des Hannoverschen Wendlandes im Mittelalter. In: Hannoversches Wendland 15. Lüchow 2001, S. 199–223
- Amelinghausen 1293 bis 1993 – 700 Jahre und mehr. Festvortrag bei der Veranstaltung aus Anlaß des 700jährigen Jubiläums der Gemeinde Amelinghausen am 22. März 1993. In: Christa Krüger / Otto Puffahrt (Hrsg.): Damals. Viertes Heimatbuch für den Landkreis Lüneburg 2001. Husum 2001, S. 97–105
- Das Museum für das Fürstentum Lüneburg. In: Niedersachsenbuch 2001. Hameln 2001
- Rolf Meyn : Aquarelle, Handzeichnungen und Radierungen. Ausstellungskatalog. Lüneburg o.J. [2003] (72 S.)
- Jaspar, Melchior, Bal ... – ein Fingerring aus Kupfer. In: Edgar Ring (Hrsg.): Denkmalpflege in Lüneburg 2004. Lüneburg 2004. S. 7–12
- Portrait eines Lüneburger Bürgerhauses. Das Gebäude der IHK Am Sande 1. Symbol und Mittelpunkt im Wandel der Wirtschaft. Hrsg. Industrie- und Handelskammer Lüneburg-Wolfsburg. Lüneburg 2004 (48 S.)
- Die Geschichte Lüneburgs. Lüneburg: DMS, 2004. (9 S.)
- Das Museum für das Fürstentum Lüneburg. In : Der Bücherfürst des 17. Jahrhunderts Herzog August der Jüngere. Heidelberg 2004
- Die „Sterne“ in Lüneburg. In : Der Bücherfürst des 17. Jahrhunderts Herzog August der Jüngere. Heidelberg 2004
- [Zusammen mit Edgar Ring] Portrait einer Stadt. Ansichten Lüneburgs im 19. Jahrhundert. Lüneburg 2005 (224 S.)
- Das Jahr 1406 und das Patronat des Rates über St. Johannis. Kurzfassung des Vortrags. In: Was die Stadt im Innersten zusammenhält. 1406–2006. 600 Jahre Patronat. Festakt im Rathaus. Hrsg. St. Johannis Kirchengemeinde / Stadt Lüneburg. Lüneburg 2006. S. 8–11
- [Zusammen mit Christiane Stagge] Hansestadt Lüneburg. Der Stadtführer. Wernigerode 2006 [Von E. Michael stammt nur der Abschnitt über Kloster Lüne, S. 57–63. Aktualisiert und bearbeitet von Jens-Uwe Brinkmann weitergeführt bis zur 4. Aufl. 2012]
- Wittorf, Welt und Wolfenbüttel. Ein lüneburgischer Hofmann in braunschweigischen Diensten. In: Detlev Hellfaier (Hrsg.): Der wissenschaftliche Bibliothekar. Festschrift für Werner Arnold (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens 44), Wiesbaden 2009, S. 357–382
- Das Jahr 1406 und das Patronat des Rates über St. Johannis in Lüneburg. In: Lüneburger Blätter 32 (2010), 107–119
- Nachruf auf Gerhard Meyer (1916–2009). In: Lüneburger Blätter 32 (2010), 239–242
- E. Michael war Mitherausgeber der Lüneburger Blätter von Heft 27/28, 1987 bis 32, 2010.

CHRISTOPH WIESENFELDT

Kleine Lüneburger Glockengeschichte

Zur Erinnerung an Hermann Wrede

Fünfunddreißig Glocken zählte der Lüneburger Gärtnermeister und Glockenforscher Hermann Wrede 1904 in seiner grundlegenden Darstellung „*Die Glocken der Stadt Lüneburg*“ für den Bereich der damaligen Stadt Lüneburg.¹ Doch so viele es auch waren, es war nur noch gut die Hälfte der einstigen Glockenherrlichkeit der Stadt, die vier volle Geläute auf ihren vier herausragenden Kirchtürmen besaß, darunter das weit bekannte große Glockenspiel, das der berühmteste Glockengießer des Mittelalters Gerhard van Wou 1491/1492 für die Michaeliskirche geschaffen hatte. Aber nachlassende Wertschätzung der Glocken und der chronische Finanzmangel bei der Unterhaltung der großen Kirchen hatten zu zwei Glockenverkäufen größeren Umfangs geführt: Zur Finanzierung der Kosten für die Umgestaltung der Michaeliskirche verkaufte der sonst so verdiente Landschaftsdirektor v. Bülow 1791 die Glocken ihres Glockenspiels (bis auf drei heute noch dort befindliche) an einen Altwarenhändler; und als 1830/31 der alte Turm der Nicolaikirche abgerissen werden musste, drängten ihre vom Rat ernannten „Juraten“ zum Verkauf der Glocken, um damit wenigstens die Hälfte der Abrisskosten bezahlen zu können. Mag die Glockenzerstörung auch vielen Lüneburgern ans Herz gegangen sein, wirksamen Protest hat es nicht gegeben. Es bedurfte schon eines neu erweckten Interesses für die Glocken, das sich ab 1850 an vielen Orten in Deutschland regte und dessen Repräsentant in Lüneburg Hermann Wrede wurde. Er war nicht nur ein begeisterter Glockenliebhaber; sein musikalischer und fachlicher Sachverstand reichte so weit, dass er auch in wissenschaftlichen Glockenabhandlungen zitiert wurde.²

1 Hermann Wrede, *Die Glocken der Stadt Lüneburg*, in: *Lüneburger Museumsblätter* Heft 1(1904), S. 1–56 (im Folgenden: Wrede, Stadt). 1908/1909 erschien ebenfalls in den *Lüneburger Museumsblättern* Wredes Abhandlung über die Glocken des Landkreises (Hermann Wrede, *Die Glocken des Landkreises Lüneburg*, in: *Lüneburger Museumsblätter* Heft 5 [1908], S. 1–56 und Heft 6 [1909], S. 101–147 im Folgenden: Wrede, Landkreis I bzw. II). Ein weiterer größerer Beitrag von Wrede mit den Beschreibungen der wichtigsten Glocken der Stadt und im Umkreis von Lüneburg erschien 1914 im *Lüneburger Heimatbuch*: Hermann Wrede, *Glocken*, in: *Lüneburger Heimatbuch*. Im Auftrage der Bezirkslehrervereine Lüneburg und Celle herausgegeben von Otto und Theodor Beneke, Bd. II: *Volk und geistiges Leben*, 1914, S. 571–605 (im Folgenden: Wrede, *Heimatbuch*). – Des weiteren wurden für diesen Beitrag Urkunden und Unterlagen vor allem aus drei Archiven benutzt: dem Stadtarchiv Lüneburg; dem Ephoralarchiv in der Superintendentur Lüneburg und dem Landeskirchlichen Archiv Hannover.

2 Z. B. Margarete Schilling, *Glocken, Gestalt und Zier*, Dresden 1988, S. 29.

Mehr als 100 Jahre sind seit den Aufsätzen Wredes vergangen, in denen der historische Glockenbestand Lüneburgs mit den Ablieferungen in den beiden Weltkriegen noch zweimal dezimiert wurde. Aber auch neue Glocken sind hinzugekommen: die fünf Glocken, die zwischen 1926 und 1939 auf Wredes Betreiben für die Wiederherstellung des Glockenspieles auf den Michaelisturm gebracht wurden, und die Glocken nach dem 2. Weltkrieg. Aber so viel neue es auch sind, sie können nicht ausgleichen, was an historischer Vielfalt verloren gegangen ist. Doch ist die Zahl der alten Glocken noch immer so groß, dass sie Lüneburgs Glockengeschichte über die Jahrhunderte erschließen.

Wredes Aufsätze sind heute nur wenigen bekannt; auch erfordert sein vielfältiges Wirken für die Glocken Lüneburgs selbst eine Würdigung und, was in den letzten 100 Jahren mit den Glocken geschehen ist, eine zusammenfassende Darstellung. Daraus ist diese „*Kleine Lüneburger Glockengeschichte*“ entstanden, die – anders als Wrede in seinen Aufsätzen – nicht die Glocken einzeln beschreibt, sondern sie in einem geschichtlichen Überblick darstellt und sich dabei durchweg auf Wredes Arbeiten bezieht. Trotz der vielen Seiten, die es geworden sind, ist es nur eine „kleine“ Glockengeschichte; denn ihr fehlt, was nur Glockensachverständige leisten können: eine umfassende glockenwissenschaftliche („campanologische“) Untersuchung der Lüneburger Glocken. Ein kurz gefasster Überblick zu Ursprung, Ton und Guss der Glocken ist dabei zur Einführung unumgänglich.

Hans Joachim Boldt danke ich für die Überlassung der Fotos von den historischen Glocken der Lüneburger Kirchen.

1. ZUR GLOCKE

1.1. Vom Ursprung der Glocke

Glocken gehören zu den ältesten Klangkörpern der Menschheit.³ Sie finden sich in vielen Kulturen, in mannigfaltigen Formen und Größen, unter Verwendung unterschiedlicher Materialien (Eisen, Bronze, Holz, Ton) und zu den verschiedensten Zwecken. Ihre Kulturgeschichte reicht bis ins 4. Jahrtausend vor Christus. Vermutlich entwickelte sich ihre Form aus Fruchtschalen und Holzgefäßen, wie sie bis heute bei Naturvölkern gebräuchlich sind. Als ihr Ursprungsland gilt China. Von dort aus verbreitete sie sich über den Vorderen Orient bis in den Mittelmeerraum. Armenier, Assyrer, Ägypter, Griechen und Römer kannten schon gegossene Glocken.

Tief in ihre Geschichte reicht auch ihre kultische Verwendung. Die Glocke soll Glücksbringer gewesen sein und ihr eherner Klang die Kraft gehabt haben, böse Geister zu vertreiben. Dem frühen Christentum galt sie darum zuerst auch als heidnisch. Kirchenväter predigten gegen den Aberglauben, der mit ihnen verbunden

³ Zur Geschichte der Glocke: Kurt Kramer, *Die Glocke. Eine Kulturgeschichte*, Kevelaer 2007.

wurde. Auch die einzige Stelle im Neuen Testament, die sich in einem weiteren Sinn auf Glocken bezieht,⁴ lässt noch keine besondere Wertschätzung der Glocken erkennen. Mit der Zeit aber muss ihr Klang zu schön und als Ruf zu innerer Einkehr zu einladend gewesen sein, als dass sie nicht auch in die Kirchen Eingang fanden. Den Anfang machten die Einsiedler-Mönche in Ägypten: Glocken riefen sie zum gemeinsamen Gebet zusammen. Über Klöster Italiens und Frankreichs gelangten die Glocken dann zu den irischen Mönchen, die sie als Handglocken auf ihren Missionswegen durch Deutschland mitnahmen.

So werden vermutlich auch die ersten Glocken nach Lüneburg gelangt sein. Noch waren sie klein; aber mit den irischen Mönchen begann ihre rasante Verbreitung und Weiterentwicklung von der klingenden Handglocke bis zum klang- und tonenschweren Instrument am Ende des Mittelalters. Kirchen wurden selbstverständlich mit Glocken ausgerüstet und dazu bald auch Türme errichtet, deren vornehmste und wichtigste Aufgabe die Beherrschung der Glocken war. Beschleunigt wurden sie bis zur Fertigstellung der Glockenstube erbaut, während die Turmspitze durchaus noch Jahrzehnte warten konnte, wie es auch bei den Lüneburger Kirchtürmen der Fall war.⁵

Bei der Rezeption der anfangs als heidnisch abgelehnten Glocken half eine Stelle aus dem Alten Testament. Nach 2. Mose 28, 33–35 sollte Aaron, der Bruder des Mose, am Saum seines priesterlichen Gewandes goldene Glöckchen tragen. Es gab also „Glöckchen“ – wenn auch besonderer Art –, die nicht unter das Verdikt des Aberglaubens fielen, sondern zu heiligem Dienst verordnet waren. Was auch immer der ursprüngliche Sinn dieser Glöckchen am Gewande Aarons gewesen sein mag, sie wurden im Verlauf der Überlieferung als Symbole der christlichen Heilsbotschaft gedeutet. Damit war eine Deutung erschlossen, die für die christliche Sinngebung der Glocken bis heute grundlegend ist: Glocken dienen der Verkündigung. Sie erinnern an Gott und rufen zu Gottesdienst und Gebet. Das wurde zu ihrer zentralen Aufgabe, wengleich der umstrittene Glaube an ihre das Böse vertreibende Kraft daneben lange noch lebendig blieb.

Seit der „Christianisierung“ Europas begleiten Glocken den Weg der Menschen. Gleich ob sie zu Hause oder unterwegs waren, sie hörten ihren Klang. Glocken läuteten zu Gottesdiensten, zum Gebet und zur Arbeit. Sie läuteten zu Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen, bei Feuer und Sturm, bei Kriegsgefahr und zur Begrüßung des Friedens, ja auch zum Empfang von Fürsten und zur Eröffnung von Märkten und Messen. All das lässt sich auch für Lüneburg belegen. Geistliche und weltliche Zwecke gingen dabei ineinander über. Lüneburgs alte Glockeninschriften lassen keine grundsätzlichen Unterschiede zwischen Rathaus- und Kirchturmglocken er-

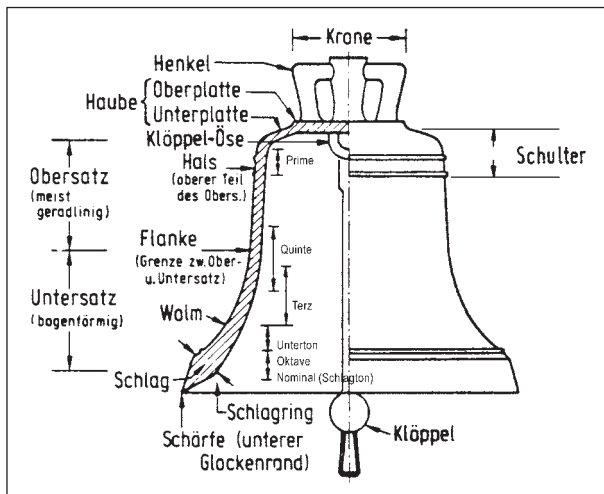
4 1. Korinther 13,1 schreibt der Apostel Paulus: „Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.“

5 Vgl. für St. Johannis: Wolfgang Lehne, Sicherungskonstruktionen am Turm der St. Johanniskirche in Lüneburg, Diss. Braunschweig 1995, S. 34; für St. Michaelis: Georg Wilhelm Reuter, Die St. Michaeliskirche in Lüneburg, 1918, S. 16; für St. Nicolai: Hansjörg Rümelin, St. Nicolai in Lüneburg, Hannover 2009, S. 577f.

kennen. Schon das bloße Schlagen einer Uhrschlagglocke hatte über die Zeitanzeige hinaus den Zweck, die Menschen an ihre Zeitlichkeit zu erinnern. Wo und wann Glocken läuteten, immer schwangen ihre Bedeutungsgehalte mit, die in den Glockeninschriften festgehalten sind. Glocken verstanden sich danach als Rufer, die die Menschen an die tieferen Gründe ihres Daseins erinnern wollten. Das konnte ihnen aber nur gelingen, weil ihr Ton die Eigenschaft hatte, in ihnen eine solche Resonanz hervorzurufen, die zum Innehalten und zur Rückbesinnung auf die Gründe ihres Daseins führt.

1.2. Vom „Ton“ der Glocke

Ausschlaggebendes Qualitätsmerkmal einer Glocke ist also ihr Klang. Seine ständige Verbesserung und Vervollkommnung war entscheidendes Motiv bei der Fortentwicklung der Glockenform. Man muss dazu wissen: Beim Anschlag der Glocke wird nicht – wie man zunächst denken könnte – nur ein Ton erzeugt, sondern eine Fläche in Schwingung gebracht,



Glocke (im Schnitt) mit Bezeichnungen

Freundlicherweise zur Verfügung gestellt von Kurt Kramer

dem *Glockenprofil*, in dem alles begründet ist, was die Klangqualität einer Glocke ausmacht: „die Genauigkeit des Tones, die wohlabgestimmte Innenharmonie und Mixtur, der anhaltende Nachhall“. ⁷ Glockensachverständige unterscheiden dabei Unteroktave, Prime, die im Idealfall identisch ist mit dem „Schlagton“, Terz, Quinte und Oktave als die wichtigsten Teiltöne einer harmonischen Glocke. Sie sind mit den

fläche in Schwingung gebracht, die, ihren eigenen Gesetzen folgend, sich in verschiedene Schwingungsbereiche aufteilt und entsprechend verschiedene „Teiltöne“ hervorruft, die von Natur aus nicht in Harmonie zueinander stehen. Zur Kunst des Glockengusses gehört es darum, der Glocke eine solche Form zu geben, dass ihre Teiltöne in einem harmonischen Verhältnis zueinander stehen, so dass ein wohlklingender und lange nachwirkender Klang entsteht. ⁶ Das ist vor allem abhängig von ihrer Gestalt,

⁶ Zum Folgenden die übersichtliche Darstellung von Gerhard D. Wagner, *Glockenklang und Harmonie*, in: *Glocken in Geschichte und Gegenwart*, Band I, bearbeitet von Kurt Kramer, Karlsruhe 1986, S. 73–78.

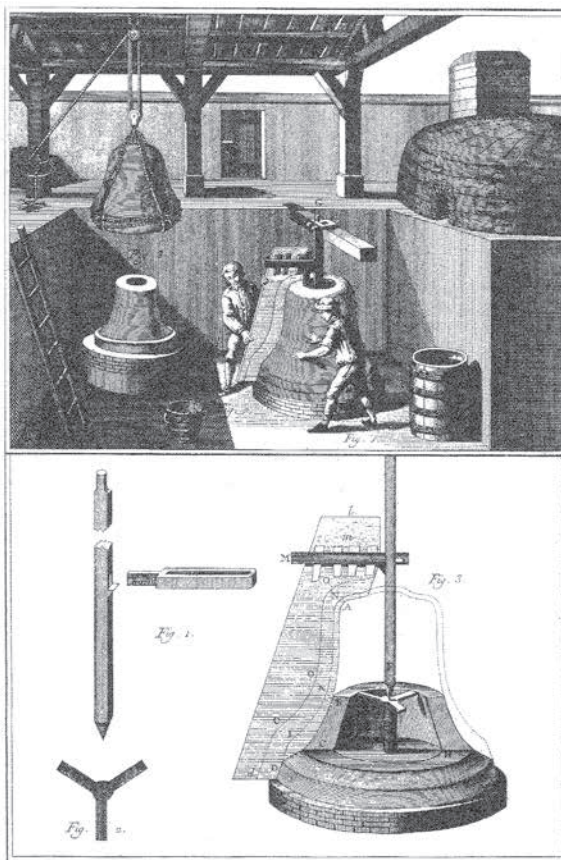
⁷ So der Glockengießer Hans-Gerd Rincker, *Der Glockenguss*, in: *Glocken in Geschichte und Gegenwart* Bd. I (wie Anm. 6), S. 137–147; Zitat S. 140

besonderen Stimmgabeln der Glockensachverständigen messbar. Dagegen ist der „Schlagton“, d. h. der Ton, der beim Anschlag der Glocke als kurzer scharfer Klang für den Hörer entsteht, mit physikalischen Messgeräten nicht erfassbar. Er wird heute auch als „Residualton“ bezeichnet, d. h. als subjektiver Eindruck bei gleichzeitiger Wahrnehmung von mehreren Teiltönen im menschlichen Gehör.⁸

1.3. Vom Guss der Glocken

Im frühen Mittelalter sind die Glocken fast ausschließlich in Klöstern und an Bischofssitzen gegossen worden. Besonders die Benediktiner brachten es dabei zu hoher Blüte. Erst ab dem 13. Jahrhundert übernahmen städtische Handwerker die Kunst des Glockengusses von den klösterlichen Werkstätten. Auch wenn schriftliche Belege dafür fehlen, hat es vermutlich auch im Bereich des Lüneburger Michaelisklosters eine solche Werkstatt gegeben, in der die ältesten Glocken der Stadt gegossen wurden. Mit *Hermannus Clocghetere*, der 1291 das Lüneburger Bürgerrecht erwarb, und erst recht mit *Meister Ulricus*, der 1325 eine Glocke für die Michaeliskirche fertigte, tauchen erstmals Gießerpersönlichkeiten in Lüneburg auf.

Die Technik der Glockenherstellung, wie sie in den Klöstern geübt wurde, hat der *Mönch Theophilus* aus dem Kloster Helmarshausen in seiner zu Beginn des 12. Jahrhunderts verfassten „*Schedula diversarum artium*“ beschrieben: Auf einer drehbaren Spindel wurde zunächst der Glockenkern (d. h. ihr späterer Innenraum) aus Lehm modelliert, darüber dann das Modell



Fonte des Cloches, Fabrication du Morte.

Das Formen der Glocke. Illustration aus: Diderot/ D'Alembert, *Encyclopédie méthodique*, Paris 1766 (Freundlicherweise zur Verfügung gestellt von Kurt Kramer)

⁸ Hierzu: Gerhard D. Wagner, Die Schlagton-Errechnung nach Schouten, in: *Glocken in Geschichte und Gegenwart* Bd. I (wie Anm. 6), S. 83–87.

der künftigen Glocke aus Wachs oder Talg geformt und anschließend der Glockenmantel (wiederum aus Lehm) aufgetragen. Das geschah in mehreren Arbeitsgängen, unterbrochen durch ausgiebige Trocknungsphasen. Nachdem dann noch das ebenfalls aus Wachs gefertigte Kronenmodell aufgetragen und eingeformt war, wurde die Glocke in die vorbereitete Gussgrube gebracht und der Guss vorgenommen. Das Wachs wurde durch Hitze zum Schmelzen gebracht, aus der Form gelassen und in die dadurch entstandene Hohlform die flüssige „Glockenspeise“ geleitet, die schon nach Theophilus die noch heute übliche Zusammensetzung von etwa 78 % Kupfer und 22 % Zinn haben sollte.⁹

Dieses *Wachsausschmelzverfahren* wurde abgelöst durch das sog. Lehmform- oder *Mantelabhebeverfahren*, nach dem sämtliche große Kirchenglocken Lüneburgs gefertigt sind und das bis heute die Technik des Glockengusses bestimmt. Der Glockengießer Hans Gerd Rincker hat es so beschrieben¹⁰: Nach dem ersten und wichtigsten Arbeitsgang, dem Errechnen des Glockenprofils, wird den Berechnungen entsprechend aus Holz eine Schablone hergestellt, die an einer senkrecht stehenden Spindel drehbar befestigt wird. Für den darauf folgenden Glockenguss wird zunächst aus Ziegeln und einer darüber aufgetragenen Lehmschicht der innere Kern der Glocke gebildet, der zwecks Hitzezufuhr innen hohl ist. Durch Drehung der Schablone wird er so glatt gestrichen, dass er genau die errechnete Form des inneren Hohlraumes der zu gießenden Glocke hat. Darüber wird – nach einer Trennschicht aus Talg – das Modell der Glocke, die sog. „falsche Glocke“, gebildet, indem auf den Kern feine Lehmschichten aufgetragen und durch die nun bis zur errechneten Außenform der Glocke ausgeschnittene Schablone glatt gestrichen werden. Danach wird die „falsche Glocke“ von einem „Mantel“ umgeben, der, um dem Druck beim Glockenguss standzuhalten, noch durch Bänder und Schnüre eingefasst ist. Der Mantel wird sodann mit einem Kran abgehoben, die „falsche Glocke“ abgeschlagen, die Kernform in die Grube gehoben und der Mantel genau darüber gesetzt, so dass in den durch Entfernen der „falschen Glocke“ entstandenen Hohlraum die Glockenspeise fließen kann.

Die Technik des Mantelabhebeverfahrens ermöglichte die Anbringung von Inschriften und Glockenzier, die bei den älteren Glocken noch nicht üblich war. Sie geschah – wie bei der Lüneburger „Großen Marktglocke“ (1385) – durch Einritzungen in den abgehobenen Glockenmantel oder – später und technisch vollkommener – mit Hilfe von Modells aus Wachs, die auf der „falschen Glocke“ angebracht wurden und im Glockenmantel ihren Negativabdruck hinterließen, der beim Glockenguss mit ausgefüllt wurde. Glockengießer hielten Vorlagen für solche Modells in ihren Werkstätten bereit und führten sie in ihren Wagen mit, wenn sie für ihr Handwerk in ferne Städte reisten.

⁹ Vgl. Kramer (wie Anm. 3), S. 75ff.

¹⁰ Rincker (wie Anm. 7), S. 140f.

2. DER LÜNEBURGER GLOCKENGUSS IM MITTELALTER

Glockensachverständige unterscheiden für das Mittelalter drei Glockenformen, die aus der jeweils vorigen Form entwickelt sind und das Bestreben nach Vervollkommnung des Klanges erkennen lassen:

- die *Bienenkorbglocken*, die in ihrer gedrungenen Form noch recht dumpf klangen,
- die *Zuckerhutform* (etwa ab Mitte des 12. Jahrhunderts) mit leicht geschwungenem Profil, die schon hellere und vollere Klänge erzeugte,
- die *gotische Rippe*, die sich ab Beginn des 13. Jahrhunderts kontinuierlich entwickelte und in der die Glocke ihre bis heute maßgebende Form gefunden hat: von oben nach unten leicht auseinandergehend mit einem dicken Schlagring unten und einem nach innen abgeschragten Rand. Sie hat sich als optimal für den Glockenklang erwiesen.

Es macht die Vielfalt der Lüneburger Glockenlandschaft aus, dass sich darunter auch noch einige Glocken befinden, die als Ausläufer der Bienenkorbform anzusehen sind bzw. die Zuckerhutform aufweisen.

2.1. „Burgglocke“ von 1200 (St. Michaelis)

Lüneburgs jetzt älteste Glocke, die sog. „Burgglocke“, hängt im Michaeliskirchturm. Sie gehört dort zu den kleinen Glocken, ist mit 77 cm so hoch wie ihr Durchmesser, gleichwohl in sich von massiver Gestalt und starkem Rand. Sie ist schlicht, trägt weder Inschrift noch Verzierungen. Wrede schätzte sie auf ca. 1200.¹¹ Die Glocke hat einen hellen Ton, der im Geläut zusammen mit anderen Glocken kaum wahrzunehmen ist; als Einzelgeläut aber stellt er für Lüneburg ein einmaliges Zeugnis für den Klang solcher alten Glocken dar. Wrede, der die Bezeichnung „Bienenkorbglocke“ noch nicht kannte, nannte sie „die birnförmige Glocke“. Die Glocke muss schon in der Kirche des alten Michaelisklosters auf dem Kalkberg gehangen haben, die nach der Zerstörung der Burg durch die Lüneburger im Jahre 1371 abgerissen wurde.



Burgglocke (Foto Boldt)

In seinem „Nachtrag“ über die „Glocken der Stadt Lüneburg“ hat Wrede

¹¹ Wrede, Stadt (wie Anm. 1), S. 43f.



Benediktglocke im Lüneburger Museum

abgerissenen St. Cyriakuskirche am Kalkberg stammt.¹³ Die benachbarte Michaeliskirche wird damals auch ihre Glocke(n) geerbt haben.

Aus ähnlich früher Zeit stammt auch die Viertelstundenschlagglocke (Höhe 62 cm, 160 kg) in der Laterne des Michaeliskirchturms. Sie wird ins 13. Jahrhundert datiert. 1762 wurde sie noch als Läuteglocke aufgeführt; erst mit der Einrichtung einer Turmuhr an der Kirche wurde sie Uhrschlagglocke.

2.2. Die Benedikt-Glocke

Eine „Zuckerhutglocke“ besitzt Lüneburg mit der kleinen „Benediktglocke“, die Wrede 1909 im Dachreiter des 1787 errichteten Benedikt-Hospitals entdeckte und die bald darauf ins Museum überführt wurde.¹⁴ Wrede kennzeichnete sie als „echtes Übergangsstück“: Sie zeige, „wie sich in unserer Gegend die gotische Glockenform aus der romanischen entwickelt“ habe. Ihr Durchmesser beträgt 45 cm, ihre Höhe 41 cm. Wrede setzt ihre Entstehung auf die Zeit bis 1250.

das Alter dieser Glocke noch einmal besonders hervorgehoben.¹² Für ihre Zeit war sie „eine recht große Glocke“, ähnlich geformt wie die berühmte „Clinsa“ in Merseburg aus dem 12. Jahrhundert. Gussnähte bezeugen zwar, dass auch sie schon nicht mehr nach dem Wachs ausschmelzverfahren des Theophilus hergestellt wurde; gleichwohl gehört sie zu den ältesten aus dem Mittelalter noch erhaltenen Glocken.

Die Burgglocke hat eine Schwester. Seit 1792 hängt sie im Turm der Embser Kirchengemeinde, die ihre damals gesprungene Glocke gegen zwei Glocken aus dem Schatz der Michaelisglocken, die der Händler Isaac Abraham Arons erstanden hatte, ausgetauscht hat. Wrede schreibt sie dem Gießer der birnförmigen Glocke zu und vermutet, dass sie aus der alten, 1639

¹² Wrede, Die Glocken der Stadt Lüneburg (Nachtrag), Lüneburger Museumsblätter 3 (1906), S. 56–59.

¹³ Wrede, Landkreis I (wie Anm. 1), S. 37–40.

¹⁴ Wrede, Die Benediktglocke des Museums, in: Lüneburger Museumsblätter 8 (1912), S. 385–392.



Die drei „romanischen“ Glocken im südlichen Turm des Bardowicker Doms mit den Schlagtönen fis – a – c“. Deutlich ist bei der kleinsten Glocke rechts die Zuckerhutform zu erkennen, während die beiden anderen noch zur Bienenkorbgeneration gehören.

Auf einer Seite befindet sich ein von einer Ranke umrahmtes Doppelrelief von Petrus (mit Schlüssel und Evangelienbuch in den Händen) und dem segnenden Christus. Zwei weitere Reliefs zieren den oberen Glockenrand: eine Kreuzigungsgruppe mit Maria und dem Jünger Johannes und eine ebenfalls aus drei Personen bestehende Gruppe, die wohl Christus in der Mitte der beiden Emmausjünger darstellt. Die recht willkürlich erscheinende Anbringung der Reliefs lässt nach Wrede erkennen, dass der Künstler noch keine Vorbilder für die Anordnung seines Schmuckes gehabt hat.

2.3. Das Bardowicker Domgeläut

Das Bardowicker Domgeläut vereinigt in fast einmaliger Weise fünf Glocken aus dem Mittelalter, von denen zwei noch der Bienenkorbgeneration zuzurechnen sind, die dritte die Zuckerhutform erkennen lässt und zwei weitere, die des Meisters Ulricus, schon die Form der gotischen Rippe aufweisen. Sie befinden in den Glockenstuben der beiden Türme: die zwei großen des Ulricus, die Sonntags- und die Bußglocke, im Nordturm, die drei älteren kleinen im Südturm. Über deren Geläut geriet

Wrede fast ins Schwärmen: „Wirklich besitzt der Bardowicker Dom, was sehr selten in deutschen Landen verkommen dürfte, ein vollständig erhaltenes, gut abgestimmtes Dreigeläute aus romanischer Zeit.“¹⁵

Die drei „romanischen“ Glocken stammen vermutlich auch aus den Werkstätten des Michaelisklosters. Wrede datierte sie auf „um 1190“ und ging dabei von der Vermutung aus, dass sie unmittelbar nach der Zerstörung Bardowicks im Jahre 1189 durch Heinrich den Löwen gefertigt seien, der die Vorgängerglocken samt anderem Kirchgerät nach Ratzeburg in den neu gestifteten Dom gebracht habe. Möglich ist aber – vor allem für die Zuckerhutglocke – auch eine spätere Entstehungszeit. Diese ist die kleinste unter den dreien, während die anderen beiden untereinander wie Schwestern erscheinen, doch unterscheidet sich die größere von der anderen durch ihre raue Oberfläche.¹⁶ Äußerlich schmucklos, überrascht die Tonqualität.

Alle fünf Glocken haben die Jahrhunderte unbeschädigt überstanden und werden heute noch regelmäßig geläutet. Kunstgeschichtlich sind sie von so hohem Wert, dass sie in beiden Weltkriegen nicht abgeliefert werden mussten. Als sechste Glocke besitzt der Dom noch die kleine Uhrglocke auf dem Dachfirst aus dem Jahre 1880; und zur Entlastung der romanischen Glocken kam im April 2011 noch eine neue Läuteglocke hinzu. Sie wiegt 256 kg, hat den Ton d² und trägt die Inschrift, die die Namensgeber des Domes (Peter und Paul) aufnimmt: „Der in Petrus wirksam gewesen ist zum Apostelamt unter den Juden, der ist auch in Paulus wirksam gewesen unter den Völkern und derselbe wirkt noch heute unter euch. Dom zu Bardowick.“

2.4. Die Glocken des Meisters Ulricus mit den ältesten Glockeninschriften Lüneburgs

Auch die nächst zu erwähnende Glocke führt noch tief in die Geschichte Lüneburgs zurück. Auch sie hing erst noch im alten Michaeliskloster auf dem Kalkberg, ehe sie nach dessen Zerstörung in die 1376–1418 neu erbaute Michaeliskirche überführt wurde. 1325 wurde die Glocke gegossen, 1791 fiel sie den Bülowischen Verkäufen zum Opfer. In den Sammlungen des Chronisten Ludwig Albrecht Gebhardi aus dem Michaeliskloster ist sie beschrieben.¹⁷ Danach muss sie schon eine repräsentative Glocke gewesen sein. Ihre Inschrift ist in der Stadtchronik des Stadtsekretärs Johann Heinrich Büttner († 1746) und in der von Frantz Michelsen (1722) überliefert:

1325 ist eine Klocke gegossen, so auf'n Kalkberg in St. Michaelis-Kloster gehangen, als aber dieses Kloster 1371 abgebrochen und in die Stadt transferiret, ist diese Klocke auch hineingebracht, so noch heutzutage im Thurm St. Michaelis hängen: darauf ste-

¹⁵ Wrede, Landkreis I (wie Anm. 1), S. 10.

¹⁶ Zuckerhutglocke: Höhe 44,6 cm, Gewicht: 60 kg; die beiden anderen Glocken: 68 cm und 200 kg bzw. 57 cm und 110 kg.

¹⁷ Ludwig Albrecht Gebhardi, Collectaneen, Exemplar der Ratsbücherei Lüneburg Bd. I,2 S. 368f.; VI,2 S. 445.

*het oben herum in alten großen Mönchsschriften dieser Vers: Dum trahor audite voco vos ad sacra venite Ao Domini M CCC XXV VI KL Aug Olricus me fecit.*¹⁸

Mit der Inschrift nennt die Glocke ihren Gießer: Olricus. Wrede fand weitere Glocken des Ulricus in Raven (1309), Veerßen (1332) und in Bardowick. Auf der Bardowicker Sonntagsglocke entdeckte er in kleiner Kursivschrift auch noch den Schriftzug „*ulricus me fecit*“. Eine 1901 vorgenommene Neuaufhängung hatte ihn unerwartet ins Licht gesetzt.¹⁹

Ulricus' Glocken unterscheiden sich von den noch älteren Glocken Lüneburgs schon durch ihre Größe: sie sind erheblich schwerer und massiver; sie sind schmuckvoll gestaltet und tragen eine Inschrift, mit der sich die Glocke zu erkennen gibt.²⁰ Weist die der Bußglocke, die die gleiche ist wie die auf der veräußerten Michaelisglocke („Kommt zu den Gottesdiensten“), sie als zum Gottesdienst einladende Glocke, also als „Sonntagsglocke“, aus, so die der anderen nur wenig kleineren diese als Gebetsglocke.²¹ Denn sie trägt die Inschrift, die auf hunderten von mittelalterlichen Glocken erscheint und häufig mit dem aus dem 13. Jahrhundert herrührenden Angelusgeläut in Verbindung gebracht wird, doch dürften die Traditionen des Gebetsgeläutes vielfältiger sein²²:

· OREX · GLORIE · XPE · VENJ · CVM · PACE · ²³

Schriftband am oberen Rand der Bardowicker Sonntagsglocke mit dem Gesicht (wohl dem des Ulricus) im „V“. Ulricus verzierte seine Inschriften mit einem feinen Schmuck von Ranken und Blättern. Das menschliche Gesicht, das er dabei aus dem Buchstaben „V“ in der Inschrift hervorstrahlen ließ, darf als Dokumentation für den Vorgang verstanden werden, wie mit der künstlerischen Gestaltung der Glocke nun auch der Gießer aus seiner Anonymität heraustritt.



18 Die lateinische Inschrift übersetzt: „Wenn ich gezogen werde, hört. Ich rufe euch zu den Gottesdiensten. Kommt! Im Jahre des Herrn 1325, am 27. Juli hat mich Olricus gemacht.“ – Beginnend mit diesem Eintrag sind in der Büttner- und in der Michelsen-Stadtchronik jeweils zum Jahr ihres Gusses alle großen alten Glocken Lüneburgs festgehalten. Neben dem Gewicht (und manchmal auch dem Preis) interessierten dabei vor allem die Inschriften und Abbildungen auf den Glocken. Es ist anzunehmen, dass man dazu auch auf die Glockenstühle gestiegen ist und die Inschriften neu entziffert hat, was nicht immer leicht war. Fehler sind dabei nicht ausgeblieben, die dann auch weiter abgeschrieben wurden.

19 Wrede, Landkreis I (wie Anm. 1), S. 15.

20 Sonntagsglocke: Durchmesser 1,23 m, Höhe ohne Krone 98,8 cm, Gewicht 1.060 kg; Bußglocke: Durchmesser 1,36 m, Höhe ohne Krone 1,08 m, Gewicht 1.500 kg.

21 Die damit nicht übereinstimmenden jetzigen Bezeichnungen „Bußglocke“ und „Sonntagsglocke“ dürften späteren Ursprungs sein.

22 Hans Otte, Glockenkunde, Leipzig ²1884 (Nachdruck o. J.), S. 36; Albert Schmidt, Geschichte und Symbolik der Glocken, in: Glocken in Geschichte und Gegenwart I (wie Anm. 6), S. 18.

23 „O König der Herrlichkeit, Christe, komm mit Frieden.“

Was ist die Absicht solcher Inschriften gewesen, wo sie doch meist nur schwer zugänglich sind und in den dunklen Glockenstühlen noch schwerer zu entziffern? Geht ihnen der nächst liegende Zweck, die Information für den Betrachter, fast ganz ab, muss ihr Sinn umso mehr mit dem Auftrag der Glocke zusammenhängen. Mittelalterliche Glockeninschriften drücken aus, wozu die Glocken geweiht wurden und was ihnen zugetraut wurde: dass sie mit ihrem Geläut Schutz und Beistand gewährten und die bösen Mächte vertrieben. Verbunden mit diesem Glauben hatten die Inschriften ebenso wie die Heiligendarstellungen auf den Glocken den Sinn, die Kraft der Glocke stärken.²⁴ Mit einer Inschrift versehen, war sie nicht mehr ein namenloser Gegenstand im Turm; sie erhielt ihre Identität, wurde eine *Person*, die ihre Bestimmung zu ihrem heiligen Dienst auch als eigenes *Ich* formulieren konnte. Neuere Untersuchungen zu den mittelalterlichen Glockeninschriften heben darum den Zusammenhang mit dem Auftrag hervor, der ihnen mit der Weihe zugetraut wurde: mit ihrem Geläut den Schutz der Heiligen zu erreichen.²⁵ Das gilt erst recht für die Inschrift der Bardowicker Sonntagsglocke, die sich auch auf den Ulricus-Glocken in Raven und Veerßen befindet. Deutlich ist der Anklang an Psalm 24 „Machet die Tore weit, dass der König der Ehren (Herrlichkeit) einziehe“ und an die Geschichte vom Einzug Jesu in Jerusalem. Bei der Glockenweihe wurden Psalmen verlesen. Eine moderne Deutung der Inschrift im Sinne eines bloßen Friedenswunsches griffe zu kurz;²⁶ es geht um das Kommen Christi mit seinen stärkenden *himmlischen* Kräften.

Die Glockenweihe, bei der die Glocken ihre Namen nach ihren „Patronen“ erhielten, hatte sich trotz gewichtiger Gegenstimmen im Mittelalter durchgesetzt und oblag dem Bischof, wahrscheinlich deshalb, weil sie häufig zugleich mit der Kirchweihe vorgenommen wurde. Darum enthielt sie auch ähnliche Handlungen: die Reinigung der Glocke durch Waschung mit Wasser, die Salbung mit Öl, die Besprengung mit Weihwasser und schließlich ihre Segnung, die Benediktion, was ihr auch die angreifbare Bezeichnung „*Glockentaufe*“ einbrachte.²⁷ Dass diese Weihehandlungen durch den Bischof oder seinen besonderen Beauftragten geschahen, hob die Glocke über

24 Nach der Beschreibung Gebhardis zierten auch vier kleine Reliefs die Michaelisglocke des Ulricus: zwei Kreuzes-, eine Marien- und eine Christusdarstellung. Wrede (Stadt [wie Anm. 1], S 46–48) fand sie auch auf verschiedenen Bronzetaufen und auf der namenlosen Glocke in Oldenstadt.

25 So Konrad Bund, Die Glocke als – auch liturgisches – Denkmal. Eine Einführung, in: Jahrbuch für Glockenkunde, im Auftrag der Stiftung des Deutschen Glockenmuseums herausgegeben von K. Bund u. a., Bd. 11/12 (1999/2000), S. 1–14; Edmund Kizik, Die Funktion der Glockeninschriften. Ein Versuch ihrer Einteilung unter methodologischem Aspekt, Jahrbuch für Glockenkunde, Bd. 13/14 (2001/2002), S. 1–12. Kizik vermutet gar „*transzendente Kontaktaufnahme*“: „Glockeninschriften also, auf hohen Glockentürmen meist unerreichbar, sind von den Stiftern und geistigen Autoren dazu bestimmt, mit der außerhalb von ihnen bestehenden Realität Kontakt aufzunehmen.“ (S. 4).

26 Jörg Pöttgen, Überlegungen zur Typisierung von Glockeninschriften, in: Jahrbuch für Glockenkunde (wie Anm. 25), Bd. 13/14 (2001/2002), S. 13f.: „Hier ist darauf hinzuweisen, dass dieser Spruch, der bereits ab 1200 verwendet wird und auf Hunderten von Glocken vorkommt, eine Zusammenstellung von Psalm 24 ist, der in der Kirchweihe/Glockenweihe gebetet wird und somit im Zusammenhang der Konsekration der Glocke als *vas sacrum* [heiliges Gerät] steht. Die Bezeichnung ‚Friedensgebet‘ trifft den Sachverhalt nur unzureichend.“

27 Zur Glockenweihe: Otte (wie Anm. 22), S. 16–19.



Bardowicker Sonntagsglocke (links) und Bußglocke (rechts)

andere kirchliche Gegenstände hinaus und unterstrich den Glauben an sie als eines wirksamen heiligen Instrumentes. Hat die Reformation mit ihrer Ablehnung der Anrufung der Heiligen den Glocken auch diese Fähigkeit abgestritten, so blieb doch der Brauch, dass die Glocke ihren Auftrag als eigenes Ich formulierte, auch über die Reformation hinaus bestehen. Inschriften, wonach es ihre Aufgabe war, zu Gottesdienst und Gebet zu rufen, wurden ohne weiteres fortgeführt; nur trat an die Stelle der Heiligenanrufungen die Konzentration auf Gottes Wort und die Mahnung, seines eigenen Endes zu gedenken.

Das „V“ mit dem Gesicht des Ulricus fand Wrede nicht nur auf dessen beiden Bardowicker Glocken, sondern auch auf dem Taufbecken in Marne im Dithmarschen, dem wiederum weitere Bronzetaufen ähnlich sind. Sie weisen mit ihren Schmuckelementen alle auf die gleiche Werkstatt bzw. den gleichen Gießer,²⁸ so dass der Schluss nahe liegt: Ulricus war die herausragende Gießergestalt im Lüneburg des frühen 14. Jahrhunderts. Er wirkte weit über die Stadt hinaus. Für sein handwerkliches Können spricht, dass seine Glocken in Bardowick, Raven und Veerßen auch heute noch nach bald 700 Jahren als Läuteglocken in Gebrauch sind. Beide Bardowicker Glocken wurden zum Einzelgeläut (und noch nicht für ein gemeinsames Geläut) geschaffen, denn der Zusammenklang beider Glocken ist – wie Wrede bemerkte – „nicht so hervorragend schön, wie man es nach den Eigenschaften jeder einzelnen Glocke erwarten möchte. Die Bußglocke klingt etwas höher als es, die Sonntagsglocke“

²⁸ Wrede, Landkreis I (wie Anm.1), S. 15ff.

glocke hat den Ton *f*, so dass sie beinah einen ganzen Ton voneinander geschieden sind.“ Durch geschickte Handhabung des Geläutes lasse sich dieser Mangel aber ausgleichen.

2.5. Die Lüneburger Glockengießer des 14. und 15. Jahrhunderts und ihre Glocken jetzt im Lüneburger Museum

Ulricus war wohl der bedeutendste, aber längst nicht der einzige Lüneburger Glockengießer. Die aufstrebende Stadt zog Handwerker an, zu denen auch die Apen- und Grapengießer gehörten. Sie ließen sich in der Stadt nieder, erwarben das Bürgerrecht und vererbten ihr Handwerk. Wrede ist ihnen mit umfangreichen Nachforschungen



Viertelstundenglocke des Bertolt van der Rit im Heiliggeistturm

in den Schoß- und den Rechnungsbüchern im Stadtarchiv nachgegangen und hat ihre Wohnungen und Arbeiten in Lüneburg verfolgt.²⁹

Von dem genannten *Hermanus Clocghetere*, der 1291 das Lüneburger Bürgerrecht erwarb, stammt das Taufgefäß in Ebstorf (1310), das die vier kleinen Reliefs aufweist, die auch auf der Betglocke in Oldenstadt zu finden sind und – Gebhardis Beschreibung nach – auch die Michaelisglocke des Ulricus geziert haben. Wrede kam von daher zu dem Schluss, dass Ulricus Schüler und Nachfolger (vielleicht sogar der Sohn) des Glockengießers Hermann in dessen Werkstatt gewesen ist.³⁰

Ein Jahrhundert später treffen wir Bronzegießer in der Grapengießerstraße. 50 Jahre lang wohnte hier *Bertolt van der Rit* – die längste Zeit im westlichen Eckhaus zur Kuhstraße. Von ihm stammt die „kleinste Glocke“ in Medingen (um 1480) und die Viertelstundenglocke im Heiliggeistturm. Sie trägt sechs Abdrücke von Brakteaten, ein Kreuz und sein Gießerzeichen.³¹

In der Grapengießerstraße wohnte auch, ehe er eine Wohnung an der Ilmenau bezog, der wohl aus Flandern stammende *Cord Fribusch*, der 1431 in Hannover erwähnt wird, bald danach nach Lüneburg gekommen sein muss und 1467 hier das

29 Die Ergebnisse, soweit sie nicht auch in seine späteren Arbeiten eingegangen sind, finden sich in Wredes Nachlass im Stadtarchiv Lüneburg ND Nr. 7.

30 Wrede, Stadt (wie Anm.1), S. 46–48; ders., Landkreis I (wie Anm.1), S. 14–20.

31 Wrede, Heimatbuch (wie Anm. 1), S. 595.



„Blücher“-Glocke des Cord Fribusch, seit 1910 im Lüneburger Museum (links); oben: Schriftband und Namenszug des „cordfrysb“

Bürgerrecht erwarb. Zusammen mit Laurentius Grove, einem zuerst in Lüneburg und später in Hamburg ansässigen Erzgießer,³² schuf er das Taufgefäß in Hittfeld. Fribusch bekleidete das Amt eines Büchenschützers, goss die Taufe in Lauenburg (1466) und zahlreiche Glocken u. a. für Reinstorf (1466), Eldingen (1468) und Stapel (1452), die aber zugunsten neuer Glocken eingeschmolzen wurden.³³ Zwei Glocken des Cord Fribusch befinden sich jetzt im Lüneburger Museum: die 1468 für den Nikolaihof in Bardowick gegossene Betglocke³⁴ und die 1473 gefertigte Glocke aus dem Dorf Blücher bei Hagenow. Die schwere, der Maria geweihte „Blücherglocke“ kam durch besondere Umstände nach Lüneburg: 1908 war sie beim Ostergeläut gesprungen und der Glockengießerei Ohlsson in Lübeck als Anzahlung für eine neue Glocke überlassen. Dort entdeckte sie Wrede. Mit Unterstützung des Museumsvereines gelang es ihm, die Glocke nach Lüneburg zu bringen. Feierlich wurde sie – wie eine neue Glocke – 1910 auf einem von vier Pferden gezogenen Wagen durch die Stadt gefahren und im Hof des Museums auf einen Glockenstuhl gebracht.³⁵

32 Zu Laurentius Grove: Wrede, Der Erzgießer Laurencius Grove, in: Lüneburger Museumsblätter 4 (1907), S. 111–113 und Willy Meyne, Lüneburger Plastik des XV. Jahrhunderts, Lüneburg 1959, S. 215f. Laurentius Grove ist bekannt als Schöpfer der Taufe des Lübecker Doms. Von ihm stammt auch die Bronzetaufe in Handorf von 1438.

33 Die Glocke in Reinsdorf wurde schon 1879 zur besseren Harmonisierung des Geläuts zusammen mit der zweiten Turmglocke eingeschmolzen; die in Stapel erlitt 1907 und die in Eldingen 1953 einen Sprung.

34 Wrede, Landkreis I (wie Anm. 1), S. 25–28. – Die Glocke (Durchmesser 69,7 cm; Höhe 55,1 cm) trägt die Inschrift: a(n)no · do(mi)ni · m · cccc · lxxiii · i(e)h(su)s · m(a)ria · het · ic · curd · vrigbusch · gut · mic

35 Zur Blücherglocke: Wrede, Die Blücherglocke und ihr Meister Cord Fribusch, in: Lüneburger Museumsblätter 12 (1928), S. 339–357. Die Glocke (Durchmesser 106 cm, Höhe 87,5 cm) trägt die Inschrift: ° anno · domini · m · iiiic · dem · lxxiii · iar · marya · het · ic · cordfrysb °

Die *Betglocke aus dem Nikolaihof* gelangte 1981 auf Initiative von Museumsdirektor Dr. Körner ins Museum. Der landeskirchliche Glockensachverständige hatte Gefahr für die Glocke auf Grund ihrer Jahrhunderte langen Benutzung gesehen und eine Runderneuerung des Schlagringes empfohlen. Dabei hätte die Glocke glühend gemacht und ausgeschweißt werden müssen. Körner sah darin einen „erheblichen Eingriff in das alte Kunstwerk“ und veranlasste die Stadt zur Anschaffung einer neuen Glocke für den Nikolaihof.³⁶ Sie wurde 1981 von der Gießerei Bachert in Heidelberg gegossen, hat die gleiche Tonhöhe, trägt als Schmuck ein Relief des St. Nikolaus und erinnert in der unteren Umschrift an die Glocke des „cord vrigbusch“.

Fribusch starb um das Jahr 1475. Nachfolger in seiner Werkstatt wurde *Cord von der Heide*. Er goss klangvolle und dauerhafte Glocken für Kirchen in einem weiten Umkreis, von denen mehrere noch heute geläutet werden, wie die kleine Glocke in Handorf (1473), die Glocken in Allermöhe (1483), Rätzlingen (1486), zwei in Undeloh (1490 und 1508), Hermannsburg (1495) und Granzin bei Boizenburg (1509), während die für Salzhausen (1498), obwohl noch intakt, 1887 umgegossen wurde. Für die Kirche in Hittbergen goss er 1478 die Marien- und 1485 die mächtige Osanna-Glocke mit zwei kleinen Reliefs auf der Flanke, die Maria mit dem Kind auf dem Arm und einen Bischof „marti“ darstellen, wohl eine Bezugnahme auf „Martin“, den Patron der Kirche. Zusätzlich noch mit einem Betglockenanschlag versehen, ist sie dort heute die einzige Glocke im Kirchturm, während die Marienglocke im 2. Weltkrieg verloren ging.

Auch die jetzt ebenfalls im Museum befindliche Glocke des Klosters Lüne aus dem Jahre 1505 stammt nach Wrede von Cord von der Heide.³⁷ Sie hatte 1901 beim Trauergeläut für die Kaiserin Friedrich einen Sprung erhalten, wurde aber nicht eingeschmolzen, sondern gelangte 1930 ins Museum. Cord von der Heides Glocken ähneln denen des Cord Fribusch, als Schmuck verwandte er zum Teil die gleichen Motive. Obwohl Gießer so vieler beständiger Glocken, musste er dennoch erleben, dass die Lüneburger für ihre größten Instrumente nicht ihn, sondern die herausragenden auswärtigen Gießer ihrer Zeit Gerhard van Wou und Hinrick von Kampen beauftragten. Cord von der Heide bezog in Lüneburg mehrere Wohnungen und wohnte die letzten Jahre seines Lebens verarmt in einem Turm der Stadtmauer. Er starb 1520.³⁸

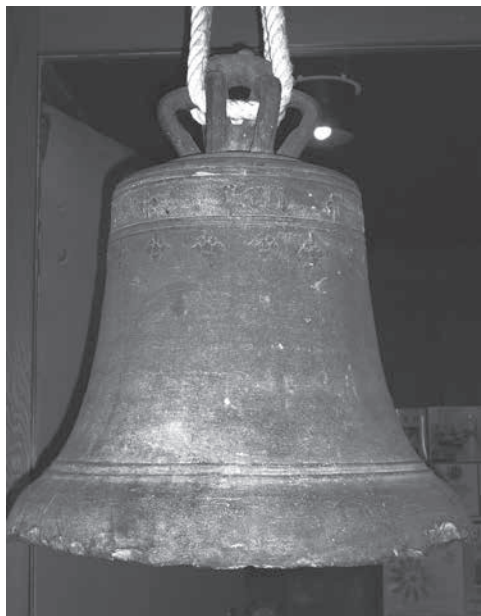
Auch städtische Büchsenmeister konnten sich im Glockenguss betätigen, wie *Hans Snitker*, der 1426 Lüneburger Bürger wurde und mit der jetzt im Kirchturm zu Embsen hängenden „gotischen Glocke“ (um 1440) ein bleibendes Werk schuf.³⁹

36 Vermerk von Dr. Körner vom 24. September 1981 (Akte befindet sich noch im Stadtbauamt).

37 Wrede, Landkreis II (wie Anm. 1), S. 114f. – Höhe der Glocke: 37,5 cm; Durchmesser: 46 cm. Ihre Inschrift: · ih(esu)s · maria · m · cccc · iiiii ·

38 Was Wrede bei seinen Studien im Stadtarchiv über Cord von der Heide herausfand, hat er bei der Beschreibung der „Osanna“ zusammengefasst (Wrede, Landkreis I [wie Anm.1], S. 44–51).

39 Die Glocke (Höhe: 44,8 cm; Gewicht 105 kg) trägt die Inschrift: anno · d(omi)ni · m · cccc · xl · s · michaeli · mgr · J(o)h(ann)es · snitker.



Links: Glocke des Cord von der Heide aus dem Kloster Lüne, seit 1930 im Museum;
rechts: Glocke von Hans Snitker, seit 1792 im Kirchturm Embsen

Wrede hat überzeugend dargelegt, dass auch diese Glocke, die die Kirchengemeinde zusammen mit der „romanischen“ Glocke 1792 von dem Händler Arons erwarb, aus dem Michaeliskloster stammt und lange Zeit als Uhrschlagglocke im Türmchen einer heute nicht mehr vorhandenen Klostereinfahrt diente.⁴⁰ Hans Snitker⁴¹ war auf vielen Gebieten tätig, ein „Großunternehmer, wie ihn das 15. Jahrhundert hervorbrachte“⁴². Er goss verschiedene Geschütze, war mit Arbeiten auf der Saline beschäftigt und legte die Wasserleitungsrohre für den Schierbrunnen. Er bezog die Dienstwohnung auf der Neuen Sülze, die noch Jahrhunderte später als Ort für Glockengüsse diente.

Ihm folgte auf der Neuen Sülze sein Sohn Cord und nach dessen Tod (1483) vier Generationen der Familie *Barchmann*, denen die Aufsicht über die städtische Ausrüstung oblag und die neben Geschützen auch kirchliches Gerät gießen konnten, wie Sievert Barchmann, der zweite in der Generationenfolge, der 1540 im Auftrag der Sülzmeister für die Lambertikirche die jetzt in St. Johannis befindliche Bronzetaufe goss, und Valentin Barchmann, der Gießer der „*Barchmannsche Schelle*“.⁴³ Sie

40 Wrede, Landkreis I (wie Anm. 1), S. 40–43.

41 Nach Wrede handelt es sich um Hans Snitker den Jüngeren, während Meyne die Glocke Hans Snitker dem Älteren zuweist, dessen ältester Sohn Hans vor 1440 schon gestorben sei (wie Anm. 32, S. 67 und 196).

42 Meyne (wie vorige Anm.), S. 194. Nach Meyne war Snitker auch noch als Holzschnitzer tätig.

43 Wrede, Stadt (wie Anm. 1), S. 39. – Valentin Barchmann fertigte auch die große mittlere Inschriftentafel der „Garlophenhäuser“ an der Reitenden-Diener-Straße. Darauf deutet das Monogramm „VB“, das

war Läuteglocke im Heiliggeistturm und gelangte – weil zu klein für die 1871 dort neu aufgestellte Lambertiturmuhr – 1895 auf den Nicolaikirchturm. Von dort erklang sie, bis sie 1918 für den 1. Weltkrieg abgeliefert werden musste.⁴⁴

Zählt man zu diesen Glocken noch die Bronzetaufbecken in und um Lüneburg aus dem 13., 14. und 15. Jahrhundert hinzu, so ergibt sich ein erstaunlich umfangreiches Bild von der Gießerkunst in der Stadt, das Susanne Kähler in ihrer Untersuchung über die Bronzetaufen von Lüneburg als einem „Gießzentrum“ schreiben ließ, das bisher in der Literatur noch zu wenig Beachtung gefunden habe.⁴⁵ Der Bronzeguss war in der Stadt hoch entwickelt wie auch die Schnitzerkunst, mit der mannigfaltige Verbindungen bestanden haben müssen. Lüneburger Werkstätten fertigten Altäre, Taufbecken und Glocken für Kirchen weit über die Stadt hinaus. Auffallend viele dieser Taufbecken sind noch erhalten wie das in der Nicolaikirche (das ehemalige der Cyriakuskirche), das der Lambertikirche (jetzt in St. Johannis) sowie die in Bardowick, Betzendorf, Ebstorf, Handorf und Wietze. Eingeschmolzen wurden dagegen die alten Bronzetaufen der Michaelis- und der Johanniskirche. Die Kirchengemeinde Embsen, die durch den Kauf zwei Glocken vor dem Einschmelzen gerettet hatte, verkaufte ihrerseits ihr kostbares Taufbecken, das sich nun im Clunymuseum in Paris befindet.⁴⁶

Lüneburg besitzt auch ein „Glockenhaus“. Der Name legt eigentlich nahe, dass darin auch die Glocken gegossen wurden. Das ist allerdings – wie in der Festschrift

nach der Beschreibung Wredes auch auf der Barchmannschen Schelle angebracht war. Vgl. dazu: Klaus Alpers, Die lateinischen Inschriften der Garlophenhäuser, in: Lüneburger Blätter 21/22 (1970/71), S. 49–84; abgedruckt in: Alpers, Lüneburg und die Antike, S. 13–54; zu Valentin Barchmann S. 20–21.

44 Nach der Büttner-Chronik goss Sievert Barchmann 1563/64 für die Stadt auch drei „Carthaunen“ (Kanonen), die die Namen der drei Könige trugen: Caspar, Melchior und Balthasar.

45 Susanne Kähler, Lüneburg – Ausgangspunkt für die Verbreitung von Bronzetaufbecken im 14. Jahrhundert, in: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte Band 32, München-Berlin 1993, S. 9–49. Zu den Bronze-Taufen auch: Albert Mundt, Die Erztaufen in Norddeutschland von der Mitte des XIII. bis zur Mitte des XIV. Jahrhunderts, Halle 1908 (Nachdruck 2011).

46 Ausgehend von den drei in ihrer künstlerischen Gestaltung eng zusammenhängenden Taufbecken im Bardowicker Dom (1369), in der Betzendorfer Peter- und Paulskirche (1368) und der Wietzendorfer Jakobikirche (ohne Jahreszahl) hat Kähler weitere Bronzetaufen aus dem 14. Jahrhundert, die vermutlich in Lüneburg gegossen sind, in ihre Untersuchung einbezogen. Dem Ulricus schreibt sie die „fast identischen“ Taufbecken in Altenbruch, Öderquart (Land Hadeln), Büsum, Marne (Dithmarschen), Borstel (bei Stade) und Holdenstedt (bei Uelzen) zu (S.34). Ihren Gießer nennen die Taufen in Estebriügge („Eglert“) und Ebstorf („Hermanus“). Dagegen rückt sie drei Taufen, die Wrede auch mit Ulricus zusammenbringt, von diesem ab: die von Gebhardi beschriebene und mit detaillierten Zeichnungen belegte alte Bronzetaufe der Michaeliskirche, die alte Embsener Taufe und die aus der 1639 abgetragenen St. Cyriakuskirche stammende Taufe der St. Nicolaikirche/Lüneburg. Die Vielzahl der Bronzetaufen lasse auf einen Werkstattverbund schließen. Es könnten kaum nur Hermanus, Ulricus und einige Nachfolger gewesen sein, die für die vielen gegossenen Werke und deren „qualitative und stilistische Unterschiede“ in der Ausführung tätig waren; der Bronzeguss müsse vielmehr schon im 14. Jahrhundert in Lüneburg verbreitet gewesen sein (S. 43). Trifft Käblers These zu, dass die Bronzetaufen aus dieser Zeit vornehmlich für Kirchen gegossen wurden, die mit dem Michaeliskloster in patronatrechtlicher Beziehung standen, so wäre dies zudem ein Indiz für eine Gießwerkstatt im Bereich des Michaelisklosters, deren Arbeit dann in bürgerliche Hände übergegangen ist.

zu seinem 500-jährigen Bestehen 1982 zu lesen – in den Urkunden nirgends belegt.⁴⁷ Das Glockenhaus diente vielen Zwecken. Es war städtischer Bauhof und Kornmagazin. Aber für den Guss der Glocken führen die Lüneburger Chroniken andere Gussorte an: den Berg vor der Hasenburg für die Probeglocke, den Schranken für die Wachtglocke, die Kreitenkuhle vor dem Bardowicker Tor für die Große Glocke von St. Johannis und die neue Sülze. Für die kleineren Glocken ist anzunehmen, dass sie auch in den Werkstätten der Glockengießer gegossen wurden.⁴⁸

3. DIE GLOCKEN DER AUSWÄRTIGEN MEISTER

Hatte Lüneburg in seinen Mauern auch seine eigenen Gießer, die bedeutendsten Glocken der Stadt wurden von auswärtigen Meistern gegossen, und die Stadt war reich genug, sich die besten verpflichten und es darin mit den anderen Hansestädten aufzunehmen zu können.

3.1. Die große Marktglocke

Als erste ist hier die ehemalige Große Marktglocke aus dem Jahre 1385 zu nennen, Lüneburgs älteste Glocke mit einer Jahreszahl.⁴⁹ Sie befindet sich jetzt im Museum und bedarf schon insofern besonderer Beachtung, als sie eine der wenigen noch erhaltenen mittelalterlichen Glocken mit größeren Ritzzeichnungen ist – und dazu deren einzige in Lüneburg. Solche Ritzzeichnungen mussten seitenverkehrt nach Abheben des Glockenmantels auf dessen Innenseite angebracht werden, was keine leichte Aufgabe war.⁵⁰ So gingen die Glockengießer bald zu dem Verfahren mit „Wachsmodellen“ über, die sie der „falschen Glocke“ aufsetzten.

47 Fünfhundert Jahre Glockenhaus zu Lüneburg. Herausgeber: Stadt Lüneburg und Förderkreis Glockenhaus e. V., Texte von Uta Reinhardt u. a.

48 Das geht auch aus dem Antrag hervor, den der Rotgießer Johann Christian Ziegner am 16. Sept. 1726 an den Rat stellte, ihm die Neue Sülze zum Guss einer Glocke zu überlassen, wobei er zur Niederschrift gab, „dass Er eine Glocke nach Wilhelmsburg zu gießen übernommen und die dazu benötigte Form und Ofen in seinem Hause verfertigt habe, auch den Guss daselbst zu verrichten gewillt sei. Weil aber der Herr Gerichts-Präsident von Dassel Ihn warnen lassen, dass Er, wegen zu besorgender Feuergefahr, folgendes an einem anderen nicht gefährlichen Orte verrichten solle: so wolle er nun um Einräumung des Gießhauses auf der Neuen Sülzen gebeten haben“ (Lüneburg Stadtarchiv G 3k Nr. 2). Dass Ziegner überhaupt auf den Gedanken kam, die Glocke in seiner Werkstatt zu gießen, lässt darauf schließen, dass es bei kleineren Glocken möglich war, ehe ein verschärftes Gefahrenbewusstsein dagegen einschritt.

49 Wrede, Stadt (wie Anm. 1), S. 51f.

50 „Vor allem darf man nicht außer Acht lassen, welch handwerkliches Geschick dazu gehörte, diese Zeichnungen – mitunter vermutlich mit Hilfe von Schablonen – in den getrockneten und wegen seiner Härte dann zum Teil wieder angefeuchteten Lehm mantel zu ritzen. Glocken, die man auf diese Weise verziert hat, waren in Mittel- und Norddeutschland weit verbreitet“ (Ingrid Schulze, Zeichnungen mittelalterlicher Bildhauer und Maler? – Norddeutsche Glockenritzzeichnungen des 14. und 15. Jahrhunderts, in: Jahrbuch für Glockenkunde [wie Anm. 25], Bd. 15/16 (2003/2004), S. 65–92, Zitat S. 67).



„Große Marktglocke“, seit 1956 im Museum

Zwei Motive sind auf der Marktglocke zu sehen: Maria mit dem Kind auf der einen und Johannes der Täufer im härenen Gewand mit dem Lamm auf der anderen Seite. Dazwischen befindet sich ein Schriftband mit der spiegelverkehrten Inschrift: „m(a)g(iste)r iohan(ne)s me fecit“.⁵¹ Fünf kleine Reliefs in kreisförmiger Umrahmung – die Verkündigung, die Anbetung, der Pelikan mit seinen Jungen, Christopherus und die Kreuzigung – sind unter der Inschrift angebracht. Wer dieser „Magister“ Johannes war, der die Glocke fertigte, ist unbekannt. Doch lässt die Inschrift eher an einen auswärtigen als an einen Lüneburger Gießer denken, zumal in der Stadt kein Meister dieses Namens belegt ist.⁵²

Die Wahl der Motive bei den Ritzzeichnungen sowie ihre stattliche Größe haben zu der Vermutung Anlass gegeben, die Marktglocke könnte ursprünglich als Läuteglocke für die St. Johanniskirche gegossen worden sein, ehe sie ins Rathaus gelangte. Nach Wrede befindet sich in ihrem Innern ein Henkel zur Aufhängung eines Klöppels, Abnutzungserscheinungen durch einen solchen seien aber nicht zu erkennen. Möglicherweise ist sie also ein Fehlguss gewesen,⁵³ so dass sie nur als Schlagglocke Verwendung fand. Der Glocke fehlt die Krone. Sechs nachträgliche Durchbohrungen oben an der Platte waren zu ihrer festen Aufhängung nötig.

51 „Meister Johannes machte mich.“

52 Dass sich dahinter, wie Ernst Strasser (Lüneburg – geliebte Stadt, Uelzen 1969, S. 64) meinte, der berühmte Johann Apengeter aus Halberstadt verbirgt, der Taufbecken für die Lübecker Marienkirche und die Kieler Nikolaikirche und nicht mehr vorhandene Glocken in Göttingen und Hildesheim gegossen hat, ist von den Lebensdaten her ausgeschlossen. Johann Apengeter lebte von ca. 1300 bis nach 1351.

53 So Melbeck (wie Anm. 106), S. 244. – Eine andere Erklärung gab Ernst Strasser in dem Artikel „Lüneburgs Marktglocke muss wieder schlagen“ (Lüneburger Landeszeitung vom 21./22. Dezember 1974): Bei dem Blitzschlag 1406, dem das obere Geschoss des Johanniskirchturms zum Opfer fiel, sei die Glocke so herabgestürzt, dass ihre Krone abbrach und sie als Läuteglocke unbrauchbar wurde.

1956, als die Stadt zu ihrer Jahrtausendfeier das Glockenspiel aus Meißener Porzellan im Rathausturm installierte, wurde die Glocke ins Museum überführt. Sie hat einen Durchmesser von 133 cm, eine Höhe von 97 cm und wiegt 28 Zentner. Ihre Umschrift am oberen Glockenrand, geschrieben in gotischen Majuskeln, lautet:

+ ANNO · D(OMI)NI · M · CCC · L · X ·
X · X · V ·
+ LAVDATE · EVM · I(N) · SIMBALIS ·
BENESONANTIBVS

Der Spruch ist dem 150. Psalm entnommen und findet sich ähnlich auf vielen Glocken quer durch die Jahrhunderte: „Lobt ihn mit wohlklingenden Zimbeln.“⁵⁴

3.2. Ghert Klinghe und die Apostelglocke der Johanniskirche

Gherd Klinghe war der Begründer einer bremsischen Erzgießerfamilie, die im 15. Jahrhundert lange Zeit den Glockenguss in Nordwestdeutschland beherrschte. Über

ihn sind wir durch die Arbeiten von Johann Focke und Barbara Hellwig⁵⁵ gut informiert: 1428 wurde er Bremer Bürger, 1433 goss er die „Gloriosa“ für den Bremer Dom. Drei Jahre später kam er nach Lüneburg und goss hier 1436 die Apostelglocke und die Große Schelle für den nach dem Brand 1406 wiederhergestellten St. Johanniskirchturm. Wahrscheinlich hat ihm der Abt des Lüneburger Michaelisklosters Balduin von Wenden, der 1434 zugleich Erzbischof von Bremen wurde, den Weg nach Lüneburg geebnet. Von 1433–1474 übte er sein Handwerk hauptsächlich durch Umherziehen aus. Unbekannt sind sein Geburtsort sowie seine Lehrmeister.

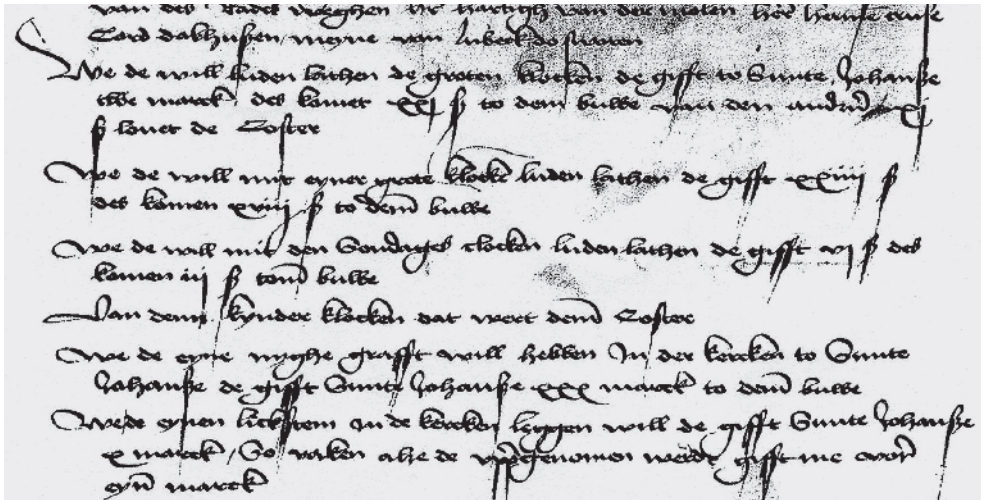
Der Bau des Turmes der im 13. Jahrhundert begonnenen heutigen St. Johanniskirche wird erstmals 1319 erwähnt. Glocken läuteten schon in ihm, ehe man 1384 zu seiner Vollendung ansetzte. Dann kam es 1406 zu einem durch Blitzschlag verur-



*Ritzzeichnung auf der Großen Markt-
glocke*

54 Die Inschriften der Lüneburger Glocken hat Wrede bei seinen Glockenuntersuchungen festgestellt und in seinen Aufsätzen festgehalten; die Inschrift der Marktglocke sowie die der Glocken der St. Johanniskirche sind hier nach den dem Verfasser freundlicherweise mitgeteilten Ergebnissen der 2011 vorgenommenen Glockenbesichtigung von Dr. Sabine Wehking von der Inschriftenkommission der Göttinger Akademie der Wissenschaften zitiert, die Wredes Ergebnisse bestätigen.

55 Johann Focke, Die Glockengießer Klinge aus Bremen, in: Jahrbuch der bremsischen Sammlungen 1909, S. 7–33; Barbara Hellwig, Ghert Klinghe. Ein norddeutscher Erzgießer des 15. Jahrhunderts, Hildesheim 1967.



Ausschnitt aus der ältesten im Stadtarchiv Lüneburg erhaltenen Urkunde zum Johanniseläut von 1422. Die vom Rat erlassene Ordnung nennt schon „grote klokken“, „sondages klokken“ und „kynderen klokken“ und legt fest, dass ein Teil der Gebühren für den Bau von St. Johannis, der andere Teil für den Küster bestimmt ist.

sachten gewaltigen Brand, dem auch Menschen zum Opfer fielen. Nach den Untersuchungen des Ingenieurs Wolfgang Lehne, die er bei den Turmsanierungsarbeiten 1989–1993 durchführte, muss man sich den Brand so vorstellen, wie es vielen Kirchen bei den Bombenangriffen im 2. Weltkrieg geschah: Dachstuhl und Holzbalken brannten aus, die Decke stürzte ein, die Glocken wurden dabei zerstört, die Außenmauern aber blieben stehen.⁵⁶

Bald nach dem Brand wurde mit der Wiederherstellung des Johanniskirchturms begonnen. Schon 1410, also nur vier Jahre nach dem Brand, erging der erste Auftrag für den Guss neuer Glocken an einen Meister Dietrich von Münster, gen. „Clockengetere“, darunter der für eine Sonntagsglocke.⁵⁷ Eine vom Rat 1422 bestätigte Ordnung, die u. a. die Gebühren für die Geläute regelte, nennt schon „grote klokken“, „sondages klokken“ und „kyndere klokken“ („Kinderglocken“), die zur Taufe und Beerdigung von Kindern geläutet wurden.⁵⁸ Von diesen Glocken ist heute keine mehr vorhanden. Der mächtige Glockenstuhl von St. Johannis, der zwei Stockwerke unterhalb der Glockenstube beginnt, dürfte zum Geläut dieser Glocken auch noch nicht fertig gewesen sein; das dauerte – nach Lehne – bis Mitte des 15. Jahrhunderts. Die ersten Glocken im wiederherzurichtenden Turm sind also erst einmal vorläufig aufgehängt worden.

⁵⁶ Lehne (wie Anm. 5), S. 84.

⁵⁷ Nach Franz Krüger-Wilhelm Reinecke, Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover, III 2. und 3. Stadt Lüneburg, Hannover 1906, S. 69.

⁵⁸ Lüneburg Stadtarchiv E 1b Nr. 42.



Die Apostelglocke von 1436 mit der für Klinghes Glocken typischen zopfartigen Bügelkrone. Deutlich ist die Form der „gotischen Rippe“ zu erkennen. Am oberen Rand befindet sich in zwei Zeilen die „Umschrift“; darunter eine Zierleiste mit herabhängendem Blattwerk; in der Mitte das Relief „Maria mit dem Kind“, direkt darunter (schwach) das Gießerverzeichen: eine kleine Glocke (Foto Boldt)

Die Apostelglocke⁵⁹ (mit dem tiefen Ton h⁹) ist vermutlich die erste wirklich große Glocke in diesem Glockenstuhl gewesen. Ihre Ausmaße sind beträchtlich. Mit einer Höhe von 154,5 cm, einem Durchmesser von 195,5 cm und einem Gewicht von 4460 kg ist sie heute die größte Glocke Lüneburgs. Focke und Hellwig haben die typischen Stil- und Schmuckelemente der Klingheschen Glocken herausgestellt, die auch für die Apostelglocke zutreffen: Sie haben alle die gleiche Bügelkrone. Um den Mittelzapfen gruppieren sich sechs hakenartige, henkelförmige Bügel, die die Form von geflochtenen Zöpfen haben. Die Umschriften sind in gotischen Minuskeln gehalten, die im Laufe des 15. Jahrhunderts zunehmend die Majuskeln ablösten. Klinghe besaß davon sieben verschiedenen große Alphabete. Als Trennzeichen verwandte er Kleeblattkreuze, Rosetten und zusammengefügte Weinblätter.

Die aus zwei umlaufenden Zeilen bestehende Umschrift der Apostelglocke ist wohl die aussagekräftigste aller Lüneburger Glocken. Sie ist schon schon niederdeutsch verfasst und lautet mit den größeren Buchstaben in der oberen Zeile:

⁵⁹ Wrede, Stadt (wie Anm. 1), S. 5–8.

+ anno · d(omi)ni · m° · cccc° · xxxvi ·
 ynde · ere · godes · vn(de) · vnser · leven · vrowen · bin · ik · ghe·ghoten ·
 yohannes · vnde · georgius · des · hebbe · gi · ge · not(en)

Und mit kleineren Buchstaben in der darunter liegenden Zeile:

+ help · god · vth · aller · noet ·
 we · en · weten · nicht · wissers · wan · den · doet ·
 maria · is · de · name · min ·
 to · ludende · wil · ik · be·reit · sin ·
 meister · gherd · klinghe · de · mi · ge·goten · haet ·
 ghot · gheve · siner · sele · raet ·
 iaspar · melchior · balthasar · et · sancte · petre

Die obere Zeile besteht aus einem sich reimenden Satz.⁶⁰ Darin nennt die Glocke Johannes und Georg als ihre „Genossen“. Sie, die beiden Heiligen der Johanniskirche, denen auch zwei Tafeln ihres Hauptaltars gewidmet sind, sollen also ihre „Nebenpatrone“ sein. Die untere Zeile besteht aus drei sich reimenden Sätzen.⁶¹ Der erste reflektiert unsere Not und Todverfallenheit, mit dem zweiten nennt die Glocke ihren Namen und erklärt ihre Bereitschaft zum Läuten. Offensichtlich ist der Anklang an Lukas 1,38: „Siehe, ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie du gesagt hast.“ Wie Maria will also auch die Glocke „bereit“ sein zu dem ihr aufgetragenen heiligen Dienst. Mit dem dritten Satz schließt sich Klinghe, wie er es auf vielen seiner Glocken getan hat, selbst in das Gebet ein, indem er sein Seelenheil dem Geläut der Glocke anvertraut.⁶² Zusammenhanglos erscheinen dann die Namen der heiligen drei Könige: Kaspar, Melchior und Balthasar. Sie galten auch als die drei „Wetterherren“.⁶³ Dass sie genannt werden, hat also seinen Grund in dem Glauben an die Kraft der Glocken, Blitz und Unwetter vertreiben zu können. Schließlich wird ganz am Ende noch Sankt Petrus genannt. Der Apostelfürst sollte wohl bei dieser bedeutenden Glocke nicht fehlen.

Keine andere Lüneburger Glockeninschrift kann uns besser verdeutlichen, was der mittelalterlichen Frömmigkeit an den Glocken wichtig war. Ihr Läuten war ein *Gebet* zu Jesus, Maria und den Heiligen, uns in dieser vergänglichen Welt zu Hilfe zu

60 „Im Jahre des Herrn 1436. Zur Ehre Gottes und unserer lieben Frau bin ich gegossen. Johannes und Georg, dadurch habe ich euch als Genossen“ (Wiedergabe der Inschrift sowie die Übersetzung dieses am Schluss rätselhaften Satzes von Sabine Wehking, vgl. Anm. 54). Die Inschrift zeigt an, wie in mittelalterlicher Frömmigkeit die Glocke und ihre Heiligen miteinander verschmolzen.

61 „Hilf Gott aus aller Not, wir wissen nichts Gewisseres als den Tod. Maria ist der Name mein, zu läuten will ich bereit sein. Meister Gerd Klinge, der mich gegossen hat, Gott gebe seiner Seele Rat. Kaspar, Melchior, Balthasar und St. Petrus.“

62 „God gheve siner sele rat“: Den gleichen Spruch verwandte schon Johann Apengeter aus Halberstadt, der bedeutendste norddeutsche Bronzegießer des 14. Jahrhunderts (vgl. Mundt [wie Anm. 45], S. 57, der darin einen „Gießerspruch“ sah). Das hat die Frage nach einem „Schulzusammenhang“ zwischen dem Halberstädter und dem Bremer Meister aufgeworfen (vgl. dazu Hellwig [wie Anm. 55], S. 56ff.).

63 Vgl. Otte (wie Anm. 22), S. 124.

*Apostelglocke:
Zweiteilige Umschrift am oberen Rand, darüber eine Zierleiste mit Schmuckelementen, darunter eine mit herabhängendem Blattwerk.
(Foto Boldt)*



eilen, vor Unheil zu bewahren und zu erlösen. Dazu wurden die Glocken auch mit Heiligbildern und Anrufungen der Heiligen versehen.

So sind auf den Flanken der Glocke auch zwei ins Auge springende Flachreliefs angebracht, deren eines Maria mit dem Kinde zeigt und dazu den Gruß des Engels Gabriel im Nimbus:

ave · maria · gratia · plen(a)

und deren anderes auf der gegenüberliegenden Seite Johannes den Täufer darstellt mit dem Lamm auf dem linken Arm, auf das er mit dem Finger der rechten Hand weist. Im Nimbus steht die Bitte:

sancte · joha(nn)es · ora · pro (nobis) ⁶⁴

Die Vorlagen für diese beiden eindrücklich gestalteten Reliefs dürften in Lüneburg angefertigt sein. Klinghes große Bremer Domglocke von 1433 zeigt als Schmuck noch mehrere Ritzzeichnungen. Als er 1436 in Lüneburg dazu übergang, die Glocken mit Flachreliefs zu verzieren, hatte er noch keinen Vorrat von Modeln, auf die er zurückgreifen konnte, bei sich. Vermutlich wurde zur Anfertigung der Vorlagen ein Holzschnitzer beauftragt, der Klinghe die Modelle lieferte, von denen er Wachsabgüsse formen konnte, die er dann auf die „falsche Glocke“ auftrug.⁶⁵ Barbara Hellwig hat die beiden Plastiken der Apostelglocke eingehend beschrieben und – wie vor allem am Wurf der Falten in den Gewändern zu erkennen – dem spätgotischen „weichen Stil“ zugeordnet, der auch die Lüneburger (Altar-) Schnitzkunst der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts beeinflusst hat.⁶⁶

⁶⁴ „Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnaden“ bzw. „Sankt Johannes, bete für uns“.

⁶⁵ Hellwig beschreibt den Vorgang so: „Klinghe erhielt wahrscheinlich von einem Modelleur ein hölzernes Relief („Patrizie“, Positiv); von dieser Vorlage nahm der Gießer daraufhin ein Tonmodell (Negativ, „Matrizie“) ab, mit dessen Hilfe er dann den – wiederum positiven – Wachsabdruck gewann, der schließlich bei der Vorbereitung des Gusses auf den Talgüberzug der ‚falschen Glocke‘ geklebt wurde“ (wie Anm. 55, S. 84).

⁶⁶ Hellwig sieht Berührungen mit anderen Werken der Lüneburger und Wismarer Schnitzkunst und



Apostelglocke: Maria mit dem Kind (Foto Boldt)



Apostelglocke: Johannes der Täufer mit dem Lamm (Foto Boldt)

Dass Glocken einen Namen erhielten, ist seit der Apostelglocke für alle Glocken Lüneburgs bis zur Einführung der Reformation belegt. Auch die Uhrlocken und die kleinen Schellen waren nicht namenlos, sondern trugen die Namen der Heiligen, die sie mit ihrem Geläut anriefen. „*Ora pro nobis*“ oder niederdeutsch „*bidde vor Uns*“⁶⁷ waren die kürzesten Gebetsrufe, es sei denn, die Glocke trug nur den Namen der Heiligen, was auch als Gebetsruf gemeint war. Namen dienten der Bekräftigung des heiligen Werkes der Glocke und zugleich deren „Verleben-digung“.⁶⁸ Maria war dabei mit Abstand der beliebteste Glockenname. Wenigstens fünf zwischen 1436 und 1530 gegossene Lüneburger Glocken trugen ihren Namen, darunter allein drei auf dem Johanniskirchturm. Sie sind Zeugnis dafür, wie sich die mittelalterliche Marienverehrung gerade auch mit den Glocken verbunden hat.

Wenn sie aber „Maria“ hieß, wie wurde sie dann „Apostelglocke“? Der Grund liegt in ihrem „Amt“. Apostelglocke wurde sie genannt, weil sie einst an den Apostelfesten, den zweitwichtigsten Festen des Kirchenjahres, geläutet wurde. Sie war ja viele Jahrhunderte nicht – wie heute – die größte Glocke im Johanniskirchturm, sondern hatte *eine*, lange Zeit auch *zwei* noch größere Glocken neben sich, die zu den Hochfesten des Kirchenjahres geläutet wurden: die sog. „Große Glocke“ von 1471 von dem Meister Bertram Betemann⁶⁹ und die „Wachtglocke“. Anders als heute, wo es durch Läutemaschinen leicht möglich ist, erklangen früher die Glocken nur selten und zwar

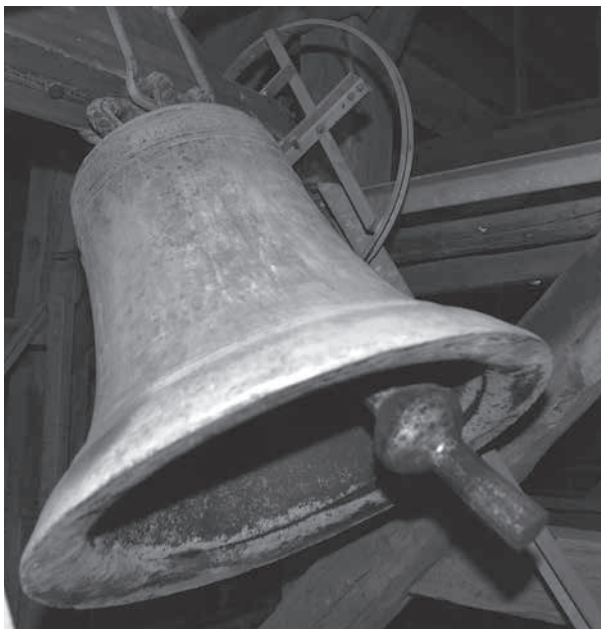
kommt von daher zu der Vermutung, „dass ein in Wismar um 1430 ausgebildeter Holzschnitzer, der sich vielleicht später in Lüneburg niederließ, die Modelle für den Schmuck der Lüneburger Glocke von 1436 schuf“ (wie Anm. 55, S. 89).

67 So auf der Nicolaus- und der Moritzglocke des alten Turmes der Nicolaikirche.

68 Schilling (wie Anm. 2), S. 156.

69 Der Vertrag mit dem Glockengießer Bertram Betemanns befand sich im Stadtarchiv Lüneburg und ist von Wrede in den Lüneburger Museumsblättern Heft 1 [1904], S. 102–105 dokumentiert worden. Später fand sich dazu im Ephoralarchiv auch die Glockenrechnung an (Lüneburger Museumsblätter Heft 2 [1905], S. 80).

bei ganz besonderen Gelegenheiten im Geläut zusammen. Das hatte seinen Grund schon in der Zahl der Menschen, die zum Läuten gebraucht wurden. Für die Apostelglocke waren allein drei Läuter vorgesehen.⁷⁰ Für das Geläut aller Glocken hat man etwa 10 Personen in der Glockenstube gebraucht, was sich nur bei besonderen Anlässen durchführen ließ. Es wurden darum früher die Glocken viel mehr einzeln zu den Zeiten und Anlässen, für die sie bestimmt waren, geläutet, und die Menschen lernten ihr Geläut zu unterscheiden. Es gab die „Sonntagsglocke“ („Dominica“), die



Große Schelle in St. Johannis (1436) (Foto Boldt)

zum Gottesdienst rief, die „Große Glocke“ („Gloriosa“), die an den großen Festen geläutet wurde, und die „Betglocke“ für die Gebetszeiten am Tage. Große Stadtkirchen und Dome verfügten über noch mehr Glocken, die den Namen, mit dem sie genannt wurden, jeweils aus ihrem „Amt“ empfangen. Glockensachverständige fordern daher, dass auch das Einzelgeläut in den Läuteordnungen wieder vorgesehen werde, damit die Glocken auch in ihrem individuellen Klang wahrgenommen werden und die einzelnen „Ämter“ der Glocke nicht in Vergessenheit geraten, wie es mancherorts noch bei bestimmten Gelegenheiten der Fall ist: Karfreitag und zu Beerdigungen wird allein die tiefste Glocke geläutet, zu Taufen nur die mit dem höchsten Ton.⁷¹

Auch ein weiterer Name, der der Klinghe-Glocke beigelegt wurde, deutet auf ihre Verwendung hin: Die Chroniken von Büttner und Michelsen nennen sie die „Bürgerglocke“. Das könnte damit zusammenhängen, dass sie zur Zeit der Abfassung dieser Chroniken in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zum Begräbnis der (gehobenen) Bürger geläutet wurde, während bei denen der Patrizier die Große Glocke erklang.

Mit der Apostelglocke goss Meister Klinghe 1436 auch die „Große Schelle“.⁷² Auch sie ist Maria geweiht und hat als Umschrift am oberen Rand neben der Jahreszahl auf

⁷⁰ So noch die Läuteverordnung von 1915 (Lüneburg Stadtarchiv SA 2463).

⁷¹ K. Bund, Die Glocke als – auch liturgisches – Denkmal, in: Jahrbuch für Glockenkunden (wie Anm. 25), Bd. 11/12 (1999/2000), S. 14.

⁷² Wrede, Stadt (wie Anm. 1), S. 8f.

lateinisch den Gruß des Engels: „Gegrüßt seist du Maria, voll der Gnade; der Herr ist mit dir, du Gesegnete unter den Frauen“.⁷³ Sie ist erheblich kleiner (Höhe 74 cm, Durchmesser 89 cm, Gewicht 400 kg) als ihre große Schwester, die Apostelglocke, und trägt anders als diese auf den Flanken keinen Schmuck; auch hat sich der Meister auf ihr nicht genannt. An Schriftband, Profil und den Henkeln (wiederum in Form geflochtener Zöpfe) ist sie aber leicht als Klinghe-Glocke zu erkennen, was auch die Chroniken von Büttner und Michelsen bestätigen, die den Guss beider Glocken für 1436 im gleichen Absatz erwähnen.

1445 hat der Meister noch einmal eine Glocke für Lüneburg gegossen: die „Katharinenschelle“.⁷⁴ Mit einem Durchmesser von 83 cm und einer Höhe von 66 cm gehört sie ebenfalls zu den kleineren Glocken und trägt keinerlei Flankenschmuck. Ihre Umschrift an der oberen Kante enthält wieder den für Klinghe typischen Vers:

Katerina · ik · hete · ghert · klinghe · de · mi · ghegoten · hat ·
got · gheve · siner · sele · rat · anno · d(omi)ni · m · cccc · xlv ·

Bis zu dessen Abriss (1860/61) hing sie im Turm der Lambertikirche, 1871 wurde sie zur Nicolaikirche gebracht und 1895 als Stundenglocke im neuen Nicolaiturm aufgehängt und mit einem Uhrschlaghammer versehen. Dort tut sie ihre Dienste noch heute. Schellen – so schrieb Wrede in einer Notiz zu den beiden Schellen im Johanniskirchturm⁷⁵ – besitzen „einen hohlen, auffallend schreienden Doppelton“. Sie seien darum besonders für den Beginn eines Geläuts geeignet, „weil ein nachfolgender Ton einer großen Glocke dadurch sehr vorteilhaft gehoben wird.“ In weiter Ferne klinge ihr Ton „silberhell und sehr lieblich“. Lüneburg besitzt vier solcher alter Schellen, je zwei in St. Johannis (*Große- und Kleine Schelle*) und in St. Nicolai (*Katharinen- und Franzikusshelle*).

Die Apostelglocke wurde schon in einem Glockenverzeichnis von 1792 als „die schönste von Figur und Klange“ bezeichnet. Auch unter Glockenwissenschaftlern ist sie – dank der Veröffentlichungen Wredes – ein Begriff.⁷⁶ Sie ist die größte noch vorhandene Klinghe-Glocke, größer noch als die Bremer Domglocke, und von besonderer Klangschönheit mit einem weittragenden Ton und einem langen Nachhall.⁷⁷ 1982 erlitt sie einen Sprung, der in einem aufwendigen Verfahren behoben werden konnte. Die Glocke musste dazu abgenommen und der Riss von der auf solche Reparaturen spezialisierten Firma Lachenmeyer in Nördlingen verschweißt werden. Heute wird sie nur an den hohen Festtagen im Kirchenjahr geläutet. Mit ihr besitzt Lüneburg ein sowohl klanglich wie auch kunstgeschichtlich herausragendes Instrument.

73 Inschrift der Großen Schelle: „+ a(n)no · d(omi)ni · m · ccccxxxvi · ave · maria · gracia · plena · dominvs · tecvm · benedicta · tv · in · mulierib-vs“ (nach Wehking, vgl. Anm. 54).

74 Wrede, Stadt (wie Anm. 1), S. 33.

75 Handschriftliche Notiz zum „Glockenspiel“ der St. Johanniskirche (Lüneburg Stadtarchiv E 1b Nr. 75).

76 Z. B.: Kramer (wie Anm. 3), S. 71.

77 Wrede, Heimatbuch (wie Anm. 1), S. 588.

3.3. Gerd van Wou, die Marienglocke und das alte Michaelisglockenspiel

Gegen Ende des Jahrhunderts kam ein noch Größerer nach Lüneburg, den viele Glockenbegeisterte für den größten Meister seines Faches halten: Gerhard van Wou. Seine 1497 gegossene „Gloriosa“ des Erfurter Domes gilt ihnen als bisher unerreich-



Marienglocke (1491) in St. Nicolai (Foto Boldt)

te Krönung des Glockengusses. Verwandte Wou auch noch die gotischen Formelemente und brachte er die „gotische Rippe“ zur Vollendung, so geschah das doch in einer Weise, die schon über das Mittelalter hinauswies und ein neues Menschenbild erahnen ließ, das als Künstlerpersönlichkeit das „Genie“ hervorbrachte. Als ein solches Genie auf dem Gebiet der Glockenkunst in der Zusammenfassung von handwerklichem Können, technischem Wissen, musikalischem Empfinden und künstlerischer Gestaltungskraft muss Gerhard van Wou angesehen werden. Das gilt umso mehr, als nur wenige Glockensachverständige nachvollziehen können, wie er seine Glockenformen mit präziser Genauigkeit berechnet hat. Er selbst war sich seiner Fähigkeiten bewusst. „Mich machte die geniale Hand des Gerard Wou“, setzte er auf eine Glocke für das holländische Oldenzaal. Von der Demut eines Gherd Klinghe („Gott gebe seiner Seele Rat“) ist da wenig zu spüren. Und dass sich auf einer der Glocken, die er 1492 im Jahr der Entdeckung Amerikas in Lüneburg goss, auch ein kleines Münzbild König Ferdinands von Spanien befindet, zeigt die eingetretene Perspektiverweiterung an. Die Neuzeit löste das Mittelalter ab.⁷⁸

Auch waren die Erwartungen an die Glockengießer im Laufe des 15. Jahrhunderts gestiegen. Die Musik beschritt den Weg zur Mehrstimmigkeit. Das schuf neue Anforderungen an die Qualität der Glocken. Sofern sie in einem Turm nebeneinander hingen, sollten sie auch parallel geläutet werden können. Also mussten sie in Harmonie zueinander stehen. Ebenso erforderte das aufkommende „Beiern“ bzw. „Signieren“, d. h. die Wiedergabe von Melodien durch einzelnes Anschlagen verschiedener Glocken, klare Intervallbeziehungen zwischen den Glocken. Gute Glockengießer mussten daher in der Lage sein, „auf Ton“ zu gießen. Zahlreiche Glocken, die diesem gestiegenen Anspruch nicht mehr genügten, wurden ausgetauscht. „Das einstige Signalinstrument Glocke“ – so beschreibt der Glockenwissenschaftler Konrad Bund die Entwicklung – „war damit dem Grundsatz nach definitiv zum Musikinstrument geworden.“ Das geschah wegweisend im niederländischen und im Kölner Raum, dem auch Gerhard van Wou entstammte, und wurde durch ihn in den Kreis der Hansestädte verbreitet.

Durch seinen Vater, den Glockengießer Johannes van Wou, kam der vor 1450 im geldrischen Nimwegen geborene Gerhard schon früh mit dem Glockenhandwerk in Berührung. Allerdings verstarb der Vater schon 1461, und Gerhard, der in Nimwegen eine überdurchschnittliche Bildung genossen hatte, absolvierte in Herzogenbusch noch eine Glockengießerlehre bei den Meistern der ab 1447 gegossenen Kölner Glocken. Dabei eignete er sich auch die Kunst an, die Tonhöhe von Glocken präzise vorherzubestimmen. 1474 wird er im Bürgerbuch von Herzogenbusch schon als „Magister Gerardus de Woude“ genannt. 1481 ließ er sich in Kampen am IJsselmeer nieder.

78 Zu Gerhard van Wou sei besonders auf zwei Aufsätze von Konrad Bund in den Jahrbüchern für Glockenkunde (wie Anm. 25) hingewiesen: Gerhard van Wou, ein hansischer Glockengießer *par excellence* (Bd. 15/16 [2003/2004], S. 93–106); und: Gerhard van Wou in seiner Zeit und seine Nachwirkung – Versuch einer historischen Würdigung (Bd. 17/18 [2005/2006], S. 29–56).

*Marienglocke:
Inscription ein-
gefasst in zwei
Frieze aus Ro-
sen, darüber
und darunter
je ein weite-
rer Zierfries
mit Ranken,
Blättern und
Früchten.
(Foto Boldt)*



Kampen war eine der führenden niederländischen Hansestädte. Ihre wirtschaftlichen Beziehungen müssen Wou besondere Aussichten geboten haben. Sein Wirkungskreis umfasste Holland und Norddeutschland, reichte im Norden bis Dänemark und im Osten bis Mecklenburg und in die Altmark. Auf dem Weg von Stendal, wo er 1490 mehrere Glocken gegossen hatte, zurück in seine niederländische Heimat lag Lüneburg. Hier goss er 1491 zwei große Glocken: die (1791 verkaufte) größte Glocke des St. Michaelisgeläuts und für die St. Lambertikirche die Marienglocke, die jetzt im Turm von St. Nicolai hängt. Ein Jahr später, 1492, war er wieder in Lüneburg und vollendete mit drei weiteren Güssen das Glockenspiel der St. Michaeliskirche. Zuvor hatte er 1487 im nahen Hamburg für den Dom und die St. Petrikerche wenigstens zehn Glocken geschaffen, von denen die jetzt in Altengamme befindliche große „Celsa“ des Domes noch existiert.⁷⁹ 1507 beendete Wou seine Wandertätigkeit und ließ sich fest in Kampen nieder, wo er 1527 starb.

Wous Glocken „gelten hinsichtlich ihrer Klangschönheit, der Gussausformung und der Präzision des Glockenschmuckes... als unübertroffene Meisterwerke der Gießkunst.“⁸⁰ Der Wou-begeisterte Hermann Wrede, der der Marienglocke mehr

79 Das kostbare Geläut der Petrikerche ging 1842 beim Brand von Hamburg verloren. Vgl. hierzu Robert Körner, Zur Geschichte der Glockengießer in Hamburg. Spezialabdruck aus dem „Hamburger Kirchenblatt“, 1905.

80 Schilling (wie Anm. 2), S. 27. Leider verfügen wir in Lüneburg nicht über eine Beschreibung eines Glockengusses. So mag dafür hier der bei Schilling (S. 27f.) zitierte Bericht des Erfurter Chronisten Konrad Stolle zum Guss der Gloriosa im Jahre 1497 stehen: „Am Montag nach dem Erfurter Ablass“ (am 12. Juni) „ließ er ein Haus bauen auf St. Severs Hofe darinnen er die Formen machte und bei der Sakristei St. Severi ließ er zwei hohe Öfen machen, wohl drei Mann lang hoch und sehr teuer, da die Form bereitet war, da ließ er sie mit wertvollem Hebezug in die Erde bringen nahe den beiden Öfen, und am St. Kilians Abend, das war an einem Freitage“ (17. Juli) „als es eins schlug nach Mittag ließ er Feuer machen in beiden Öfen. Die Speise ward gar in der Nacht, als es zehne schlug. Da kamen die Herren zu Unser Lieben Frauen mit dem heiligen Sakrament unter Bittgesängen und setzten das auf einen Tisch, schön geziert mit mancherlei Blumen und wohlriechenden Kräutern, vielen Lichtern und Fahnen und Kerzen. Da es eins schlug, da stieß der Meister einen Zapfen ein, als der schier nicht

als jeder anderen Lüneburger Glocke Aufmerksamkeit gewidmet hat, rühmte ihre künstlerische Gestaltung ebenso wie ihren warmen und harmonisch vollendeten Klang. Schon der Anblick der Glocke mit ihrer präzisen Linienführung rufe „eine Stimmung der Andacht“ hervor. „Seine Buchstaben-Typen sind von edelster Form deutlich und leicht lesbar. Seine Inschriften laufen immer in einer Zeile herum, zwei-zeilige Umschriften kommen bei ihm nicht vor. Nirgends sind einzelne Worte geklemmt oder auseinandergezogen, alle sind vielmehr von Anfang bis Ende gleichmäßig verteilt. Ein Kreuz bezeichnet den Anfang und Ende der Inschrift.“⁸¹ Auch deren Texte hat Wou wohl selbst konzipiert. Nirgendwo fand Wrede bei den ihm bekannten 75 Glocken des Meisters sich wiederholende Inschriften. Dabei wählte Wou für seine Glocken in den Städten „anspruchsvolle Inschriften aus in metrischen oder gereimten Versen gefassten Humanistenlatein“.⁸²

Auch die Lüneburger Marienglocke trägt – eingefasst in zwei Rosenfriese – eine solche Inschrift:

+ Ecce · Maria · vocor · salubri · producta · labore ·
 Ma(n)gne · meis · criste · sim · rogo · grata · sonis ·
 Deprecor · omni · sim · populo · campana · salutis ·
 Horrida · collidam · fulmina · criste · para ·
 Gherardus · de · wou · de · campis · me · fecit ·
 Anno · domini · M · CCCC · XCI ⁸³

Auf beiden Seiten der Glocke befindet sich Wous berühmte „Strahlenkranzmadonna“, die auch die Erfurter „Gloriosa“ und die „Celsa“ in Altengamme ziert. Sie zeigt Maria als Himmelskönigin im Strahlenkranz. Auf einem Halbmond stehend, den Blick nach unten gewandt, hält sie im Arm das bewegte Christuskind, das mit drei Fingern der rechten Hand segnend nach oben zeigt und mit der linken Hand in die herabfallenden Haarlocken der Mutter greift. Eindrucksvoll sind auch die sechs mit einem Christuskopf verzierten Henkel der Krone.

Seit 1871 hängt die Marienglocke im Turm der Nicolaikirche. Mehr als 300 Jahre hatte sie zuvor in der Lambertikirche geläutet, war mit deren Abbruch 1859/60

mehr gehen wollte, da stieß er den andern Zapfen in dem andern Ofen ein. Da es zwei schlug, da war das Werk löblich und vollkommen wohl vollbracht und alles voll, da sangen die Herren Te deum laudamus, habet 250 Zentner.“ Vom 16. Mai bis 25. August, also mehr als ein viertel Jahr, war Wou in Erfurt; am 16. August goss er noch die „Osanna“ des Domes und die „Vicentia“ für die Severikirche.

81 Wrede, Stadt (wie Anm. 1), S. 25.

82 Konrad Bund, Rekonstruktion von Inschrift, Gestalt und Zier der zweiten von Gerhard van Wou 1497 gegossenen Domglocke, in: Jahrbuch für Glockenkunde (wie Anm. 25), Bd. 7/8 [1995/1996], S. 118.

83 „Siehe, Maria heiß ich, aus heilbringender Arbeit hervorgegangen. Großer Christus, mit meinen Tönen, darum bitte ich, sei ich angenehm. Ich bete, allem Volk sei ich eine Glocke des Heils. Dass ich die fürchterlichen Blitze breche, Christus, das schaffe. Gerd van Wou aus Kampen machte mich im Jahre des Herrn 1491.“

zusammen mit den anderen Lambertiglocken auf dem Hof des Heiligengeiststiftes gelagert und zehn Jahre später in einem feierlichen Zug im Pferdegespann zur Nicolaikirche geschafft worden. Auf Wredes Betreiben erhielt sie 1895 noch ein Anschlagwerk mit einem 100 kg schweren Anschlaghammer und ist seitdem zugleich Läute- und Betglocke, deren jeweils neun Schläge morgens, mittags und abends zu hören sind. Anlässlich der Wiederherstellung des abgebrochenen Klöppels wurde die Glocke 1897 in der Aufhängung um 90° gedreht, um die Anschlagstelle zu verändern; der ständige Aufschlag an der gleichen Stelle hatte diese um 2 cm eingeschlagen. So ist die Strahlenkranzmadonna seitlich verdeckt. Mit einem Durchmesser von 190 cm ist die Glocke fast so groß wie die Apostelglocke.



*Strahlenkranzmadonna
des Gherd van Wou
(Foto nach Abdruck)*

Die alten Michaelisglocken samt ihren Inschriften im Überblick

(zusammengestellt nach Wrede, Glocken der Stadt Lüneburg, S. 42–50⁸⁴)

1. *Die Prime* (die ehemals größte Michaelisglocke): Gerhard de Wou 1491 – 1,39 m Höhe, 1,80 m Durchmesser. Inschrift: Qui jubulum sanctus Michael celo canis alto gratam me facias auribus in domini cumque tibi laudes resono sacer o Benedicte fac rogo tum veniant prospera terrigenis gherardus de wou de Campis me fecit anno dni M CCCC XCI („Der du, heiliger Michael, deinen Lobgesang singest oben im Himmel, mache mich angenehm in den Ohren des Herrn; und wenn ich dir lobsinge, o heiliger Benedikt, mach dann, so bitte ich, dass glückliche Zeiten den Erdgeborenen kommen. Gerd von Wou machte mich im Jahre des Herrn 1491“). Die Glocke wurde 1791 verkauft.
2. *Die Sekunde*: Glocke von 1427 – 1,70 bzw. 1,61 m). Inschrift: hoc vas oblatum michael tu suscipe gratum ut laudem resonet spiritibus superis A D M CCCC XXVII („Nimm, Michael, dieses Gefäß huldreich entgegen, damit es Lob wiedergebe den höheren Wesen. Im Jahre des Herrn 1427“). Diese schon vor Wou vorhandene Glocke wurde auch 1791 verkauft.
3. *Die Terz*: Ulricus 1325 – 1,27 bzw. 1,46 m: Dum trahor audite voco vos ad sacra venite Ao Domini M CCC XXV VI KL Aug Olricus me fecit („Wenn ich gezogen werde, hört. Ich rufe euch. Kommt zu den Gottesdiensten. Im Jahre des Herrn 1325 am 27. Juli. Olricus machte mich“). Auch diese Glocke wurde 1791 verkauft.
4. *Die Quart* (die heute größte Michaelisglocke): Gerhard van Wou 1492 – 98 bzw. 138 cm: o · michael · milicie · celestis · signifer · in · adiutorium · nostrum · veni · princeps · ac · propugnator · noster · gherardus · de · wou · me · fecit · anno · domini · m · cccc · xcii („O Michael, Bannerträger der himmlischen Heerscharen, komm uns zu Hilfe, du unser Fürst und Vorkämpfer. Gerhard van Wou machte mich im Jahre des Herrn 1492“).
5. *Die Quinte*: Gerhard van Wou 1492 – 88 und 117 cm: O rex glorie veni cum pace gherardus de wou me fecit anno domini m cccc xcii (O König der Herrlichkeit, komm mit Frieden, Gerhard de Wou machte mich im Jahre des Herrn 1492). Auch diese Glocke wurde 1791 verkauft.
6. *Die Sexte* (die kleinere der beiden heute noch vorhandenen Wou-Glocken mit Münzbild Ferdinands von Spanien): 1492 – 78 und 108 cm: · hoc · vas · oblatum · tu · michael · suscipe · gratum · gherardus · de · wou · me · fecit · anno · d(o)mini · m · cccc · xcii („Nimm, Michael, dieses Gefäß huldreich entgegen. Gerhard van Wou machte mich im Jahre des Herrn 1492“).
7. *Die Burgglocke* um 1200 – 77 und 77 cm – ohne Inschrift.
8. Die zweitkleinste Schelle: ohne Inschrift, 1791 verkauft.
9. Die kleinste Schelle (1423 – Höhe und Durchmesser 45,5 cm): anno d(omi)ni m cccc xxiii help god und maria. Auch 1791 verkauft.

Und die beiden Uhrschlagglocken:

10. Stundenglocke: Höhe 135 cm, Durchmesser 135 cm. Im 1. Weltkrieg abgeliefert.
11. Viertelstundenglocke (13. Jahrhundert): 62,5 bzw. 64 cm. Noch heute Viertelstundenglocke.

84 Die Inschriften der 1791 verkauften Glocken konnte Wrede Gebhardis Verzeichnis der „*Auffschriften der Glocken des Thurms der St. Michaelis Kirche zu Lüneburg 1762*“ entnehmen (Collectaneen [wie Anm. 17], Bd. I.2, S. 368f.). Ausführlich beschrieben und kommentiert sind sie bei Eckhard Michael, Die Inschriften des Lüneburger St. Michaelisklosters, Deutsche Inschriften Bd. 24, Wiesbaden 1984, unter den Nummern 8, 22, 41–44.



Die beiden erhaltenen Michaelisglocken Gerhard van Wous von 1492. Links: die jetzt große Michaelisglocke, heute die Prime (einst die Quart) im Glockenspiel (Foto: Nachlass Wrede). Rechts: die sog. „Sonntagsglocke“ mit dem Bildnis Ferdinands, jetzt die Terz (einst die Sext) im Glockenspiel (Foto: Boldt)

Die Marienglocke war nicht die einzige, die Gerhard van Wou 1491 in Lüneburg goss. Mit ihr entstand die einst *größte Michaelisglocke*. Wie ihre im Jahr darauf gegossenen Schwesterglocken war sie dem Erzengel Michael geweiht. Es ist anzunehmen, dass mit dem Guss dieser Glocke der Plan entstand, für die Michaeliskirche auch ein Glockenspiel einzurichten, wie Wou ein solches zuvor in Hamburg geschaffen hatte. Wous besondere und von Wrede immer wieder gerühmte Leistung in Lüneburg bestand nun darin, dass er zu den in St. Michaelis schon vorhandenen drei Glocken vier weitere so zu gießen verstand, dass sie ein aufeinander abgestimmtes Glockenspiel ergaben. Weit über Lüneburg hinaus drang dessen Ruf. Es galt als das schönste im Lande. Wrede zitierte eine Jenenser Dissertation aus dem Jahre 1685: „Tam clarum edunt sonum, ut nihil supra“⁸⁵. Und er fügte noch hinzu: „So tadellos war im Michaelisturm das Material in allen Glocken, dass nie eine davon zersprang oder merkliche Abnutzung zeigte. Das Verhängnis nahte erst 1791, als der letzte Nachfolger der Äbte, Landschaftsdirektor von Bülow, glaubte, die Franzosen nachahmen zu müssen. Diese haben damals in der französischen großen Revolution die

85 „Solch lieblichen Klang ergeben sie, dass nichts darüber geht“. *Dissertio de campanarum materia et forma*. Von Eggers und Bierstedt, zitiert bei Wrede, *Das Lüneburger Michaelisglockenspiel als niederdeutsches Kulturdenkmal*, in: Erika. *Sonntagsblatt der Lüneburgschen Anzeigen* vom 3. Februar 1929, S. 44. Dort auch das folgende Zitat.

Glocken in ihren Türmen zerschlagen und hinausgeworfen... Bülow zerstörte von den Glocken Grundton, Sekunde, Terz und Quinte. Es blieben nur die Quart und Sexte und die Burgglocke von 1200.“

Auch wie das Glockenspiel gespielt wurde, ist der Jenenser Dissertation zu entnehmen:

„So werden auch wohl die Seile nicht an den Glocken, sondern an den Klöppeln befestigt und nicht jene, sondern nur diese bewegt. Eben das habe ich häufig gesehen an den Glocken in Lüneburg, wenn dieselben nämlich an hohen Festtagen verwandt werden, Melodien hervorzubringen.“⁸⁶

Interessant ist diese Beschreibung schon deshalb, weil Wrede, als er nach dem 1. Weltkrieg daran ging, das Michaelisglockenspiel wiederherzustellen, die gleiche Technik verwandte.

Von den geschätzt über 200 Glocken, die Gerd van Wou gegossen hat, sollen heute noch über 100 existieren (davon 19 allein in Niedersachsen), was auf ihre hohe Qualität schließen lässt.⁸⁷ Steht darum Lüneburg mit seinen drei noch erhaltenen Wou-Glocken nicht so einzigartig da wie mit der Apostelglocke für Gherd Klinghe, so gehören sie um nichts weniger zu den überragenden Werten in den Türmen der Stadt.

3.4. Hinrick von Kampen und der Guss der „Großen Glocke“ von St. Johannis

Hinrick von Kampen war ein Schüler Gerhard van Wous. Wie dieser stammte er aus Holland, hatte sich aber seit 1512 in Lübeck niedergelassen, wo er auch 1524 starb. Er war vorwiegend im norddeutschen Raum tätig. Sechs Glocken lieferte er für den Braunschweiger Dom. Ebenso bekannt ist seine 1508 gegossene „Sonntagsglocke“ der Lübecker Marienkirche, die 1942 beim Bombenangriff herabstürzte und deren Scherben zur Mahnung in der Kirche liegen. 1516 kam er nach Lüneburg und goss hier die „*Franziskusschelle*“ für die Marienkirche, die „*Nicolausglocke*“ für St. Nicolai, die „*Stundenglocke*“, die „*Große Glocke*“ und vielleicht auch noch die Vorgängerin der *Wachtglocke* für St. Johannis. Zwei Jahre später war er wieder hier und goss die „*Moritzglocke*“ für St. Nicolai (1518).⁸⁸ Schließlich hat ihm Wrede auch noch die „*Kleine Schelle*“ im Johanniskirchturm (1519) zugeschrieben. Von diesen sechs/sieben Glocken, die Hinrick von Kampen für die Kirchen der Stadt goss, existieren heute nur noch die drei kleineren: die Franziskusschelle, die Kleine Schelle und die Stundenglocke.

Über den zunächst missglückten Guss der „*Großen Glocke*“ berichten die Chroniken von Büttner und Michelsen:

⁸⁶ Zitiert bei Wrede, Stadt (wie Anm. 1), S. 49.

⁸⁷ Karl-Friedrich Waack, Glockengießer Geert van Wou und sein Wirken in Deutschland, Lüneburger „Landeszeitung“ vom 30.10.1991.

⁸⁸ So nach der Büttner-Chronik.

Des Donnerstags vor dem Heil. Kreutztage vor Michaelis ist die große Klocke zu St. Johannis auf der Kreiten Kuhle gegossen, zum ersten mal zum großen Schaden misslungen. Daselbst sind alle 4 Bürgermeister zur Besichtigung gewesen, und dabei verzehret 1 ggr. Die Klocke wiegt 51 Schiffspfund, sind 14280 Pfund, hat gekostet 600 Mrk, ist das Pfund 8 ¼ .Auf dieser Klocke steht in der Mitte: Der Heiland der Welt mit der Beyschrift: Salvator mundi salva nos Heinrich von Kampen, auf der anderen Seite: St. Johannes mit der Beyschrift: Sancte Johannes Baptista ora pro nobis M D X VI. ...⁸⁹

Beigefügt ist auch noch ein „*Extract aus dem Kirchenbuch zu St. Johannis*“:

AO 1516 ist diese große Klocke außer dem Bardowicker Tor gegossen, welche dem Meister zum ersten Mal missraten, davon viele Leute sind beschediget, und darum zum andernmal wiedergegossen, dazu dan viele Leuthe zu einer Verbeßerung Gold und Silber gegeben haben, dieselben sind als Gevatter dazu gebeten. Das Gold haben sie dem Weibepriester in die Hand gegeben, der solches hier in die feurige Klocken Speise geworfen; sie von verstorbenener materia seyn gewesen, welche lange auf dem Kaufhaus gelegen und sich niemand angemäset.

Der „Extract“ ist vor allem zeitgeschichtlich interessant. Er belegt, dass noch am Vorabend der Reformation – ein Jahr vor Luthers Thesenanschlag – die mittelalterlichen Bräuche beim Glockenguss ungebrochen gültig waren. Er belegt aber auch die Distanz, die man nur wenige Jahre später – nach Einführung der Reformation in Lüneburg – diesen Bräuchen gegenüber einnahm. Da war der Glockenguss nicht mehr das fröhliche Fest, das alle versammelte; man stieß sich vielmehr an den katholischen Riten, die die Reformation aus ihrem Verständnis des Evangeliums verwarf. Die von Wrede zitierte plattdeutsche Bearbeitung der Chronik bringt es noch deutlicher zum Ausdruck, wenn sie zum Bericht polemisch hinzufügt: dies geschah „*na gewhanheit des pavstomes*“ [nach der Gewohnheit des Papsttums] und außerdem zu berichten weiß: „*Hebben se darna gedoefft [getauft] und geweiht*“.⁹⁰ Die Reformation verwarf die Glockentaufe. Dass wohlhabende Glockenpaten aufgefordert wurden, Gold und Silber zum Glockenguss zu spenden und in die Glockenspeise zu werfen, ist auch aus anderen Quellen belegt. Man sah darin eine Handlung zum Gelingen des

⁸⁹ Die Klocke hatte „oben herum“ noch eine in Versmaß gefasste Umschrift, deren Humanistenlatein an Gerhard van Wou erinnert. Sie ist in den Chroniken mit leichten Abweichungen untereinander nur ungefähr wiedergegeben und so auch nur ungefähr zu übersetzen. Nach Wrede „etwa“ so: „Mein Jubelklang erleichtere die traurigen Körper und helfe mit reinem Herzen in Christo zu wandeln. Mit langen Tönen halle wieder die Klocke Johannis des Täufers, dir zu Ehren, heiliger Christus, bei deinem Namen“ (Wrede, Stadt [wie Anm. 1], S. 21).

⁹⁰ Wrede, Stadt (wie Anm. 1), S. 19. – Solche konfessionelle Polemik konnte sich auch in Glockeninschriften niederschlagen wie bei einer Mitte des 18. Jahrhunderts in Leipzig gegossenen Klocke: „Ich bin ja nicht getauft, vertreibe keine Noth,/ Kein Wetter, keinen Geist, ich führ euch nur zu Gott ...“ (zitiert bei Otte [wie Anm. 22], S. 128 – dort noch weitere Beispiele).

Glockengusses und hoffte obendrein, durch die Beimischung werde der Glockenklang reiner und vollkommener.⁹¹ Im Fall der „Großen Glocke“ vermutet die plattdeutsche Chronik, man wollte durch ein Opfer einem zweiten Fehlguss vorbeugen, und wirft den Weihepriestern obendrein noch Gaukelei vor.

Welche „große Glocke“ hat nun Hinrick von Campen 1516 in Lüneburg gegossen? Nach den Chroniken von Büttner und Michelsen war es die „Große Glocke“, die 1705 beim Trauergeläut für Georg Wilhelm, den letzten Herzog von Celle, einen Riss erlitt und 1792 verkauft wurde.⁹² Sie war für Wrede die Nachfolgerin der Großen Glocke von Meister Bertram Beteman aus Magdeburg aus dem Jahre 1471, deren Guss durch den Vertrag mit dem Glockengießer belegt ist.⁹³ Nach der Inschrift der 1687 umgegossenen „Wachtglocke“ muss aber auch deren Vorgängerin 1516 gegossen worden sein.⁹⁴ Wrede geht darum von zwei großen Glocken aus, die Hinrich von Kampen 1516 für St. Johannis gegossen hat.⁹⁵ Allerdings irritiert, dass die Büttner- und die Michelsen-Chronik nur von einer wissen. So ist auch die andere Annahme in Erwägung zu ziehen, die Friedrich Wilhelm Volger in seiner Arbeit über die St. Johanniskirche 1856 vertreten hat. Nach Volger war es die Wachtglocke, die Hinrick von Kampen 1516 goss, während er die 1705 gesprungene „Große Glocke“ für die Betemansche Glocke von 1471 hält.⁹⁶ Krüger/Reinecke in ihrem Band über die Kunstdenkmäler der Stadt Lüneburg von 1906 entscheiden sich (mit Wrede) dafür, die Große Glocke von 1516 Hinrick von Kampen zuzuschreiben, lassen den Gießer der Vorgängerin der Wachtglocke hingegen offen.⁹⁷ Welcher Annahme man auch zuneigt, die Quellen ergeben kein eindeutiges Bild.

Nach Büttner und Michelsen hat Hinrick von Campen vor der Großen Glocke noch die beiden kleineren gegossen: die Franziskusschelle und die Nicolausglocke. Die *Franziskusschelle* (Durchmesser 73 cm)⁹⁸ war die Glocke der alten Marienkirche der Franziskaner am Marktplatz. Sie trägt auf der Flanke ein fein herausgearbeitetes Marienrelief, das an Gerhard van Wous Strahlenkranzmadonna erinnert, nur noch schmuckvoller gestaltet ist. Auf der gegenüber liegenden Seite sind die heilige Katharina, der heilige Franziskus und Johannes der Täufer abgebildet. Franziskus in der Mitte zeigt seine erhobenen Hände mit den Wundmalen. Auf ihn bezieht sich

91 Zu dem Brauch: Karl Walter, *Glockenkunde*, Regensburg und Rom 1913, S. 47–49.

92 Die Büttner-Chronik zum Jahr 1705: „*kriegte die große Klocke zu St: Joh: eine Borste, deswegen sie nicht mehr kann geleutet werden, sondern an der einen Seite der Kurpel angeschlagen. Vide 1516 ist sie gegossen.*“

93 Vgl. Anm. 69 – Wie aus dem Vertrag hervorgeht, hatte auch diese Glocke schon eine Vorgängerglocke.

94 Es wäre dann die in den Collectaneen Gebhardis erwähnte „Mittelglocke“ mit ihrer Inschrift: *Ad tua confugio supplex altaria virgo. / Et fero nocturnas ad tua templa preces An Dn 1516. S. Cecilia ora pro nobis Henrick von Campen S. Maria ora pro nobis* (wie Anm. 17, Bd. II, 1 S. 173).

95 Wrede, *Stadt* (wie Anm. 1), S. 19–22.

96 Friedrich Wilhelm Volger, *Die St. Johanniskirche* (1856), in: Volger, *Lüneburger Blätter*, Lüneburg o. J., S. 88–96, zu den Glocken S. 94f.

97 Krüger/Reinecke (wie Anm. 57), S. 103.

98 Wrede, *Stadt* (wie Anm. 1), S. 34–37.

der erste Satz der lateinischen Inschrift, während der zweite aus dem Lobgesang der Maria stammt:

· Ego · stigmata · Domini · Jhesu ·
in · corpore · meo · porto ·
Beata(m) · me · dice(n)t · o(mn)es ·
· g(e)n(er)atio(n)es · quia · fecit ·
m(ihi) · magna ·⁹⁹



Franziskusschelle: Marienrelief (Foto nach Vorlage von Wrede)

Nach Abbruch der Marienkirche 1818 bestand für die Glocke keine Verwendung mehr. Kurz bevor sie zusammen mit den kleineren Nicolai-Glocken 1833 verkauft werden sollte, hatte man sich aber entschieden, sie für eine künftige Verwendung als Uhr- oder Läuteglocke für die Nicolaikirche zu behalten. So blieb sie vor dem Einschmelzen verschont, gelangte 1871 zur Nicolaikirche und wurde dort Viertelstundenglocke. Dort hängt sie nun, dieses „Prachtstück unter den Glocken des Nikolaiturmes“ (Wrede), fast unzugänglich in der Höhe des Turmes, aber ihr Klang ist gut zu hören.

Dagegen wurden die *Nicolausglocke* und die zwei Jahre später gegossene *Moritzglocke* 1832 verkauft. Bis 1831 hingen sie im alten Nicolaiturm. Von ihrem Guss und ihren Inschriften berichten die Chroniken.¹⁰⁰ Das Verzeichnis der Nicolaiglocken, das der damalige Stadtbaumeister Spetzler 1831 zum Abriss des Nicolaiturmes anfertigte, führte sie als „Sonntagsglocke“ (die Nicolausglocke) und „Bet- und Sturmglocke“ (die Moritzglocke) auf.¹⁰¹

⁹⁹ „Ich trage die Wundmale Jesu an meinem Leibe – Selig werden mich preisen alle Generationen, denn er hat mir Großes getan“.

¹⁰⁰ Büttner-Chronik zum Jahr 1516: „Ward noch eine Klocke, so noch itzo in St. Nicolaiturm henget, gegoßen, darauf steht: Sancte Nicolas ora pro nobis und Sancta Barabara ora pro nobis. Oben herum steht in alten Mönchschriften dieser Vers: Nicolae precum votis concede tuorum Ne tangat fulmen tegmina, templa, domus Heinrich von Kampen Anno D(omi)ni MDXVI. („Nicolaus, gewähre den Gelübden der Gebete der Deinigen: Kein Blitzstrahl berühre Dächer, Kirchen, Häuser“) – Nicht nur der hl. Nikolaus, nach dem die Kirche heißt, auch die hl. Barbara war Patronin der Nicolaikirche. – Michelsen-Chronik zum Jahr 1518: „Ist eine Klocke gegoßen, so noch im St. Nicol.thurm hingend, darauf steht in der Mitte auf der einen Seite: St. Mauritius mit der Beyschrift: Sanct Mauritius bidde vor Uns, auf der anderen Seite steht St. Anna, dabey: St. Anna, bidde vor Uns. Oben herum steht: Su (?) resonans nunc cum sono Anna dicata Nomine Mauriti me homines vocabunt. Hinr. v. Kampen Anno MDXVIII.“

¹⁰¹ Lüneburg Stadtarchiv E 1 24.

Die beiden kleineren Glocken Hinrick von Kampens für die St. Johanniskirche sind dagegen erhalten: die Stundenschlagglocke und die Kleine Schelle. Die *Stundenschlagglocke* war vor vornherein als Uhrschlagglocke vorgesehen, trägt aber eine Inschrift wie die Läuteglocken und den Namen des Gießers:

+ Quiq(ue) · lavas · cristum · iohannes · optime · prosis ·
Magdala · grata · deo · da · vota · precesq(ue) supremo ·
Hinrick · van · kampen · Anno · xv^c · xvi^o ¹⁰²

Dagegen fehlt der Gießername auf der „*Kleine Schelle*“. Gleichwohl hat sie Wrede auf Grund der künstlerischen Gestaltung, die Motive seines Lehrmeisters Gerhard van Wou aufnimmt, Hinrick von Kampen zugeschrieben.¹⁰³ Sie hat den Schlagton e”, die Höhe von 67,5 cm, den Durchmesser von 77 cm, das Gewicht von rund 220 kg und eine Umschrift, die nur die Namen derer nennt, die sie anruft, und dazu das Gussdatum 1519:

+ · ih(esu)s · maria · anna · iohannes · anno · d(omi)ni · xvc^o · xix^o ¹⁰⁴



Kleine Schelle von 1519 (Foto Boldt)

Die Kleine Schelle und die Glocken des 1523–1527 installierten Glockenspiels des Rathauses, von denen nur noch die „Kleine Marktglocke“ – jetzt im Dachreiter der Kapelle des Waldfriedhofs – existiert, sind die letzten, die noch Heiligen gewidmet waren. Mit ihnen endet, recht spät, nun auch für den Glockenguss in Lüneburg das Mittelalter. Es ist erstaunlich, dass er seine höchste Blüte und Entfaltung gerade in den vierzig Jahren vor der Reformation fand. Die Reformation, die nur wenige Jahre später, 1530, in Lüneburg eingeführt wurde, brachte auch eine Zäsur

in der Wertung der Glocken. Damit dass Marien- und Heiligenkult abgelehnt wurden, verlor die Glockenverehrung ihren Grund. Was darüber hinaus an der mittelalterlichen Glockenfrömmigkeit als abergläubisch erschien, wurde verworfen. Zwar

102 „Der du wäschest Christum, Johannes, du bester, hilf. Magdala, du Gottgefällige, spende Gelübde und Gebete dem Höchsten“. Inschrift nach Feststellung von Sabine Wehking (wie Anm. 54).

103 Wrede, Stadt (wie Anm. 1), S. 11.

104 Ebenfalls nach Sabine Wehking (wie Anm. 54).

werden die Glocken wie zuvor zu Gottesdienst und Gebet rufen und die Menschen an Zeit und Ewigkeit erinnern; aber die zahlreichen Marien- und Heiligenanrufungen, die das Herz der mittelalterlichen Inschriften ausmachten, fielen fort. An ihre Stelle trat die Konzentration auf Bibelverse und Worte des Gottvertrauens, an die sich der Mensch halten sollte.

Der Einschnitt, den die Reformation für

Lüneburgs Glockenverehrung bedeutete, wäre aber nicht so groß gewesen, wenn nicht zugleich damit auch 100 Jahre hervorragender Glockengüsse endeten. Es waren die 100 Jahre in der Blütezeit der Stadt, in denen auch die großen Altäre Lüneburgs geschaffen wurden. In Lüneburgs Glockengeschichte begann nun ein neuer Abschnitt: Die Glocken in den nächsten drei Jahrhunderten wurden wieder von Lüneburger Gießern gefertigt. Auch waren erst einmal für die Kirchen der Stadt überhaupt keine großen Glocken mehr zu gießen. Der Bedarf war gedeckt. Wo solche dennoch gegossen wurden, vermerken die Chroniken, dass sie „umgegossen“ wurden; das heißt, sie wurden gegossen, weil die Vorgängerglocken „geborsten“ waren, und sie wurden neu gegossen unter Verwendung von deren Material und vermutlich auch in Anlehnung an deren Form und behielten deren Namen und Funktion bei.



Kleine Schelle: Kunstvolle Umschrift mit Weibekreuz, das Anfang und Ende der Umschrift bezeichnet. Oben und unten ist sie eingefasst in je zwei Schmuckbänder. Lilien und Rosen als Trennzeichen zwischen den Wörtern beleben die Inschrift. (Foto Boldt)

Zum Glockenspiel im Rathaus

Zum alten Glockenspiel im Rathaus gibt es verschiedene Nachrichten, die in die gleichen Jahre weisen: Der in der Ratsbücherei vorhandenen Abschrift der Büttner-Chronik zufolge sind 1523 und 1526 für das Rathaus Glocken gegossen worden. Nach Wrede¹⁰⁵ hat der „Seigermaker“ Gerd Lüning aus Lübeck 1525 die Viertelglocke nebst fünf kleineren und einer großen Spieluhr mitgebracht und das Glockenspiel im Rathaus eingerichtet. Wie Georg Melbeck in seinem „Exkurs zur Geschichte des Glockenspiels auf dem Rathaus in Lüneburg“¹⁰⁶ dargelegt hat, sind noch weitere Glocken hinzugekommen. Zum Teil waren sie untereinander nicht ganz rein im Klang, was auch noch eine Rolle spielen sollte, als sie 1833 zusammen mit restlichen alten Nicolaignocken nach dem Abriss des Nicolaiturmes gleich mit verkauft wurden.¹⁰⁷ Ihre Inschriften sind aufgeführt in den Collectaneen Gebhardis.¹⁰⁸

Nur zwei Glocken blieben im Rathausurm: die „Große“ und die „Kleine Marktglocke“. 1956, als die Stadt zur Jahrtausendfeier das neue Glockenspiel aus Meißener Porzellan installierte, wurden die beiden Marktglocken abgenommen. Die Große gelangte ins Museum, die Kleine gelangte 1961 auf die neu errichtete Kapelle des Waldfriedhofs.¹⁰⁹ Dort läutet sie heute zu den Beerdigungen. Jahrzehntlang war sie vergessen, und man konnte aus einer Notiz zu den Glockenablieferungen im 2. Weltkrieg schon schließen, sie sei damals abgeliefert und eingeschmolzen worden, bis 2012 ein mehr zufälliger Hinweis der Glockenwartungsfirma Iversen-Dimier in Hamburg ihre Existenz wieder in Erinnerung rief.

Die „Kleine Marktglocke“ (mit dem Ton *dis*) hat den Durchmesser von 69 cm und ein Gewicht von 180 kg. Ihre jetzt schwer zugängliche Inschrift lautet nach Wrede: *Salvator · mundi · miserere · nobis · m · v° · xxvi · („Erlöser der Welt, erbarme dich unser. 1526“)*.¹¹⁰



Ehem. „Kleine Marktglocke“ im Dachreiter der Kapelle des Waldfriedhofs

105 Wrede, Heimatbuch (wie Anm. 1), S. 595.

106 Georg Melbeck, Lüneburger Uhren und Uhrmacher früherer Jahrhunderte, in: Lüneburger Blätter 15/16 (1965), S. 243–264, Exkurs zum Glockenspiel des Rathauses S. 263f.

107 Wrede bestritt nachträglich die Richtigkeit dieses Arguments (Wrede, Nachtrag [wie Anm. 12], S. 64).

108 Wie Anm. 17, Bd. III, 2 S. 107.

109 Lüneburger Landeszeitung vom 17. 10. 1960 und vom 03. 05. 1961.

110 Wrede, Stadt (wie Anm. 1), S. 52

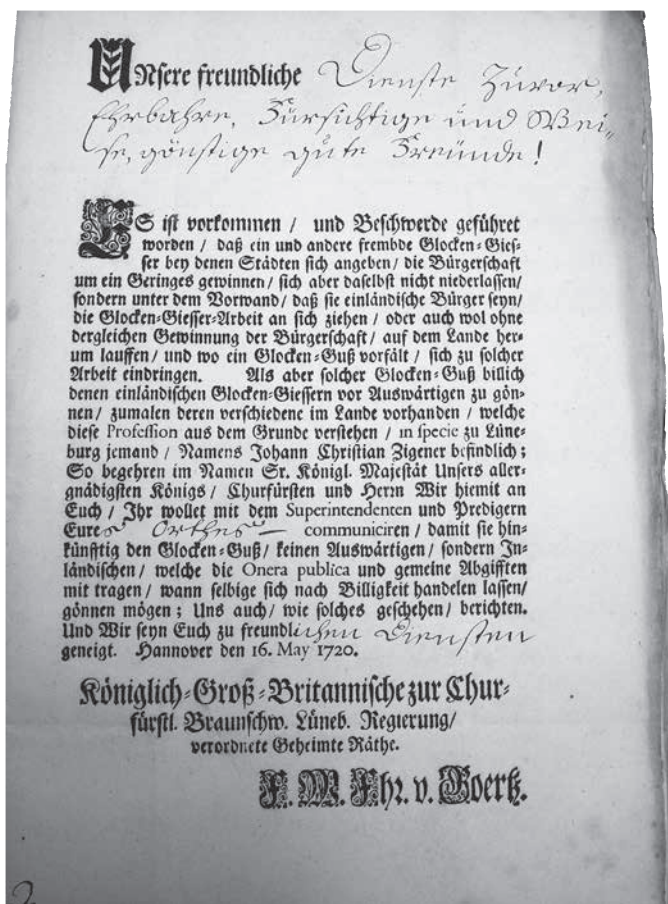
4. DER LÜNEBURGER GLOCKENGUSS IM 17. UND 18. JAHRHUNDERT

4.1. Der Streit zwischen den Glockengießern Ziegner und Voß und die Voßsche Glockenliste (1723)

1723 kam es zum Streit zwischen dem Glockengießer Ziegner auf der einen und dem Glockengießer Voß und den Juraten der Lambertikirche auf der anderen Seite, in den der Rat und sogar die kurfürstliche Regierung hineingezogen wurden. Anlass war der (Um)Guss einer großen Glocke für die Lambertikirche.

Nach den Vernehmungsprotokollen und den übrigen im Stadtarchiv gesammelten Schriftstücken¹¹¹ stellt sich die Auseinandersetzung so dar: Johann Christian Ziegner, Glockengießermeister in der Schröderstraße, war darüber erbost, dass er beim Auftrag für die Glocke übergangen worden war. Er beschwerte sich beim Rat über die Juraten, dass sie ihm den Guss der Glocke nicht gönnen wollten, sondern den hiesigen „Grapengießer“ Paul Voß beauftragt hätten, der doch allein nicht „capable“ wäre, solchen Guss zu leisten, sondern sich dazu einen fremden Meister zu Hilfe nehmen musste.

Die Beschwerde muss nicht ohne Nachdruck gewesen sein; denn der Rat ging der Sache nach. Nacheinander wurden die Juraten und Paul Voß im Rathaus vernommen. Die Juraten erklärten, sie hätten sich anfänglich mit dem „Rotgießer“ Ziegner eingelassen; weil dieser aber „unbillig gefordert“ und sich Bedenkzeit gegönnt habe, seien sie zu



Kurfürstliches Empfehlungsschreiben für Joh. Chr. Ziegner

¹¹¹ Lüneburg Stadtarchiv G 3k Nr. 2/2.

1604	nach dem 1. Jan. 1604 in der Glockengießerei	1633	
1605	nach dem 1. Jan. 1605 in der Glockengießerei	1634	
1607	nach dem 1. Jan. 1607 in der Glockengießerei	1635	
1609	nach dem 1. Jan. 1609 in der Glockengießerei	1636	
1609	nach dem 1. Jan. 1609 in der Glockengießerei	1637	
1609	nach dem 1. Jan. 1609 in der Glockengießerei	1638	
1609	nach dem 1. Jan. 1609 in der Glockengießerei	1639	
1610	nach dem 1. Jan. 1610 in der Glockengießerei	1640	
1612	nach dem 1. Jan. 1612 in der Glockengießerei	1641	
1613	nach dem 1. Jan. 1613 in der Glockengießerei	1642	
1614	nach dem 1. Jan. 1614 in der Glockengießerei	1643	
1615	nach dem 1. Jan. 1615 in der Glockengießerei	1644	
1615	nach dem 1. Jan. 1615 in der Glockengießerei	1645	
1615	nach dem 1. Jan. 1615 in der Glockengießerei	1646	
1615	nach dem 1. Jan. 1615 in der Glockengießerei	1647	
1615	nach dem 1. Jan. 1615 in der Glockengießerei	1648	
1615	nach dem 1. Jan. 1615 in der Glockengießerei	1649	
1615	nach dem 1. Jan. 1615 in der Glockengießerei	1650	
1616	nach dem 1. Jan. 1616 in der Glockengießerei	1651	
1617	nach dem 1. Jan. 1617 in der Glockengießerei	1652	
1617	nach dem 1. Jan. 1617 in der Glockengießerei	1653	
1618	nach dem 1. Jan. 1618 in der Glockengießerei	1654	
1618	nach dem 1. Jan. 1618 in der Glockengießerei	1655	
1619	nach dem 1. Jan. 1619 in der Glockengießerei	1656	
1619	nach dem 1. Jan. 1619 in der Glockengießerei	1657	
1619	nach dem 1. Jan. 1619 in der Glockengießerei	1658	
1619	nach dem 1. Jan. 1619 in der Glockengießerei	1659	
1619	nach dem 1. Jan. 1619 in der Glockengießerei	1660	
1620	nach dem 1. Jan. 1620 in der Glockengießerei	1661	
1630	nach dem 1. Jan. 1630 in der Glockengießerei	1662	
1631	nach dem 1. Jan. 1631 in der Glockengießerei	1663	

Das Voßsche Glockenverzeichnis

vor auswärtiger Konkurrenz schützen sollte. In ihm hieß es, dass – da nun solch ein fähiger Meister wie Ziegner im Lande vorhanden – man den Glockenguss „keinen Auswärtigen, sondern Inländischen, welche die onera publica und gemeine Abgiffen mittragen“, gönnen möge. Das klang wie eine fürstliche Anweisung. Paul Voß musste also alles daran setzen, den Verdacht hinsichtlich seines Lübecker Gehilfen auszuräumen.

Ziegner muss sich auch an die kurfürstliche Regierung gewandt haben; denn vier Wochen nach seiner Vernehmung bat Paul Voß den Rat, ihn gegen Ziegners Unterstellungen beim Kurfürsten in Schutz zu nehmen. Zum Beweis seiner Fähigkeit fügte er eine Liste der von ihm und seinen Vorfahren gefertigten Glocken bei. Schließlich wandte er sich auch selbst direkt an die kurfürstliche Regierung mit dem Ergebnis, dass auch er ein halbes Jahr später das kurfürstliche Empfehlungsschreiben in sei-

Voß gegangen und mit ihm einig geworden, und dieser habe im Juli dieses 1723ten Jahres eine schöne Glocke „von gutem resonante“ glücklich gegossen. Der Mann aus Lübeck, den er dabei zur Hilfe genommen habe, sei auch kein Meister, sondern nur ein Geselle gewesen. Dieses bestätigte auch Paul Voß bei seiner Vernehmung.

Ziegner muss sich seiner Sache sehr sicher gewesen sein, hatte der Rat ihm doch drei Jahre zuvor bestätigt, dass er die Uhrenglocken der Lambertikirche und die Sonntagsglocke der Johanniskirche „mit gar glücklichem Succex“ umgegossen und verfertigt habe. Außerdem war er im Besitz eines kurfürstlichen Empfehlungsschreibens, das ihn

nen Händen hielt. Ziegner hatte also keinen Erfolg mit seinem Angriff auf seinen Konkurrenten. Für die Stadt Lüneburg aber bezeugt die Auseinandersetzung, dass sie auch auf dem Gebiet des Glockengusses ganz eine Stadt im Kurfürstentum geworden war.

Der Auseinandersetzung mit seinem Konkurrenten verdanken wir also das „Verzeichnis von Thurmglöcken, welche innerhalb von 134 Jahren in der Stadt Lüneburg gegossen wurden“, das Paul Voß seiner „Obrigkeit“ am 2. August 1723 zu den Akten übergab.¹¹² Das Verzeichnis beginnt mit dem Glockengießer Andreas Heinecke, der 1598 das Haus Grapengießerstr. 26 samt allem Zubehör von den Kindern des früh verstorbenen Glockengießers Hans Meyer erworben hatte und eine Lüneburger Glockengießerdynastie begründete, die über vier Generationen hielt.¹¹³ Starb auch Heinecke in einem frühen Alter, so vermählte sich seine Witwe mit dem jungen Grapengießer Paul Voß, dessen Sohn Paul Voß II. und Enkelsohn Hans Voß sich auch im Glockenguss betätigten und dessen Sohn wiederum Paul Voß III. war, gegen den Ziegner anging. Insgesamt 152 von ihm und seinen Vorfahren gegossene Glocken führte er in seinem Verzeichnis an, als letzte die Glocke 1723 für die Lambertikirche, die Anlass für den Streit war. Größtenteils waren es kleinere Glocken, meist für Kirchen im näheren und fernereren Umkreis bestimmt, zum größten Teil wohl auch in der Voßschen Werkstatt gefertigt und von dort zu ihren Bestimmungsorten transportiert. Aber auch für die Kirchen Lüneburgs gibt das Verzeichnis mehrere Glocken an:

- 1597 die Schelle des alten Nicolaiturmes (von Andreas Heinecken)
- 1600 die „Viertelglocke“ für den Uhrschlag der Johanniskirche (Andreas Heinecken)
- 1607 die „Probeglocke“ der St. Johanniskirche (Paul Voß I.)
- 1619 die „Vossische Schelle“ für die St. Lambertikirche (Paul Voß I.)
- 1634 die „große Glocke“ des alten Nicolaiturmes (vom „anderen“ Paul Voß II.)
- 1650 die „grosse“ und die „kleinere Vossische Glocke“ für die St. Lambertikirche (Paul Voß II.)
- 1687 die „Wachtglocke“ und die „Sonntagsglocke“ für die St. Johanniskirche (Joh. Vossens Witwe und Arnold Kleinmann)
- 1723 die „große Vossische Glocke“ der Lambertikirche (Paul Voß III.).¹¹⁴

Auffälligerweise nennt das Verzeichnis zwischen 1699 und 1719 keinen Glockenguss. Es ist die Zeit, in der offensichtlich Christian Ziegner der Glockengießer in Lüneburg war, und erklärt, warum er sich seiner Sache so sicher war und nicht mit Paul Voß III. rechnete.

112 Stadtarchiv (wie Anm. 111) – Das Glockenverzeichnis befindet sich auch, in übersichtlicher Form von Wrede abgeschrieben, in dessen Nachlass im Stadtarchiv ND Nr. 7.

113 Nach Wrede, Landkreis I (wie Anm. 1), S. 32.

114 Sämtliche Bezeichnungen nach Wrede, Stadt (wie Anm. 1).

Von diesen Lüneburger Glocken aus dem Voßschen Verzeichnis sind heute nur noch zwei vorhanden: die „Viertelglocke“ des Andreas Heinecken und die „Probeglocke“ von Paul Voß I. (beide im Turm von St. Johannis), während die Voßschen Glocken für die Lamberti- und für die Nicolaikirche alle verloren gegangen sind.¹¹⁵

4.2 Die Viertelglocke von Hans Meyer (1587), jetzt im Dachreiter der Martin-Luther-Kirche

Zuvor aber ist auf die nicht im Voßschen Verzeichnis genannte „Viertelglocke“ einzugehen, die *Hans Meyer*, der Vorgänger im Haus Grapengießestr. 26, 1587 für die Nicolaikirche goss¹¹⁶ und die heute im Dachreiter der Martin-Luther-Kirche hängt. Kaum jemand, der sie dort erblickt, ahnt ihre wechselvolle Geschichte. Keine andere Lüneburger Glocke hat eine ähnliche Odyssee hinter sich. An fünf verschiedenen Orten hielt sie sich auf; wenigstens dreimal stand sie in Gefahr, eingeschmolzen zu werden.



Glocke im Dachreiter der Martin-Luther-Kirche

Da es sich um eine kleinere Glocke mit einem Durchmesser von nur 56 cm und einem Gewicht von höchstens 100 kg handelt, darf man davon ausgehen, dass Hans Meyer sie in seiner Werkstatt gegossen hat. Über 230 Jahre hat sie dann den Bewohnern des Wasserviertels die Viertelstunden angeschlagen, ehe sie vor dem Abriss des alten Nicolaiturmes 1830 von diesem heruntergelassen und mit den anderen Nicolaiglocken meistbietend zum Metallwert verkauft werden sollte. Davor blieb sie aber verschont. Nach Wrede, der in seine Darstellung noch manche mündliche Überlieferung einfließen lassen konnte, wurde sie durch das beherzte Eingreifen des Oberküstlers Klingemann gerettet, der in der Nacht vor dem anstehenden Verkauf sie und zwei weitere

Glocken so gut mit Bauschutt zudeckte, dass niemand sie finden konnte. Die Akten im Stadtarchiv geben allerdings einen anderen Grund an: Danach drängten die „Juraten“ der Nicolaikirche zwar vehement darauf, die Glocken zu verkaufen, um davon

115 Von den Voßschen Glocken existiert auch noch die Bet- und Läuteglocke in Scharnebeck (1607) und die kleine Glocke in Raven (1697).

116 Vgl. Wrede, Stadt (wie Anm. 1), S. 37f.

wenigstens einen Teil der Abrisskosten für den Turm bestreiten zu können; zwei Uhr Glocken aber wollten sie für eine spätere Verwendung „unverkauft“ lassen. Und ein Jahr später – die drei großen Glocken des Turmes waren schon verkauft – wollten sie auch noch eine dritte Glocke als Läuteglocke in Reserve halten, schon um das Trauergeläut nicht ganz den anderen Kirchen zu überlassen.

So gelangten die drei Glocken zum Zwecke einer späteren Verwendung zunächst einmal auf den Hof der Heiliggeistschule, „trieben sich dort einige Jahre herum“ (Wrede), bis sie auf den inzwischen neu erbauten Nicolaikirchturm gebracht wurden, in dem die alte Viertelglocke 1895 – jetzt als Läuteglocke – aufgehängt wurde. Dazu musste ihre Aufhängung verändert werden. Nachträglich wurde in ihrem Inneren ein Henkel zum Aufhängen eines Klöppels angebracht. Aus einer festsitzenden Uhrschlagglocke, die von außen mit einem Hammer angeschlagen wurde, wurde eine schwingende Läuteglocke.

Allerdings wurde sie dort nur zum Vorläuten an den hohen Festtagen gebraucht und war darum leicht zu ersetzen. So setzte der Kirchenvorstand, als 1917 für den 1. Weltkrieg Glocken abgeliefert werden mussten, sie auf die Liste der „für die Abgabe verfügbaren“ Glocken. Aber wieder hatte sie Glück. Für die Nicolaikirche stand erst im Sommer 1918 die Glockenablieferung an; und der Landeskonservator, der letztlich zu entscheiden hatte, bestimmte – aus uns unbekanntem Gründen – eine andere Glocke für die Ablieferung. Ein zweites Mal blieb sie also verschont.

Noch erstaunlicher (und aus den Akten nicht zu erklären) ist, dass sie auch den 2. Weltkrieg heil überstanden hat, wo doch drei Glocken im Nicolaiturm zur Ablieferung zertrümmert wurden.¹¹⁷ Die ehemalige Viertelglocke gehörte nicht dazu, so dass der Kirchenvorstand 1955 beschließen konnte, „die kleine Glocke, die z. Zt. unbenutzt im Nicolaiturm aufbewahrt wird, für kirchlichen Gebrauch in Ochtmissen an die dort zu errichtende Schule auszuleihen.“¹¹⁸ So gelangte sie nach Ochtmissen und wurde dort zu den Gottesdiensten im Schulgebäude geläutet. Aber nur kurze Zeit. Denn 1957 entstand das „Martin-Luther-Gemeindehaus“ am Bardowicker Wasserweg. Eine neue Glocke war schon in Auftrag gegeben, da beschloss der Kirchenvorstand, die Glocken auszutauschen. Die neue Glocke sollte nach Ochtmissen, die alte Nicolaiglocke ins kleine Türmchen der „Martin-Luther-Kirche“.

Was den Kirchenvorstand damals zu diesem Beschluss bewogen hat, ist dem Protokollbuch nicht zu entnehmen. Vermutlich war es das Alter der Glocke und ihre Inschrift. Denn sie passt zum Namen der Kirche, handelt es sich doch um einen Vers eines aus der Reformation hervorgegangenen Liedes, das, um 1554 gedichtet, beim Guss der Glocke noch recht jung war:

117 Nach dem Kirchenführer von Pastor A. W. Grosse, Die Schifferkirche zu St. Nicolai zu Lüneburg (o. J.), wurde die Viertelglocke „zwar auch enteignet, aber sie kam nach Kriegsende unversehrt zurück.“ Nur erscheint sie in den Akten nirgendwo unter den abgelieferten bzw. zurückgeforderten Glocken.

118 Beschluss des Kirchenvorstandes Abt. St. Nicolai vom 26. April 1955 (KV-Protokollbuch der Kirchengemeinde).

· WOL · GOT · VOR · TRVVET · VASTE · UP · EN · POVVET · DEN · VERD ·
HE · NICHT · VOR LATEN · 1·5 · 87 · HANS · MEYER



Ochtmisser Glocke

„Wer Gott vertraut, fest auf ihn baut, den wird er nicht verlassen.“¹¹⁹ Es ist die älteste evangelische Glockeninschrift Lüneburgs, gehalten in leicht lesbarer Antiqua-Schrift, die sich im Verlauf des 16. Jahrhunderts durchsetzte und die kunstvoll verzierten Inschriften aus dem Mittelalters ablöste.

Für Ochtmissen wurde stattdessen 1957 von der Gießerei Rincker in Sinn/Hessen eine neue Glocke gegossen. Sie trägt die Aufschrift: „*Seid Täter des Wortes! Jak. 1/22*“. Nachdem die Gottesdienste aus der Ochtmissen Schule in den Sonnenhof verlegt wurden, verlor sie im Schulgebäude ihren Sinn und wurde in der Pauluskirche auf dem Kreideberg zwischengelagert. Auf Anregung des Ortsbürgermeisters Hans Turau kehrte sie nach Ochtmissen zurück

und hängt heute in der Mitte des Ortes auf einem eigens für sie in gemeinschaftlicher Aktion errichteten Glockenstuhl, in dem sie das erste Mal zur Christvesper 1992 läutete.¹²⁰

Zu Hans Meyer ist noch zu bemerken, dass er 1588 eine neue Bronzetaufe für die Johanniskirche goss, die aber schon hundert Jahre später eingeschmolzen und deren Bronze beim Neuguss der Wachtglocke mit verwandt wurde.¹²¹

4.3. Die Viertelglocke des Andreas Heinecke von 1600 (St. Johannis)

1590 war Andreas Heinecke Nachfolger des Grapengießers Hans Meyer in dessen Hause geworden. Die von ihm im Jahre 1600 gegossene Viertelglocke¹²² ist unter den Lüneburger Glocken die erste, die in ihrer Umschrift auch die Namen der Kirche-

119 Es handelt sich um den Schluss des 1. Verses des Liedes „Was mein Gott will, gescheh allzeit“ (EG 364). – „wol“ ist mittelniederdeutsch und bedeutet „wer“ (Freundlicher Hinweis von Klaus Alpers).

120 Nach dem Vermerk von Hartmut Lichtenstein vom 31.12.1992: Die Kirchenglocke von Ochtmissen (Registratur der Paulusgemeinde Lüneburg AZ 51301).

121 Büttner-Chronik zum Jahr 1687; Reinecke-Krüger (wie Anm. 57), S. 77f.

122 Zur Viertelglocke, Wrede, Stadt (wie Anm. 1), S. 11f.

schworenen nennt.¹²³ Mit ihrer zweiten Zeile ist sie ein Beispiel für lehrhafte evangelische Inschriften jener Zeit. Sie sagt an, was mit dem Viertelstundenschlag auch in unser Ohr und Gemüt dringen sollte:

· DEN · NICH · BETERS · IS · VP · ERDEN · ALSE · THO · LEREN ·
WO · WI · MOGEN · HIRNA · ANDREAS · HEINEKEN ·¹²⁴

Die Glocke mit einem Durchmesser von 64 cm, einem Durchmesser von 83 cm und einem Gewicht von 360 kg musste im 2. Weltkrieg abgeliefert werden, kehrte aber 1947 an ihren alten Ort zurück.

5.4. Die Probeglocke von Paul Voß I. von 1607 (St. Johannis)

Gleiches gilt für die ungleich bedeutendere „Probeglocke“, die drittgrößte im Johannisgeläut, die der junge Meister Paul Voß, der die Witwe seines Vorgängers Andreas Heinecke geheiratet hatte, 1607 goss.¹²⁵ Die zweizeilige Inschrift besteht aus zwei Teilen, die obere Umschrift ist lateinisch, die untere deutsch verfasst:

· S(OLI) D(EO) G(LORIA)
QVANDO MEVS VESTRAS CLANGOR PENETRAVERIT AVRES.
FVNDITE TVNC SVMMO VOTA PRECESQVE DEO +¹²⁶
DIE PROBE KLOCK WERD ICH GENANDT.
WEGEN MEINES KLANGES WOL BEKANDT.
PAWL VOS EIN MEISTER JVNCK VND GVDT.
IHM HERBST MICH GOS. MIDT FRISCHEM MVDT.
ANNO CHRISTI 1607.

Die Glocke hat eine Höhe von 1,08 m, einen Durchmesser von 1,35 m und das Gewicht von etwa 1.500 kg. Von besonderer Schönheit sind ihr oberer Randfries und die sechs Henkel der Krone, die je ein weibliches Gesicht tragen. Nach Wrede, der der Glocke einen „wundervollen Molldreiklang“ bescheinigte, könnten Gerhard van Wou oder die unbekannte Vorgängerglocke dabei Vorbild gewesen sein.

Die Inschrift setzt die „Probeglocke“ als „*wol bekandt*“ voraus. Sie hatte also eine Vorgängerin. Pfingsten 1606 soll diese „geborsten“ und die neue am 19. September 1607 auf dem Hasenburger Berg gegossen sein. Die immer wieder kehrende Frage, wie die Glocke zu ihrem Namen gekommen ist, hat noch keine schlüssige Antwort gefunden. Der Name scheint einmalig zu sein, nirgendwo hat sich bisher eine Glocke gleichen Namens gefunden. War ihre Vorgängerin, deren Namen Paul Voß übernahm, etwa eine Glocke „auf Probe“, für die ihre Auftraggeber erst zahlen wollten,

¹²³ Daniel van Kollen, Tomas Rochow und Tomas Kusel.

¹²⁴ „Denn nichts Besseres ist auf Erden als zu lehren, wo wir mögen hernach (selig werden)“. Letzteres ist zu ergänzen.

¹²⁵ Zur Probeglocke: Wrede, Stadt (wie Anm. 1), S. 12f.

¹²⁶ „Soli Deo Gloria. Wenn mein Klang eure Ohren durchdringt, ergießt dann Gott, dem Höchsten, eure Gelübde und Gebete.“



*Probeglocke von Hans Voß I. (1607) mit doppelzei-
liger Inschrift und Schmuckfriesen am oberen Rand.
Die Glocke hat sechs Henkel, die je ein weibliches
Gesicht zeigen. (Foto Boldt)*

Probeglocke über Jahrhunderte auch die Gottesdienstglocke am Sonntag gewesen, wozu sie sich wegen ihrer Größe und ihres Klanges eignete. Möglicherweise ist sie dadurch so strapaziert worden, dass sie 2008 einen Riss erhielt. Es ist aber auch nicht auszuschließen, dass dieser Riss noch eine Spätfolge ihrer Ablieferung im 2. Weltkrieg ist. Denn der Riss befindet sich direkt über einer abgestoßenen Stelle, wie sie beim Transport oder der Stapelung im Glockenlager leicht entstehen konnte.

4.5. Die ehemalige Wachtglocke von St. Johannis (1687)

Unter den nicht mehr vorhandenen Voßschen Glocken nimmt die „Wachtglocke“ einen besonderen Rang ein. Im Juli 1687 wurde sie als „große Wachtglocke“ auf den

nachdem sie ihre Qualität bewiesen hatte? Diese Möglichkeit hat vor über 100 Jahren Heinrich Otte angedeutet,¹²⁷ aber damit keine Nachfolger gefunden. So bleibt nur der Schluss: Der Name ist aus einem bald in Vergessenheit geratenen Anlass entstanden; er blieb aber an der Glocke hängen, zumal die Lüneburger sie offensichtlich lieb gewonnen haben.

Ein Hinweis auf ihre Verwendung ergibt sich aus dem Namen nicht. Der lateinische Satz der Inschrift deutet eher darauf hin, dass die Vorgängerin die „Betglocke“ im Geläut von St. Johannis gewesen ist, was auch die schlecht zueinander passenden Teile der Inschrift erklären würde: Paul Voß hätte dann den umständlich formulierten lateinischen Satz von der Vorgängerglocke übernommen und – selbstbewusst und in recht lockerer Weise – seinen eigenen Vers hinzugesetzt.

Ungeachtet ihres Ursprungs als Nachfolgerin der Betglocke ist die

127 Otte (wie Anm. 22), S. 84. Für Ottos Vermutung würde sprechen, wäre damit der Satz aus der Reinbek-Chronik zu erklären: „Der Meister hat diese Glocke Jahr und Tag mußen leveren (binnen Jahr und Tag zu liefern – Anm. d. Verf.) und sein ihm so lange 150 M eine behalten.“ (zitiert bei Wrede, Stadt [wie Anm. 1], S. 13).

Schragen für die Johanniskirche (wieder)gegossen. Als Gießer nannten Inschrift und die Büttner-Chronik *Arnold Kleimann aus Lübeck und sel. Johann Voosens Witwe*, die nach dem Tod ihres Mannes das Geschäft in die Hand genommen hatte. Die Chronik vermerkt auch noch: „Zu dieser Glocke ist hinzugekommen die alte Taufe zu St. Johannis.“ Vorgängerglocke und die ebenfalls eingeschmolzene Messing-Taufe des Hans Meyer lieferten also zusammen das Material für die neue Wachtglocke, die dadurch noch größer werden konnte als ihre Vorgängerin. Mit ihren 1,97 m Durchmesser und über 5.000 kg schwer war sie lange Zeit die größte Glocke im ganzen Lüneburger Land.¹²⁸ Sie trug auch eine Inschrift von bisher nicht erreichtem Umfang, in der sie die sechs Verse des 150. Psalms zitierte und anschließend ihre (Vor)Geschichte erzählte: Nachdem sie 171 Jahre lang Lüneburg zum Gottesdienst gerufen und seine Begräbnisse beklagt hatte, wurde sie im Juli 1687 „wiederum“ gegossen.¹²⁹ Die Inschrift schloss in barocker Ausführlichkeit mit der Nennung aller derer, die damals Rang und Namen an St. Johannis hatten. Am oberen Rand trug sie einen originellen Vries, der in fortlaufender Zeichnung darstellte, wie Josua und Caleb eine Traube aus dem gelobten Land mitbrachten.¹³⁰ Die Glocke hatte einen noch tieferen Ton als die Apostelglocke. Wrede bemerkte dazu: Er „klingt feierlich, aber sehr dumpf; wer ihn einmal gehört hat, vergisst ihn nicht wieder.“¹³¹ 1912 bekam sie einen neuen, schwereren Klöppel, der über 3 Zentner wog. Zwischen Weihnachten und Neujahr 1916/1917 erlitt sie einen Sprung. Sie wäre kaum ersatzlos aus dem Glockenstuhl verschwunden, wäre sie nicht ein halbes Jahr später für den ersten Weltkrieg eingefordert worden. Seitdem fehlt ihre Stimme im Geläut von St. Johannis.¹³²

128 Zur Wachtglocke: Wrede, Stadt (wie Anm. 1), S. 14–17. Der „Contract“ mit dem Gießer vom 16. Juni 1687 und weitere Dokumente zum Guss beider Glocken: Lüneburg, Ephoralarchiv, St. Johannis AZ 51503. In dem Contract hatte sich der Gießer verpflichtet, mit seiner beweglichen und unbeweglichen Habe zu haften und den Schaden zu ersetzen, sollte die Glocke binnen Jahr und Tag Schaden leiden. Nach Feststellung der Ratswaage wog die alte Wachtglocke 9.551 und die Messingtaufe 850 Schiffspfund. Für die Finanzierung beider Glocken wurde für 1689 eine Kollekte angesetzt (Schriftstück über die Verträge Nr. 22: Lüneburg, Ephoralarchiv St. Johannis AZ 122).

129 HAEC CAMPANA POSTQUAM PER 171 ANNOS LVNEBVRGUM AD SACRA VOCASSET EIUSQ FUNERA PLANXISSET AO 1687 MENSE IVLIO ITERUM FUSA.... (Zitiert nach Wrede, Stadt [wie Anm. 1], S.15, der diese Glocke noch erlebt hat). Folglich ist ihre Vorgängerin 1516 gegossen, in dem Jahr, in dem Hinrick von Kampen die „Große Glocke“ von St. Johannis goss. – Dass Glocken in ihren Inschriften ihre „früheren Schicksale“ erzählten, kam häufiger vor (vgl. Otte [wie Anm. 22], S. 134).

130 Zur Geschichte von den „Kundschaftern“ Josua und Kaleb, die die Weintraube mitbringen: 4. Mose 13.

131 Wrede, Heimatbuch (wie Anm. 1), S. 588.

132 Bemühungen für eine neue Wachtglocke hat es sowohl nach dem 1. als auch nach dem 2. Weltkrieg gegeben. 1964 rief eine Initiative, die sich um Propst i. R. Strasser gebildet hatte, in der „Landeszeitung“ (5./6. Dezember) zu Spenden für eine neue Wachtglocke auf. Strasser hatte Kindheit und Jugend im Pfarrhaus bei der St. Johanniskirche verbracht und war durch Wrede für die Glocken begeistert worden. Die Initiative brachte wohl einen größeren Betrag zusammen, kam aber zur Unzeit und konkurrierte mit anderen Vorhaben an St. Johannis, die dringlicher erschienen. Der Kirchenvorstand reagierte hinhaltend. So wurden die gesammelten Spendengelder 1975 für zwei neue kleinere Glocken für die Michaeliskirche verwandt. Vgl. hierzu die Bemerkungen von Helge Strasser in seinem Beitrag „Ernst Strasser – der Propst mit der Halskrause“ in: Heimatkalender

Einen Monat nach Guss der Wachtglocke, im August 1687, war Arnold Kleiman wieder auf den Schranken und goss eine zweite Glocke für St. Johannis: die (etwa halb so gewichtige) Sonntagsglocke. Nach Büttners Chronik war es die für das Jahr 1412 bezeugte „*Klocke, Sonntags Klocke genannt*“, die 1687 „umgegossen“ wurde. Sie hatte nur eine kurze Lebensdauer. Schon 1718 erhielt sie einen Riss¹³³ und musste wieder neu gegossen werden, nun durch Johann Christian Ziegner auf der „Neuen Sülzen“.

Die anderen verloren gegangenen Lüneburger Voßschen Glocken

- Die „*Schelle des alten Nicolaiturmes*“ wurde 1597 von Andreas Heinecken gegossen. Auch sie wurde 1832 nicht verkauft und gelangte nach Zwischenlagerung auf dem Heiliggeisthof auf den neuen Nicolaiturm. 1918 musste sie für den Krieg abgeliefert werden.
- Die „*Vossische Schelle*“ wurde 1619 von Paul Voß I. für die Lambertikirche (um)gegossen. Nach Abbruch des Lambertiturmes wurde sie auch auf den Heiliggeistschulhof geschafft, 1895 in den Nicolaiturm gebracht und 1896 hinaufgezogen, dort aber nicht aufgehängt, sondern in der Glockenstube nur abgestellt. Auch sie verschwand im 1. Weltkrieg.
- Die „*große Glocke*“ des alten Nicolaiturmes wurde 1634 von Paul Voß II. gegossen. 1832 nach Abbruch des Nicolaiturmes wurde sie verkauft und auf dem Kirchhof mit Hämmern zerschlagen. Wrede schreibt, ältere Zeitzeugen hätten ihm noch berichtet, wie „das letzte Dröhnen“ durch die ganze Stadt zu hören gewesen sei.¹³⁴
- Im August 1650 wurden gleich zwei Glocken für die Lambertikirche (um)gegossen: die „*große Vossische Glocke*“ und die „*kleinere Vossische Glocke*“. Die große wurde 1723 wieder umgegossen; es war der Guss, der zum Streit mit Ziegner führte. Beide Glocken gelangten nach dem Abriss der Lambertikirche auf den Nicolaiturm. Die kleinere ging schon im 1. Weltkrieg verloren, die große wurde im Mai 1944 zum Zweck des Abtransportes für die Rüstungsreserve oben im Turm zerschlagen.

für Stadt und Kreis Uelzen 2002, S. 45f.: „Mitte der 60er Jahre berichtete der ‚Glocken-Fan‘ Ernst Strasser als Mitglied vor dem Lüneburger Rotary Club von der alten ‚Wachtglocke‘ von St. Johannis, die 1917 bei einem Siegesgeläut des Ersten Weltkrieges zersprang ... Sein mitreißender Bericht führte zu einer ersten spontanen Spendenaktion, um die Glocke zu ersetzen. Ernst Strasser war begeistert und setzte die Spendenaktion mit seiner bekannten motivierenden Tatkraft fort. Zur Vollendung seines 75. Lebensjahres waren 1967 mit 14 000 Mark ein Drittel der benötigten Spendengelder beisammen gekommen. Seine bis dahin erfolgreiche Initiative wurde jedoch nicht einhellig begrüßt, weil sie unabgestimmt mit anderen kirchlichen Vorhaben konkurrierte, für die man dringend Geld benötigte. Auch der Kirchenvorstand von St. Johannis zeigte Zurückhaltung. Nach einigem Hin und Her wurden die Spendergelder mit zur Finanzierung des Glockenspiels von St. Michaelis verwandt.“ Das mit dem „Siegesgeläut“ dürfte allerdings Legende sein; in der Glockenakte des Ephoralarchivs (St. Johannis AZ 51301) ist davon nichts zu finden. Vielmehr gab es gleich die Vermutung, der Riss könne mit dem schwereren Klöppel zusammenhängen, der 1912 neu in die Glocke gekommen war, was die Glockengießerei Radler bestritt (Schreiben Radler vom 9. 1. 1917 – Lüneburg Ephoralarchiv St. Johannis AZ 110).

133 Eingabe der Juraten von St. Johannis an den Rat 1718 (Lüneburg Ephoralarchiv St. Johannis AZ 51301).

134 Wrede, Stadt (wie Anm. 1), S. 40.



Sonntagsglocke St. Johannis von Johann Christian Ziegner 1718 (Foto Boldt)

4.6. Johann Christian Ziegner und die Sonntagsglocke von St. Johannis (1718)

Ziegners Sonntagsglocke¹³⁵ mit einem Durchmesser von 1,60 m und dem Gewicht von 2.500 kg ist heute die zweitgrößte und zugleich die jüngste unter den Glocken von St. Johannis und zudem Lüneburgs einzig erhaltene große Barockglocke. Ihre barocke Gestalt zeigt sich sowohl an ihrem umfangreichen plastischen Schmuck am oberen und unteren Rand als auch an ihrer ebenso umfangreichen, fast über die ganze Fläche verteilten Inschrift. In dieser Fülle ihrer Glockenzier unterscheidet sie sich fundamental von den neben ihr im Glockenstuhl von St. Johannis hängenden älteren Glocken, die Schmuck und Inschriften auf die Glockenränder konzentrieren und im Verhältnis zur Größe der Glocke kleine Reliefs tragen. Ziegners Glocke dagegen will repräsentieren und gefallen.¹³⁶ War solch umfangreicher

135 Zur Sonntagsglocke: Wrede, Stadt (wie Anm. 1), S. 17–19. – Wie Kleiman (vgl. Anm. 129) hatte sich auch Ziegner „bei Verpfändung seiner sämtlichen Haab und Güther“ für die Qualität der neuen Glocke verpflichtet. Sollte dieselbe innerhalb von vier Jahren bersten oder sonst durch seine Schuld oder sein Versehen schadhaft werden, musste er sie auf eigene Unkosten wieder umgießen (Vertrag mit Ziegner: Ephoralarchiv [wie Anm. 129]).

136 Hilfreich zum Vergleich der Glocken im Johanniskirchturm ist, was Konrad Bund zu den Barockinschriften schreibt: „Verwandte das Mittelalter meist knappe prägnante, streng stilisierte liturgische und funktionale Inschriften und Darstellungen, so erfreute sich der Barock an wortreichen, oft moralisierenden Verlautbarungen zur Aufgabe einer Glocke, nannte Namen, Titel und Wappen

Schmuck im allgemeinen eher hinderlich für den guten Klang der Glocke, so trifft das für die Sonntagsglocke nicht zu. Wrede urteilte vielmehr: „Mit dieser eigenartig schönen, gut klingenden Glocke hat sich der Meister gewissermaßen selbst übertroffen.“ Wieder ist die Inschrift gereimt. Die obere Zeile nennt in umlaufender Umschrift den Gießer¹³⁷:

DVRCHS · FEVER · BIN · ICH · GE·FLOSEN ·
 VON · M(EISTER) · IOHAN · CHRISTIAN · ZIEGNER · BIN · ICH ·
 IN · LVNEBVRG · GE · GOSEN · 1718 · SOLI · DEO · GLORIA ·

Darunter erscheinen auf der Frontseite¹³⁸ unter dem Relief von Johannes dem Täufer mit dem Lamm die Juraten und möglichen Spender der Glocke:

GEORG · IOACHIM · TIMMERMAN · HANS · HOPPENER ·
 CHRISTIAN · WARMERS · IVRATI · AD · ST · IOHANES ·

Auf die drei anderen Seiten der Glocke ist ein aus insgesamt 10 Zeilen bestehendes Gedicht verteilt, das mit vielen Worten das Amt der Glocke beschreibt:

(links der Frontseite:)

· ICH · LAVTE · ALLES · DIE · SONTAGESCLOCK
 · ZVR · KIRHEN · IN · DAS · GOTTESHAVS
 · WOMIT · ICH · STETES · ZVR · BVSE · LOCKE
 · DIE · GEHN · HINEIN · VND · AVCH · HERAVS

(rechts der Frontseite:)

· AVCH · LAVTE · ICH · OFT · ZV · DEM · GRABE
 · DAHIN · EIN · CHRISTE · WIRD · GEBRACHT
 · GOTT · GEB · DAS · ES · DEN · NVTZEN · HABE ·
 · DAS · MAN · SEIN · LETZTES · END · BETRACHT

*(gegenüber der Frontseite unter dem nochmals
 angebrachten Relief von Johannes dem Täufer:)*

SO · HORT · MAN · NICHT · VERGEBLICH AN
 WAS · GLOCKEN · LEVTEN · LEHREN · KAN

Der Inhalt des Gedichtes erinnert an die Inschrift der Viertelglocke des Andreas Heineken. Es lag im Zug der Zeit, dem Glockengeläut einen pädagogischen Sinn zu geben. Das geschah hier in Form eines barocken Gedichtes, das – gemessen am prachtvollen Schmuck der Glocke – am Ende geradezu ernüchternd ausfällt: Glockengeläut soll einen „Nutzen“ haben, es soll uns an unsere Endlichkeit und ein buß-

der Stifter und politischen und religiösen Amtsträger und bedeckte den ganzen Glockenkörper mit oft virtuos gestalteter, stark plastischer Zier, die jedoch dem Musikinstrument Glocke nicht immer gut bekam.“ (Bund, Die Glocke als – auch liturgisches – Denkmal [wie Anm. 25], S.5).

137 Wiedergabe der Inschrift nach Sabine Wehking (wie Anm. 54).

138 Die Glocke ist gegenwärtig um 90° gedreht, so dass die Frontseite seitlich erscheint.

fertiges Leben erinnern. Darin treffen sich Gottesdienst- und Grabesgeläut. Dass dieses beinahe gleichgewichtig genannt wird, macht deutlich, wie wichtig es geworden war. Es war in den Begräbnisordnungen genau geregelt.¹³⁹

Gegenüber dieser im Gedicht spürbaren Einengung des Glockengeläutes auf einen moralischen Nutzen weitet die Umschrift am unteren Rand wieder den Blick. Sie zitiert den 150. Psalm mit seiner Aufforderung zum umfassenden Gotteslob und macht damit deutlich: Das Glockengeläut lässt sich doch nicht auf eine „Lehre“ reduzieren:



Sonntagsglocke: Relief Johannes des Täufers

ANNO · 1718 · DAS · HERR · NAMEN · ALLE · LOBET · MIT · SEITEN · SPIEL ·
MIT · HELER · CYMBEL · SCHALLEN · MACHT · SEINES · LOBES · VIEL ·
MIT · CYBELLEN · DIE · WOL · KLINGEN · RVHMET · GOTTES · GVTIG · KEIT

Die Chroniken von Büttner und Michelsen erwähnen für Lüneburg noch zwei weitere Glocken von Johann Christian Ziegner: „die beyden Stunden-Glocken“, die er 1712 zum notwendig gewordenen Neubau des Lamberti-Turmes gegossen hat.¹⁴⁰ Die kleinere – am oberen Rand mit ähnlich prachtvollen Barockverzierungen wie

¹³⁹ Das Begräbnisgeläut war damals nach Klassen geordnet. So unterschieden eine vom Rat 1737 erlassene Gebührenordnung „bestes“, „anderes“ und „kleines“ Geläut und die Begräbnisordnung von 1787 gar sieben „Klassen“, mit denen entsprechend der Ausstattung des Sarges auch das Glockengeläut bestimmt war: für Klasse 1 „großes und ganzes Geläut“, für 2 „volles Geläut“, für 3 und 4 „halbes Geläut“; für 5–7 war gar kein Geläut vorgesehen (Lüneburg Stadtarchiv E 1 Nr. 131 Acta betr. eine zu machende allgemeine Begräbnisordnung 1775–1787). – Die nach langem Drängen zustande gekommene Begräbnisordnung von 1867 (Stadtarchiv E 1 Nr. 132) unterschied noch drei Klassen. Das Begräbnisgeläut richtete sich also Jahrhunderte lang nach der sozialen Stellung in der Stadt. Was die Gründe für die Einschränkungen in den unteren Begräbnisklassen waren, geht aus den Ordnungen nicht hervor. Man wird dabei aber auch an die nicht unerheblichen Kosten für das Glockengeläut und die Glockenläuter denken müssen. – Besonderes Gewicht hatte das Geläut beim Tod von Angehörigen des Herrscherhauses. Die „Acta vom Glockengeläut 1633–1737“ im Stadtarchiv (E 1 Nr. 25) enthält fast ausschließlich Anordnungen und Aufstellungen über die beträchtlichen Kosten zum Geläut beim Tod von Fürsten und deren Gemahlinnen, das die Glocken überdies mächtig strapazierte. Es konnte sich über Wochen, ja zwei Monate hinziehen. Für St. Johannis ist dabei mehrfach angegeben: Sonntags soll mit der „Großen Glocke“, werktags mit der „Apostelglocke“ und am Begräbnistag mit allen Glocken geläutet werden. Dass die Große Glocke von St. Johannis ausgerechnet beim Trauergeläut für den letzten Celler Herzog barst, kann kaum nur Zufall gewesen sein.

¹⁴⁰ Zu den beiden Glocken: Volger (wie Anm. 96), S. 114; Wrede, Stadt (wie Anm. 1), S. 32f. bzw. S. 53f.



Stundenglocke jetzt im Heiliggeistturm

auf der Sonntagsglocke – gelangte nach dem Abriss der Lambertikirche auf den Heiliggeistturm und schlägt dort noch heute die Stunden an. Die größere gelangte 1871 zur Nicolaikirche und war dort, nachdem der Glockengießer Radler aus ihr eine Läuteglocke gemacht hatte, „Sonntagsglocke“, bis sie im Mai 1944 zum Abtransport in die Rüstungsreserve in Stücke zerschlagen wurde. Auf ihr stand eine Inschrift, deren nachdenkliche Formulierung nicht untergehen sollte:

DIE GLOCK IST VNSER WECHTER
VND SAGET VNS DIE STVNDEN
NICHT DIE DA KOMMEN SOLL
NVR DIE DA WEGGESCHWVNDEN

Übersicht über die heutigen Glocken im Turm von St. Johannis

Läuteglocken:

	Ton	Höhe	Durchmesser	Gewicht	Gießer	Jahr
Apostelglocke	h°	1545 mm	1950 mm	4460 kg	G. Klinghe	1436
Probeglocke	e'	1080 mm	1350 mm	1500 kg	P. Voß I.	1607
Sonntagsglocke	cis'	1500 mm	1600 mm	2500 kg	J. Ch. Ziegner	1718
Große Schelle	d"	740 mm	880 mm	400 kg	G. Klinghe	1436
Kleine Schelle	e"	675 mm	760 mm	220 kg	Hinrick v. Kampen	1519

Uhrschlagglocken:

Stundenglocke	cis'	1050 mm	1490 mm	1860 kg	Hinrick v. Kampen	1516
Viertelglocke	c"	640 mm	830 mm	360 kg	A. Heinecke	1600

4.7. Das Ende der Lüneburger Glockengießerkunst

Von den vielen Glocken aus den 300 Jahren nach Einführung der Reformation sind heute nur noch fünf vorhanden und damit weniger als aus dem Mittelalter: die Viertelglocke, die Probeglocke und die Sonntagsglocke (alle drei in St. Johannis), die Glocke im Dachreiter der Martin-Luther-Kirche und eine der Uhrschlagglocken

Page: 38.

ANNO 1718. Christgabe

Caput 5.

Allerhand Ausgaben, so zu Umbgießung der so genandten Sontags-Clocken gewandt.

Month	Year	Description	Amount	Notes
July	182	18 Gütehlaut		
	183	Johann Geygallberg Gütehlaut Prüfung	20	
		Vor 1 Stein Klang vor 8 Stunden	6	
		Vor 1 Stein Klang	5	
		Vor 4 Stein Klang	2	
	184	Johann Geygallberg Gütehlaut Prüfung	2	
		Vor 1 Stein Klang	2	
Aug.		Vor 1 Stein Klang	8	
	185	Vor 1 Stein Klang	16	
	186	Vor 1 Stein Klang	1	
	187	Vor 1 Stein Klang	3	
	188	Vor 1 Stein Klang	4	
	189	Vor 1 Stein Klang	1	
	190	Vor 1 Stein Klang	7	
	191	Vor 1 Stein Klang	5	
	192	Vor 1 Stein Klang	1	
	193	Vor 1 Stein Klang	8	
		Vor 1 Stein Klang	2	
		Vor 1 Stein Klang	16	

„Allerhand Ausgaben, so zu Umbgießung der so genandten Sontags-Clocke gewandt“ Auszug aus dem Rechnungsbuch der St. Johanniskirche aus dem Jahre 1718 (Lüneburg, Ephoralarchiv Joh. K.R. I 10). Bis ins Einzelne sind die Ausgaben spezifiziert.

im Heilig-Geist-Stift; alle anderen sind entweder 1832/1833 verkauft oder in den Weltkriegen eingeschmolzen worden, wobei zu den in den Weltkriegen verlorenen auch noch die Glocke der ehemaligen Gertrudenkapelle (1601 von Paul Voß I. gegossen)¹⁴¹ und die ehemalige Graalglocke von Johann Christian Ziegner (1708)¹⁴², die 1883 in die Kapelle des neu errichteten Zentralfriedhofs überführt wurde, hinzuzurechnen sind.

Nach Ziegner versiegte die Lüneburger Gießerkunst. Der aus Schweden stammende *Lorentz Öhmann*, der die Witwe Ziegners geheiratet hatte und in der Schröderstr. 4 wohnte, und der aus Nürnberg gebürtige *Christoph Hautsch*, der mit vielen Kindern zur Miete Altstadt 40 wohnte, waren die letzten Gießer, die noch Glocken für Kirchen in der Umgebung Lüneburgs gegossen haben.¹⁴³ Aufträge aus der Stadt hat es nicht mehr gegeben. Hautsch hatte ein einfaches Gießhaus auf der Bastion. Nach seinem Tode 1790 schrieb seine Witwe an den Rat, er möge Gussofen und die dazu gehörenden Instrumente übernehmen. Ein Nachfolger für die Werkstatt sei nicht gefunden und der Sohn noch nicht aus der Schule. Sie sei eine bedürftige Witwe und bitte, ihr etwas aus einer Stiftung zukommen zu lassen. Der Rat lehnte ab. Er ließ ihr eröffnen, dass der Antrag nicht habe genehmigt werden können. Sie möge nach eigenem Gutdünken verfahren.¹⁴⁴

So endete ruhmlos eine wenigstens fünf Jahrhunderte währende Lüneburger Gießtradition, für die am Ende des 18. Jahrhunderts kein Bedarf mehr da war und die darum auch selbst den Schwung verloren hatte.

5. GLOCKENVERLUSTE UND GLOCKENRENAISSANCE IN LÜNEBURG

5.1. Die Lüneburger Glockenverkäufe

In der Tat war die Wertschätzung der Glocken beim Tode von Christoph Hautsch auf einem Tiefpunkt angelangt. Nur ein Jahr später, 1791, verkaufte der Landschaftsdirektor und Abt des Michaelisklosters Friedrich Ernst v. Bülow mehr als die Hälfte der Michaelisglocken, darunter die drei schwersten mit den tiefsten Tönen, also die Glocken mit dem größten Material- und Geldwert an einen Altwarenhändler. Wrede machte dafür den Geist des Rationalismus verantwortlich, und in seinen immer wiederkehrenden, von Verständnislosigkeit erfüllten Äußerungen sah er den Geist der französischen Revolution bis nach Lüneburg greifen, die zur gleichen Zeit, als Bülow die Glocken veräußerte, in Frankreich 100.000 Glocken rücksichtslos vernichten und für die „Marie“, die zweitgrößte Glocke in „Notre Dame“ aus dem

141 Wrede, Stadt (wie Anm. 1), S. 55.

142 Wrede, wie Anm. 142.

143 Öhmann goss eine Glocke für den Nikolaihof in Bardowick (1728), für Vastorf, Barskamp und zwei Glocken für Harburg, Hautsch je eine Glocke für Betzendorf und Scharnebeck.

144 Lüneburg Stadtarchiv G 3k Nr. 2.

Jahre 1391, eigens eine Glockenzerstörungsmaschine konstruieren ließ, um die 12300 kg schwere Glocke zu zerstückeln. Acht Arbeiter sollen damit sechs Wochen lang beschäftigt gewesen sein.¹⁴⁵

Nun war Bülow ein Vertreter des Rationalismus. Wohl keine andere seiner in vieler Hinsicht auch sehr zukunftsweisenden Maßnahmen lässt das so deutlich erkennen wie die von ihm durchgesetzte Umgestaltung der Michaeliskirche, bei der er einerseits rücksichtslos mit ihren mittelalterlichen Schätzen umging, auf der anderen Seite aber fortschrittlich Turm und Kirchendach mit Blitzableitern versah (und damit die Glocken zur Abwehr von Blitz und Gewitter nicht mehr nötig hatte).¹⁴⁶ Die Fenster erhielten helle Scheiben, damit sie mehr Licht gaben. Das holzgeschnitzte Gestühl im Chorraum und Kirchenschiff wurde entfernt, sogar der Hochaltar mit der goldenen Tafel musste weichen und drei Gipsfiguren im Stile der Zeit Platz machen, die die biblische Trias von Glaube, Hoffnung und Liebe darstellen sollten. Zur Bestreitung der Kosten für diese grundlegende Umgestaltung der Kirche, die fortan auch Garnisonkirche sein sollte und darum in ihrem Platzangebot erweitert werden musste, sollten auch die Schätze der Kirche erhalten. Das Gold und Silber aus der goldenen Tafel, zahlreiche Kirchenggeräte, das Taufbecken und eben auch die Glocken wurden verkauft.¹⁴⁷ Hatte schon die Reformation eine Abkehr von der mittelalterlichen Glockenverehrung eingeleitet, so verstärkten Aufklärung und Rationalismus diese Tendenz noch, indem sie die Kirchgebäude samt Inventar auf ihre helle, vernünftige Funktion beschränkten. Emotionale Bindungen an Altar und Glocken hatten da wenig Raum. Wichtig waren allein die geistigen Werte des Glaubens. Aus seiner Sicht gesehen, beschränkte Bülow die Anzahl der Glocken auf das für die Kirche zweckmäßige Maß.

Bülow's Glockenverkäufe waren nicht die einzigen in Lüneburg. Sein Beispiel machte Schule. Auch die anderen Kirchen bedrückten finanzielle Sorgen. Die Nicolai- und die Lambertikirche waren ständige Baustellen, bei denen es um nichts weniger ging als um die Bewahrung der Gebäude vor Einsturzgefahr. Auch die *Johanniskirche* drückte Schuldenlast. Angeregt durch Bülow's Verkäufe wollten ihre Juraten die beim Trauergeläut 1705 gesprungene „Große Glocke“ verkaufen, und zwar an denselben jüdischen Altwarenhändler, der gerade die Michaelisglocken erstanden hatte. Allerdings regte sich Widerstand. Stadtsyndikus Dr. Kraut, um die Minderung des Johanniseläuts bekümmert, schlug einen Tausch vor: Die schon verkaufte und vom Turm herabgelassene große Michaelisglocke solle von der Johanniskirche übernommen werden und statt ihrer die gesprungene Große Glocke von St. Johannes an den Altwarenhändler gehen. Kraut setzte durch, dass für die schon herabgelassene,

145 Kramer (wie Anm. 3), S. 110.

146 Nach Krüger-Reinecke (wie Anm. 57, S. 74) hatte der Turm von St. Johannes schon 1775 – auf Anregung des Baumeisters Sonnin – den ersten Blitzableiter erhalten. – Zur Umgestaltung der Michaeliskirche 1792–1794: Hans-Ernst Mittig, Die St.-Michaelis-Kirche in Lüneburg unter Friedrich Ernst v. Bülow, in: Lüneburger Blätter 18 (1967), S. 71–76.

147 Vgl. Reuter (wie Anm.5), S. 83f.

aber noch unten im Turm befindliche Michaelisglocke ein provisorisches Gerüst erstellt und der Ton geprüft wurde. Aber das Ergebnis war negativ wie auch für die anderen Michaelisglocken, die er für eine mögliche Übernahme auch in Erwägung gezogen hatte: Keine war für das Johannisgeläut zu gebrauchen. So genehmigte der Senat schließlich den Verkauf der Großen Glocke, setzte aber ein meistbietendes Verfahren durch, bei dem der Lüneburger Kammacher Weiß das höchste Angebot machte und den Zuschlag erhielt. Kraut, der bis zuletzt versucht hatte, den Verkauf der Glocke durch Hinausschieben zu vereiteln, blieb nichts übrig, als seiner Enttäuschung Ausdruck zu geben über die Juraten, die „aus Nachahmungssucht unbedingt verkaufen“ wollten, wie er denn auch ein groß Teil der Bürgerschaft hinter sich wusste, die unzufrieden damit war, dass man hier dem Landschaftsdirektor gefolgt war, „der das schönste Geläute im Lande, wenn nicht in ganz Deutschland, durch den Glockenverkauf auf die bedauernswürdigste Art ruiniert“ habe. Auch den Baumeister Sonnin, mit dem die Juraten in den Turm gestiegen waren, um für den Fall des Verkaufs das Herunterlassen der Glocke zu beraten, wusste er anzuführen: Er habe „seine Verwunderung bezeugt und geäußert, dass ihm selbst in den größten Kirchengeläuten, welche er kenne, eine solche vortreffliche Glocke noch nicht vorgekommen sei“. Tatsächlich muss sie ungeheure Ausmaße gehabt haben: Wurde die größte Michaelisglocke beim Verkauf auf 70 Zentner geschätzt, so wurde die Große Johannisglocke bei der Versteigerung mit 112 Zentner angesetzt.¹⁴⁸ Nach Volger wurde sie für 1862 Rthlr. und 4 Ggr. verkauft, und er konnte auch noch berichten:

148 Die im Stadtarchiv Lüneburg (E 1b Nr. 43) gesammelten Schriftstücke zum Verkauf der großen Glocke geben einen lebendigen Eindruck vom Gerangel um den Verkauf, das sich über ein dreiviertel Jahr hinzog: Am 29. Februar 1792 wandte sich Dr. Kraut an den Senat und schlug den Tausch vor. Am 2. März bei einer Besprechung im Rathaus gaben die Juraten mehr widerwillig ihr Einverständnis, dass die Glockentöne ermittelt würden. Stadtsekretär Selig, mit Dr. Kraut in dem Ziel der Rettung des Johannisgeläuts einig, führte am 12. März mit dem Johannisorganisten Sasse die Tonuntersuchung durch. Das Ergebnis war, dass die verkauften Michaelisglocken die gleichen Töne hatten wie die Glocken im Johannisturm, also für eine Verwendung in St. Johannis nicht infrage kamen. Sein Bericht enthielt aber auch den Vorschlag, sich auch noch von der Wachtglocke zu trennen und dann mit der Apostelglocke als tiefster Glocke und der „schönsten von Figur und Klange“ durch neue Glocken das Johannisgeläut wieder zur Vollständigkeit zu bringen. Dr. Kraut unternahm darauf einen neuen Anlauf: Er erreichte, dass auch die unverkauften Michaelisglocken im Turm für eine Verwendung im Johannisgeläut untersucht würden. Auch dieser Versuch scheiterte: Zwar schien eine Glocke geeignet, aber der Organist zweifelte an der Verlässlichkeit der Untersuchung: Glocken klängen in der Ferne anders als aus der Nähe. So blieb die Angelegenheit Monate liegen, bis die Juraten mit zwei Eingaben vom 25. August und im September den Senat bedrängten: Der Käufer könne vom Verkauf Abstand nehmen, wenn man nicht auf sein Angebot eingehe. Da er aber weniger bot als für die Michaelisglocken, entschied sich der Senat für die meistbietende Ausschreibung. Inserate erschienen in vier überörtlichen Zeitungen (zwei in Hamburg, je eine in Altona und Hannover): Am 22. Oktober sollte die Glocke in der Schreibung des Rathauses meistbietend verkauft werden. Auch diese Versteigerung verlief nicht ohne Zwischenfall. Das Gerücht von einem angeblichen zweiten Versteigerungstermin sorgte für Verwirrung. Schließlich erhielt der Lüneburger Weiß den Zuschlag; die unterlegene Seite aber forderte danach einen zweiten Termin und kündigte schon vorweg an, 20 Thaler mehr bezahlen zu wollen. Aber der Rat ging darauf nicht mehr ein. – Die im Text zitierten Äußerungen von Dr. Kraut finden sich in seinen Eingaben an den Rat vom 12. April und vom 23. Oktober 1792.

„Nach vergeblicher Bemühung sie zu zerschlagen, zerstückelte man sie endlich dadurch, dass man aus einer bedeutenden Höhe ihren eigenen Klöppel auf sie niederstürzen ließ.“¹⁴⁹

Die Finanznöte der Johanniskirche waren damit nicht behoben. Zwei weitere Dokumente in der Glockenakte von St. Johannis belegen, dass ihre Juraten 1808 wieder den Versuch unternahmen, zur Bestreitung der hohen Schulden, für die sie in Vorleistung getreten waren (was man von den Juraten erwartete), Glocken zu verkaufen, und zwar die beiden nächst größten. Wachtglocke und Apostelglocke wären dahin gewesen, hätte es nicht Widerspruch gegeben; und mit der Begründung, dass die Juraten bei dem im Rathaus anberaumten Gespräch selbst hätten eingestehen müssen, dass „durch den Verkauf der Glocken das Geläute leiden würde, die Herunterbringung und Zerschlagung derselben auch mehrere hundert Thaler kosten und der Verkauf kein sicheres Mittel sein würde, dem zerrütteten Vermögenszustande der Kirche auf eine dauernde Weise abzuhelfen“, lehnte der Magistrat den Antrag ab.¹⁵⁰

Auch die Juraten der *Nicolaikirche* wollten Glocken verkaufen. Im Jahre 1800 beantragten sie die Zustimmung für den Verkauf zweier kleiner in der Nicolaikirche gelagerter Glocken von der Kapelle des Antonifriedhofs, die nicht mehr gebraucht wurden. Auch hier zögerte der Rat; aber die Juraten drängten und brachten den interessierten Käufer ins Spiel, der vom Verkauf Abstand nehmen wolle, wenn er nicht binnen 8 Tagen Nachricht erhalte. Der Rat gab seine Zustimmung.¹⁵¹

Im Prinzip waren die Positionen ähnlich, nur stand eine Entscheidung ungleich größeren Ausmaßes an, als 1830 wegen akuter Einsturzfahre der Abriss des alten Nicolaiturmes beschlossen werden musste, die Glocken daher abzunehmen und über ihre Zukunft zu entscheiden war. Zu dem Umstand, dass wenigstens auf absehbare Zeit für die Glocken keine Verwendungsmöglichkeit gesehen wurde, weil ein neuer Turm ganz außer Sichtweite lag, kam die Frage hinzu, wie der Abriss zu bezahlen sei. Der Gedanke, die Glocken zum besten Preis zu veräußern, lag darum nahe. Wie alles andere vom Turm noch brauchbare Material sollten sie verkauft werden und der Erlös zur Bestreitung der Abrisskosten dienen.

Die im Stadtarchiv gesammelten Akten geben ein plastisches Bild von den Vorgängen.¹⁵² Nach einem Vermerk („*Pro memoria*“) des Stadtbaumeisters Spetzler vom 28. Februar 1831, in dem er um weitere Veranlassung bat, gab es sieben Glocken auf dem Nicolaiturm.¹⁵³ Die vier kleineren waren zwischen dem 16. und 27. No-

149 Volger (wie Anm. 96), S. 95.

150 Lüneburg Ephoralarchiv St. Johannis AZ 51301.

151 Lüneburg Stadtarchiv E Id 24.

152 „Acta betr. den Verkauf der Glocken auf dem St. Nikolai-Turm 1831“ (Lüneburg Stadtarchiv E Id 24). Die Akten sind ausgewertet auch bei Rümelin (wie Anm. 5), S. 612–614.

153 Die 7 Glocken in der Aufzählung von Spetzler (*die von Wrede verwendeten Bezeichnungen, soweit abweichend, in Klammern*): 1. Viertelglocke 2. Stundenglocke 3. die sog. Schoßglocke (*Schelle des alten Turmes*) 4. Neben- oder Bimmelglocke (*wird bei Wrede nicht erwähnt*) 5. die größte Glocke (*Die große Glocke*), 6. die Sonntagsglocke (*Nikolausglocke*) 7. die Bet- oder Sturmglocke (*Moritzglocke*).

vember 1830, die drei großen zwischen dem 18. und 28. Januar 1831 vom Turm gelassen und im unteren Raum des Turmes hinter einen Verschlag gebracht worden. Aus einem weiteren Vermerk von einer Verhandlung im Rathaus am 8. April mit den Juraten (nur zwei von vieren waren zugegen) geht hervor, dass diese dafür votierten, zwei Glocken als künftige Uhrschlagglocken zu behalten; die fünf Läuteglocken jedoch sollten verkauft und der Verkauf in der allgemeinen Zeitung bekannt gemacht werden. Dem widersprach Stadtbaumeister Spetzler: Es sei „am angemessensten“, wenn alle Glocken unverkauft blieben; wenn jedoch die fünf nicht zur Uhr gehörenden verkauft werden sollten, dann sollten sie in einer überregionalen Zeitung ausgeschrieben werden, „weil dann vielleicht eine Commune sich finden würde, welche die Glocken in ihrem gegenwärtigen Zustand benutzen könnte.“

Durchsetzen konnte er sich mit diesem Vorschlag nicht. Aber die Angelegenheit scheint sich hingezogen zu haben; denn erst ein Jahr später kam es zum ersten Verkaufstermin. Am 20. August 1832 standen die drei großen Glocken, die *Große Glocke* von Paul Voß (1634), die *Nicolausglocke* (1516) und die *Moritzglocke* (1518) – beide von Hinrick von Kampen – meistbietend zum Verkauf an. Ein Jahr später, am 2. Juli 1833 – beim zweiten Versteigerungstermin – folgte die Stundenglocke aus dem Jahr 1586. Sie ging an den Lüneburger Gürtler Kretschmer, wurde aber nicht zerschlagen, sondern gelangte, wie Wrede bald bestätigt fand¹⁵⁴, nach St. Dionys, wo sie als Läuteglocke diente, bis sie 1872 einen Sprung bekam und die Glockenfirma Radler in Hildesheim aus ihr eine neue Glocke goss.

Übrig blieben nach diesen Verkäufen noch drei Glocken: die „*Viertelglocke*“, die „*Schoßglocke*“ („*Schelle*“) und die „*Nebenglocke*“ vom ehemaligen Dachreiter auf dem Kirchenschiff, den Lüneburgern als „*Bimmelglocke*“ bekannt. Zwei davon waren als künftige Stunden- und Viertelstundenglocke und die dritte als Läuteglocke vorgesehen; denn inzwischen war ein gewisser Sinneswandel eingetreten: Der Senat hatte beschlossen, vor Ansetzung eines neuen Verkaufstermins mit den Juraten Rücksprache zu halten, ob nicht neben den zwei Uhrschlagglocken noch eine dritte zur Verwendung als Läuteglocke aufgehoben werden sollte; und die Juraten stimmten jetzt zu, schon damit der Kirche ihre Läutegebühren erhalten blieben. Allerdings erschien die Bimmelglocke dafür nicht geeignet, da sie 1. einen zu schlechten Ton habe, 2. zu klein und 3. in den Bügeln zum Aufhängen beschädigt sei. Statt deren schlug Spetzlers Nachfolger Holste im Einverständnis mit den Juraten die Franziskusschelle vor, die nach dem Abriss der Marienkirche (1818) auf dem Rathausplatz auch zum Verkauf gelagert war, und dachte an sie als künftige Stundenglocke. Die Schoßglocke sollte Läuteglocke und die alte Viertelglocke weiterhin Viertelglocke sein. Der Magistrat stimmte zu. Also wurde die Franziskusglocke gegen die Bimmelglocke ausgetauscht und wurde später, was sie nach Holstes Vorschlag werden sollte und bis heute geblieben ist, Stundenglocke im neuen Nicolaiturm.¹⁵⁵

154 Wrede, Stadt (wie Anm. 1), S. 41; Landkreis II (wie Anm. 1), S. 118f.

155 Das Schreiben ist auch dokumentiert von Wrede im „Nachtrag“ zu den „Glocken der Stadt Lüneburg“, Lüneburger Museumsblätter 3 (1906), S. 59–61.

Wie schon erwähnt, sollen Viertelglocke, Schelle und Franziskusschelle durch das beherzte Eingreifen des Oberküsters Klingemann gerettet worden sein, der die Glocken in der Nacht vor dem anstehenden Verkauf so gut mit Bauschutt zugedeckt habe, dass niemand sie finden konnte. Das ist nicht auszuschließen, wenngleich die Erhaltung dieser drei Glocken sich besser aus der Absicht erklären lässt, sie der Nicolaikirche für eine künftige Verwendung zu bewahren. Trotzdem mag Klingemann sie zugeschüttet haben, um auf alle Fälle sicher zu gehen, dass sie nicht doch noch im letzten Augenblick unter den Hammer gerieten. Nicht auszuschließen ist aber auch, dass es sich dabei um eine Legende handelt, die sich an die Person des tatkräftigen Oberküsters, Lehrers und Kantoren Klingemann hängte, dem die Nicolaigemeinde wegen seiner unbestreitbar großen Verdienste als „Retter der Nicolaikirche“ in ihrer Kirche ein Denkmal gesetzt hat. Ohne sein tatkräftiges Wirken wäre möglicherweise die ganze Nicolaikirche verfallen. Bei den Glocken aber deuten die Akten im Stadtarchiv mehr auf einen längeren Meinungsbildungsprozess hin, bei dem es – ähnlich wie beim Verkauf der großen Glocke von St. Johannis und der Antoniglocken – weniger um ein Für und Wider als um ein Drängen (von Seiten der Juraten) und ein Zögern und Hinhalten (im Rathaus) ging, bei dem sich die Juraten am Ende durchsetzten, weil die Zögerer keine Alternative anbieten konnten, wie und mit welchen Mitteln die Glocken zu retten gewesen wären.

Der Verkauf der Nicolaiglocken war für Wrede, den Kunst- und Glockenliebhaber, ein Sakrileg; sein Ärger richtete sich gegen die Juraten, die für die Glocken als Kunstwerke keinen Sinn hatten und angesichts ihrer finanziellen Sorgen nur deren finanziellen Wert sahen. Aber man wird auch bedenken müssen: Der Verkauf der Nicolaiglocken war in Lüneburg kein Einzelfall, sondern nur ein weiterer Stein in einer langen Entwicklung bei den drückenden Baulasten. Angesichts der weit größeren Tragödie, dass der Turm (trotz vieler Sanierungsbemühungen) fallen musste, war der Glockenverkauf nur eine Tragödie mehr; und die Glocken wurden verkauft, weil (noch) die Kraft fehlte, sich gegen einen schleichenden Niedergang zu stemmen und das Verständnis für die alten Schätze noch nicht weit genug entwickelt war. Nicht einmal eine Generation später sollte es schon anders sein. Die Nicolaikirche wurde durch eine außerordentliche Kraftanstrengung gerettet, die Lambertiglocken nicht mehr verkauft, sondern bei der Ausschreibung der Kirche zum Abriss ausdrücklich ausgenommen.¹⁵⁶ Und als gegen Ende des Jahrhunderts doch wieder eine (überzählige) Nicolaiglocke verkauft werden sollte und vorsorglich schon gewogen war, da fand sich kein Kirchenvorsteher mehr, „der einen abermaligen Glockenverkauf

156 Aktenstück vom 14.2.1860: Bedingungen für den Verkauf der St. Lambertikirche zu Lüneburg nebst Turm auf den Abbruch (Lüneburg Stadtarchiv E 1c Nr. 46): Der Käufer hatte sich zu verpflichten, „die Glocken im Turm ... auf seine eigene Gefahr loszumachen, herabzulassen und am Fuße des Bauwerkes dem Magistrat unbeschädigt abzuliefern“.

dulden wollte.“ Wrede konnte frohlocken: „Die in unserem Sinne unseligen Zeiten eines von Bülow und eines Köllmann sind vorüber.“¹⁵⁷

Bleibt noch die Frage: Was wurde aus der „Bimmelglocke“? Sie war im engeren Sinn gar keine Kirchenglocke, sondern eine Glocke für die Handwerker. Morgens und abends hatte sie den Salztonnenböttchern im Wasserviertel das Zeichen zum Beginn und Ende ihrer Arbeit gegeben.¹⁵⁸ Sie war ein Jahr später dran, als auch die „bislang im hiesigen Rathaus aufbewahrten und mutmaßlich zu einem Glockenspiel gehört habenden 7 Glocken“ zum Verkauf anstanden. Wieder zeigte sich das bekannte Zögern im Rathaus. Nachdem die ersten Angebote nicht für gut befunden waren, erhielt Stadtbaumeister Holste den Auftrag, die Töne untersuchen zu lassen. Holste zog den Kantor Anding hinzu. Das Ergebnis war negativ: Nur die Töne von vier Glocken waren „unter sich ganz rein“, die anderen aber nicht. Die Erwartung, dass die acht eine richtige Tonleiter von einer Oktave bilden würden, fand sich „leider nicht bestätigt“.¹⁵⁹ So kam es zur dritten Versteigerungsaktion am 3. Oktober 1833, bei dem die Glocken des Glockenspiels samt der Bimmelglocke verkauft wurden. Nur das kleinste Glöckchen des Glockenspiels soll auf den Antonifriedhofs gelangt sein, dessen verfallene Kapelle gerade durch eine neue ersetzt wurde.

Auch das war noch nicht ganz das Ende. Der Verkauf der Nicolaiglocken hatte noch einen Epilog: Die Kirchengemeinde Ohsen bei Hameln, die von den drei in der Nicolaikirche gelagerten Glocken erfahren hatte, zeigte 1840 Interesse an. Mit dem Argument, dass kaum zu erwarten sei, dass diese Glocken noch einmal gebraucht würden, weil die Kosten allein für den Unterbau eines Türmchens mehrere 100 Mark übersteigen würden, votierte ein Jurat für den Verkauf. Die Diskussion hätte von neuem beginnen können. Aber es wurde nichts draus. Nach einer Besprechung im Rathaus verlief das Votum im Sande.¹⁶⁰

5.2. Hermann Wrede und die Glockenrenaissance in Lüneburg

Deutschlands bekannteste „Glocke“ ist bekanntlich gar keine Glocke, sondern ein Gedicht: Schillers „Lied von der Glocke“. Wie weit dieses „Lied“, das von Generationen auswendig gelernt wurde, auch zu einer neuen Wertschätzung der Glocken beigetragen hat, dürfte kaum zu ermitteln sein; seine Wirkung freilich ist erheblich. In beinahe jedem Glockenbuch wird es erwähnt; und da es ohne Kenntnisnahme der Kunst des Glockengießens weder gedichtet worden noch zu verstehen ist, vermittelt es auch heute noch vielen Menschen die ersten Kenntnisse vom Glockenguss. Kein Zweifel: Schillers „Glocke“ bestärkte das im 19. Jahrhundert neu erwachte Interesse an den Glocken, das mit Hermann Wrede auch Lüneburg erfasste. Was er nach

157 Wrede, Stadt (wie Anm. 1), S. 34. Köllmann war einer der Juraten der Nicolaikirche. Er hatte den Verkauf der größeren Glocken beim Abriss des Turmes geleitet.

158 Volger (wie Anm. 96), S. 99.

159 Holste in seinem Bericht B vom 15. Juli 1833 (Lüneburg Stadtarchiv E 1d Nr. 24).

160 Unterlagen: Lüneburg Stadtarchiv E 1 d Nr. 24.

einem Jahrhundert des Niederganges für die Lüneburger Glocken bewirkt hat, ist kaum zu überschätzen.

1858 erschien die heute noch lesenwerte „Glockenkunde“ von *Heinrich Otte*, deren zweite Auflage aus dem Jahre 1884 noch vor wenigen Jahren nachgedruckt wurde. Dieses grundlegende Werk enthält in der Anlage und auf einem hohen wissenschaftlichen Stand schon alles, was Interessierte über Glocken wissen möchten. Die gleiche Weite kennzeichnet auch die „Glockenkunde“ von *Karl Walter* aus dem Jahre 1913, gleichsam Ottes katholisches Pendant, das bei aller Gemeinsamkeit in der Darstellung auch die konfessionellen Unterschiede in der Wertung der Glocken erkennen lässt. Neben diesen umfassenden Werken erschienen aber auch viele lokalbezogene Abhandlungen, so



Hermann Wrede

über die Glocken und Glockengießer in Hamburg, Bremen, Lübeck¹⁶¹, vielen weiteren deutschen Städten und eben auch Lüneburg.

Wredes Wirken muss in diesen Zusammenhängen gesehen werden. Er war leidenschaftlicher Glockenkundler nicht nur für die Stadt, sondern auch für bald die ganze Region. In dieser Funktion bestieg er unzählige Kirchtürme, besichtigte ihre Glocken und hielt das über sie Wissenswerte auf kleinen Karteikarten in sauberster Schrift fest. Seine grundlegende Abhandlung über die „Glocken der Stadt Lüneburg“ eröffnete in deren 1. Heft (1904) die „Lüneburger Museumsblätter“ – mit einem Nachtrag in Heft 3 (1906). In den Heften 5 und 6 (1908 und 1909) folgte sein Beitrag über die „Glocken des Landkreises Lüneburg“. Mehr noch als seine erste Veröffentlichung enthält dieser zweite Beitrag interessante Bemerkungen über die Lüneburger Glockengießer, was darauf schließen lässt, dass Wrede gerade in den Jahren zwischen beiden Aufsätzen seine Studien über das alte Lüneburg betrieben hat. Davon

161 Robert Körner, Zur Geschichte der Glockengießerei in Hamburg, Hamburg 1905; Johann Focke, Die Glockengießer Klinge aus Bremen, 1909 (wie Anm. 55); Theodor Hach, Lübecker Glockenkunde, Lübeck 1913. Zu den „Glockenkunden“ von Otte und Walter vgl. Anm. 21 und Anm. 91. – 1931 erschien auch eine Abhandlung über die Glocken Winsens: Kurt Schoop, Geschichte der Winsener Kirchenglocken, in: Winsener Geschichtsblätter, Heft 13, Winsen 1931. In dieser Abhandlung wird auch Wrede erwähnt. Auf Wredes Rat entschloss sich der Kirchenvorstand Winsen 1897 zu vier neuen Glocken.

gibt sein im Stadtarchiv bewahrter Nachlass umfassend Auskunft. Kirchenbücher, Schoßbücher und andere Urkunden hat er durchforstet, um den einstigen Lokaltäten der Lüneburger Glockengießer nachzugehen, und dabei auch einen Stadtplan in Miniaturschrift gezeichnet. Danach brachten die „Lüneburger Museumsblätter“ noch zwei weitere Beiträge von Wrede: Im 8. Heft (1912) berichtete er von seiner Entdeckung der kleinen Benediktglocke im schwer zugänglichen Türmchen des alten Benediktgebäudes und im 12. Heft (1928) über die „Blücherglocke und ihren Meister Cord Fribusch“. Für das 1914 von den Bezirkslehrervereinen herausgegebene „Lüneburger Heimatbuch“ fasste er seine Kenntnisse über die wichtigsten Glocken des Bezirks zusammen. Der Aufsatz enthält auch einige neue Mitteilungen zu den Lüneburger Glocken. Bei der Erforschung der Quellen im Stadtarchiv arbeitete er eng mit Wilhelm Reinecke, dem Stadtarchivar und Museumsdirektor, zusammen, wie überhaupt seine Forschungen auch bestimmt waren von einem großen Anteil von „Heimatliebe“. Noch größer aber war sein Interesse am Instrument Glocke.

Wrede war ein „Fan“ Gerhard van Wous. Stendal, Braunschweig, Altengamme, Erfurt mit der „Gloriosa“ und die Niederlande hat er besucht, um die Glocken des verehrten Meisters zu besichtigen. Nun war es in Folge der Beschäftigung mit den mittelalterlichen Glocken gerade zu einer Gerhard-van-Wou-Renaissance gekommen. Für das Frankfurter Domgeläut war eine neue große Glocke zu gießen, und die Ausschreibung dazu 1876 geschah mit der ausdrücklichen Auflage, nach Ton und Klangfülle die Erfurter „Gloriosa“ als Muster zu nehmen. Das hatte zur Folge, dass sich nun nicht nur die Kunsthistoriker, sondern auch die Glockengießer mit der „Gloriosa“ beschäftigten. Alle, die sich an dem ehrenvollen Frankfurter Wettbewerb beteiligten, hatten sich zuvor intensiv und detailliert mit ihr auseinandergesetzt.¹⁶² Das hatte Rückwirkungen auf den Glockenguss und ist – wenn auch Jahrzehnte noch dazwischen liegen sollten – für Lüneburg insofern direkt von Bedeutung, als auch Hermann Wrede bei seinem Ziel, das Glockenspiel im Michaeliskirchturm wiederherzustellen, die Glocken Wous sich zum Vorbild nahm.

Wrede, geboren am 13. Mai 1868, erbte vom Vater nicht nur die schon seit zwei Generationen bestehende Gärtnerei, sondern auch die musikalische Begabung, die ihn zu einem besonderen Glockenkenner machte.¹⁶³ Schon die Ausbildung zum Gärtnermeister hatte ihn weit über Lüneburg hinausgeführt, was sich bei seinen späteren Reisen und Korrespondenzen um die Glocken wiederholen sollte. Sein Wirken für die Glocken in Lüneburg lässt sich in zwei Phasen gliedern: In der ersten Phase, beginnend noch vor der Jahrhundertwende, gab er konkrete Anstöße, die vorhandenen Geläute auf den drei Kirchtürmen zu verbessern, um Lüneburg aus dem Glo-

162 Hierzu: Konrad Bund, Gerd van Wou – Versuch einer historischen Würdigung (wie Anm. 71), S. 43f. – Ein Grund für die Hinwendung zurück zu den mittelalterlichen Glockenformen war der nicht gelungene Guss der Kölner Kaiserglocke 1874.

163 Vgl. hierzu den Nachruf im „Lüneburger Gemeindeblatt“ 1936, S. 125f. Das vom Kirchenkreis herausgegebene „Lüneburger Gemeindeblatt“ erschien von 1926–1939. Es liegt gebunden in drei Bänden im Ephoralarchiv Lüneburg vor.

ckenschlaf zu wecken, der sich mit der Zeit eingestellt hatte. Darüber hinaus war sein Ziel, durch drei neue Glocken das Johannisgeläut zu einem funktionstüchtigen Glockenspiel auszubauen. Diese Phase, die mit der feierlichen Einbringung der „*Christusglocke*“ 1913 ihren Höhepunkt erreichte, endete abrupt mit dem 1. Weltkrieg, in dem St. Johannes drei Glocken einbüßte. An ein Glockenspiel war da erst einmal nicht mehr zu denken. In der zweiten Phase seines Wirkens, nach dem 1. Weltkrieg, konzentrierte sich Wrede auf die Michaeliskirche und verfolgte von nun an das gleiche Ziel für das Michaelisgeläut, das er bis zu seinem Tode (fast) vollenden konnte.

Von den Maßnahmen, die Wrede in der ersten Phase vor dem 1. Weltkrieg in den Glockentürmen der drei Kirchen bewirkte, berichten ihre Glockenakten. Wrede warb um Interesse für die Glocken, sammelte Interessierte und betätigte sich als der wohl erste kirchliche „Glockensachverständige“ Lüneburgs, durchaus im Sinne dieses entstehenden Berufszweiges. „Die ganze Gemeinde Lüneburg, nicht nur das Wasserviertel wünscht“, so schrieb er an den „hochlöblichen Kirchenvorstand, Abteilung für die *Nikolaikirche*“, „dass in Lüneburg wie in allen anderen Städten Deutschlands wieder morgens, mittags und abends eine Betglocke ertönen möge.“ Dafür habe er persönlich 300 Mark in Empfang genommen und der Ortsvorsteher in Ochtmissen eigens 27 Mark in seiner Ortschaft gesammelt. Wrede hatte Erfolg. Im Dezember 1895 wurde die Marienglocke mit einem Betglockenwerk mit schwerem Anschlaghammer versehen, der drei Mal täglich mit jeweils neun Schlägen die schwere Marienglocke anschlagen sollte „entsprechend den 7 Bitten, nebst Einleitung und dem Schlusse des Vaterunser“. Bald darauf wandte er sich mit einer neuen Eingabe an den Nicolaivorstand: Lüneburg besitze jetzt zwar die schönste Betglocke mit dem stärksten Anschlag, aber wegen der falsch angebrachten Schallöffnungen sei die Klangwirkung minimal. Seinem Schreiben fügte er auch gleich mehrere Zeichnungen für optimale Schalljalousien bei und hatte auch hier Erfolg: Die Jalousien wurden nach seinem Vorschlag verändert. Wrede konnte feststellen: Bei günstigem Wind sei die Betglocke sogar in Kirchgellersen zu hören.¹⁶⁴

Für die drei Glocken der *Michaeliskirche*, die 1914 als erste Lüneburger Glocken elektrisch betriebene Antriebsmotoren erhalten hatten, entwarf er eine Läuteordnung und mahnte dabei: „Es ist streng darauf zu achten, dass der Glockenläuter nicht wie bisher nach jeder Himmelsrichtung eine halbe Luke öffnet, sondern alle acht Luken ganz.“ Sonst sei das Geläut selbst im benachbarten Grimm nur leise zu hören.¹⁶⁵

Auch in *St. Johannes* – seit Abriss der Lambertikirche die einzige Lüneburger Kirche mit einem noch vollen Geläut – war dieses vernachlässigt worden. Zwar bestimmte die „*Instruction für die Glockenläuter der St. Johannes-Kirche zu Lüneburg*“ von 1868, wann und mit welchen Glocken an Fest- und gewöhnlichen Sonntagen zu läuten sei, wieweit sie aber eingehalten wurde, muss offen bleiben; denn in einem Schreiben an den Magistrat 1912 stellte Superintendent Wachsmuth fest, sie sei „völ-

164 Beide Eingaben: Lüneburg Ephoralarchiv St. Nicolai AZ 51301.

165 Lüneburg Ephoralarchiv St. Michaelis AZ 51301.



Feierlicher Einholung der „Christusglocke“ 1913

ihren Arbeitsplatz verließen. Sie waren dem „Unterküster“ unterstellt und holten sich zum vollen Geläut Gehilfen, die sie vorwiegend unter ihren Arbeitskollegen fanden. Für das „volle Geläut“ waren 9 Personen nötig. Die Akte belegt, dass sie ihren Dienst in der Regel viele Jahre versahen. 1915 beschloss der Kirchenvorstand eine neue „Dienstinstruktion“, die aber wegen der Glockenablieferungen 1917 bald überholt war.¹⁶⁶

Vorangegangen waren Bemühungen Wredes und des um die Denkmalpflege in Lüneburg verdienten Architekten Franz Krüger (1873–1936). Wie dessen Vermerk für den Kirchenvorstand zu entnehmen ist, wurden die großen Glocken damals beim

¹⁶⁶ Sämtliche Unterlagen zu diesem Absatz: Lüneburg Stadtarchiv Akte SA 2463 „Bestellung der Balgentreter und Glockenläuter an St. Johannis“.

lig veraltet und seit Jahren nicht mehr beobachtet worden“. Immerhin belegt sie für die hohen Feste das „Sighieren“, d. h. das Spielen von Chorälen durch Anschlagen der Glocken. Es hatte seinen Platz vor dem Gottesdienst zwischen dem Einläuten (mit nur einer Glocke) und dem vollen Geläut, so dass für das Läuten zu den Festgottesdiensten eine halbe Stunde angesetzt war. Auch gibt die „Instruction“ interessante Einblicke in die Organisation des Läutens: Bestellt wurden jeweils zwei „Glockenläuter“, die zugleich einen zweiten Vertrag als „Balgentreter“ für die Orgel von St. Johannis bekamen. Sie waren also Glockenläuter und Balgentreter in eins und entstammten fast ausschließlich der Gruppe der städtischen „Steinsetzer“, die zumeist im Akkord arbeiteten und zum Glockenläuten an Werktagen (bei Trauungen und Beerdi-

Sonntagsgeläut nur angeschlagen und nicht geschwungen. Angeblich weil der Turm die Erschütterungen nicht aushalte. Darum wurde ein aufwendiger Versuch gemacht: Mit Wasser gefüllte Schalen wurden an verschiedenen Stellen des Turmes ausgelegt und anschließend mit sogar 20 Mann alle Glocken zugleich geschwungen. Das Ergebnis war: Die im Turm stehenden Menschen erlebten keine Erschütterung, die Oberfläche des Wassers blieb in allen Schalen völlig unbewegt – „ein Zeichen dafür, dass keinerlei Erschütterungen auf das Mauerwerk übertragen wurden“. ¹⁶⁷ Einem vollen Geläut stand also nichts mehr entgegen. Das hatte zuvor auch die Glockenfirma Radler & Söhne für den Glockenstuhl bestätigt, die auf Wredes Betreiben eingeschaltet war und die für die Glocken eine veränderte Lagerung und neue, schwerere Klöppel empfahl. Der Kirchenvorstand folgte der Empfehlung und beschloss 1909 die vorgeschlagenen Maßnahmen. Dabei wurden auch drei Glocken im Winkel von 90° gedreht, um die durch die Jahrhunderte des Lätens eingeschlagenen Anschlagstellen für den Klöppel zu verändern. ¹⁶⁸

Das Gutachten der Firma Radler & Söhne enthielt auch die Bemerkung, dass weitere Glocken sich „noch leicht mit in dem geräumigen Glockenstuhle unterbringen“ ließen. Das war ein Wink für die nach Jahrhunderten erste neue Glocke in einer der alten Kirchen Lüneburgs. Mit Hilfe vieler Spenden, zu der sich auch ein namhafter Betrag Wilhelms II. gesellte, der in diesen Jahren dreimal die Kirche besucht hatte, wurde die „Christusglocke“ bei der Lübecker Glockengießerei Ohlsson zum Preise von 5330 M bei 1800 kg Gewicht bestellt und am 11. Juli 1913 in einem feierlichen Umzug durch die Straßen der Stadt vom Güterbahnhof zur Johanniskirche gefahren.

Wrede war seinem Ziel ein großes Stück näher gekommen, und er hatte dabei die Stadt mobilisiert. Zusammen mit der Christusglocke als Quartglocke ließen sich schon erste Melodien von Kirchenliedern spielen. Noch bald fünfzig Jahre später sollten sich Jugendliche daran erinnern, wie Wrede ihnen „kräftige Knüppel“ in die Hand drückte und sie auf sein Zeichen hin die Glocken anschlagen mussten, bis die Melodie des Lutherliedes herauskam: „Eine feste Burg ist unser Gott.“ ¹⁶⁹

Aber nur vier Jahre läutete diese Glocke vom Turm. Dann wurde sie für den 1. Weltkrieg beschlagnahmt und eingeschmolzen. ¹⁷⁰

167 Bericht des Architekten Krüger vom 28. November 1910 (Lüneburg Ephoralarchiv St. Johannis AZ 51301). Krüger war auch leitender Architekt bei den Instandsetzungsarbeiten 1908/1909 am Johanniskirchturm gewesen.

168 Gutachten der Firma Radler und Söhne vom 11. August 1909; Stellungnahme Wredes vom 5. September 1909 (beide Unterlagen: Ephoralarchiv wie Anm. 168). – Die Wirkung der Drehung der Glocken um 90° ist heute unter den Glockensachverständigen umstritten.

169 „Das Glockenspiel von Meister Wrede wartet noch“ („Landeszeitung“ vom 1. Mai 1952).

170 Interne Unterlagen belegen: Wrede war vom Klang der Christusglocke enttäuscht. Zur Begutachtung war er gleich nach ihrem Guss nach Lübeck gereist, hatte sich ein Saiteninstrument besorgt, es auf die Töne der vorhandenen Johannisglocken gestimmt und dazu die neue Glocke erklingen lassen. Sein Bericht an den Kirchenvorstand vom 28. Juni 1913 schloss mit der Bemerkung, Musikdirektor Uellner, den er nach Lübeck mitgenommen hatte, solle entscheiden, ob die Glocke gut klinge. „In diesem Falle können wir sie nehmen.“ Uellner teilte Wredes Bedenken nicht: „Ich fand den Klang der Glocke würdig und schön hallend, wie man es von einer Glocke dieser Größe erwarten kann.“

5.3. Die Lüneburger Glocken in den beiden Weltkriegen

Im August 1914 brach der 1. Weltkrieg aus. Statt das Glockenspiel weiter voranzutreiben, konnte Wrede nur noch bei der Auswahl der abzuliefernden Glocken beraten. Hatte man bei Ausbruch des Krieges noch mit einem schnellen Sieg gerechnet, so stellten sich mit der Dauer des Krieges bald überall Mangel, Entbehrung und Materialknappheit ein. Das galt auch für das Rohmaterial der Glocken, die Bronze. Für die Rüstung wurde sie dringend gebraucht.

In drei Attacken vollzog sich der Angriff auf das begehrte Material. Die erste – noch relativ harmlos – war eine Anfrage im Blick auf nicht genutzte Glocken. Der Kirchenvorstand Abteilung St. Nicolai musste beraten, denn in seiner Kirche befand sich eine solche Glocke, die „Vossische Schelle“ von 1619. Ohne Verwendung stand sie in der Glockenstube.¹⁷¹ Mehrfach war angeregt, sie zu verkaufen; der Kirchenvorstand hatte abgelehnt. Die angespannte Kriegslage aber veränderte die Meinung. Als 1915 das Generalkommando Hannover anfragte, widersprach kein Kirchenvorsteher mehr.¹⁷² Dennoch blieb die Glocke zunächst im Turm; vermutlich scheiterte ihre Ablieferung an dem schwierigen Umstand, sie herabzulassen.

Die zweite Attacke griff dagegen durch, und dieses Mal traf es zuerst die beiden anderen Lüneburger Kirchen St. Johannis und St. Michaelis. Durch Kriegsverordnung vom 1. März 1917¹⁷³ wurden alle Glocken beschlagnahmt und konnten enteignet werden, sofern sie nicht zuvor unter Gewährung einer Entschädigung „freiwillig“ abgeliefert wurden. Nur die qualitativ oder historisch besonders wertvollen Stücke sollten in den Kirchtürmen bleiben. Dazu wurden die Glocken in drei Kategorien eingeteilt: Zur Gruppe A sollten alle diejenigen gehören, für die ein besonderer wissenschaftlicher, geschichtlicher oder künstlerischer Wert nicht in Anspruch zu nehmen sei, zur Gruppe B diejenigen Glocken, deren Erhaltung aus Gründen der Wissenschaft, Geschichte und Kunst lediglich wünschenswert sei, und zur Gruppe C alle, welche aus solchen Gründen unbedingt erhalten werden müssten. Zuständig für die Befreiung von der Ablieferungspflicht waren die Städte und Kreise, entscheidend dafür aber das Votum des Landeskonservators, den die Regierung für die ganze Provinz Hannover zum Sachverständigen bei der Einstufung der Glocken berufen hatte. Ihm hatten die Kirchengemeinden ausgefüllte Fragebögen zuzusenden, in denen jede Glocke mit Größe, Durchmesser, Gussjahr, Gießer, Form und – bei älteren Glocken – auch mit dem Schmuck und den Inschriften aufzuführen war.

So kam die Glocke nach Lüneburg. Wie aus dem Briefwechsel mit der Firma Ohlsson aus dem Jahre 1926 zu entnehmen ist, hielt sich aber in Lüneburg das Gerücht, dass die Glocke nicht ganz vollkommen gewesen sei (Sämtliche Unterlagen dazu: wie Anm. 168).

171 Glockenverzeichnis von Senior Gunkel vom 24. Februar 1896 (Lüneburg Ephoralarchiv St. Nicolai AZ 51301), Wrede, Stadt (wie Anm. 1), S. 34.

172 Rundbeschluss der Kirchenvorstandes Abt. St. Nicolai vom 22. November 1915 (Ephoralarchiv wie Anm. 172).

173 „Bekanntmachung betreffend Beschlagnahme, Bestandserhebung und Enteignung sowie freiwillige Ablieferung von Glocken aus Bronze vom 1. März 1917“ (Lüneburg Ephoralarchiv St. Johannis AZ 110).

Die Kriterien bedeuteten schon vorweg, dass mehr nach kunsthistorischem als nach klanglichem Wert entschieden wurde und die neueren Glocken kaum Chancen hatten. Eine ganze Generation der ab Mitte des 19. Jahrhunderts gegossenen Glocken schmolz also im 1. Weltkrieg fast ganz dahin.

Zunächst aber hatten die Kirchengemeinden ihre Glocken auf dem Fragebogen selbst zu bewerten. Der Kirchenvorstand Abteilung *St. Michaeliskirche*, deren Geläut nach den Bülow'schen Verkäufen nur noch aus drei Läute- und den beiden Uhrschlagglocken bestand, entschied sich dafür, die 1650 gegossene Stundenglocke zu opfern, um die vier anderen sämtlich noch aus dem Mittelalter stammenden als unbedingt erhaltenswert einzufordern: die beiden noch erhaltenen Wou-Glocken, die Burgglocke und die Viertelstundenglocke. Der Fragebogen, den er dem Landeskonservator zusandte, trug ganz die Handschrift Wredes.¹⁷⁴ Und die Gemeinde hatte damit Erfolg; sie verlor nur die Stundenglocke.

Der Kirchenvorstand Abteilung *St. Johannis* war bereit, drei seiner zehn Glocken abzugeben: die gerade 4 Jahre alte „Christusglocke“, die „Schusterglocke“ von 1681¹⁷⁵ und die „Wachtglocke“ von 1687, die ein halbes Jahr zuvor einen „feinen Riss“ erhalten hatte und nicht mehr geläutet werden konnte.¹⁷⁶ Der Magistrat bestätigte die Einschätzung der sieben übrigen Glocken durch den Kirchenvorstand: die Stundenglocke von 1600 (Kategorie B) wurde vorläufig, die sechs weiteren Glocken (Kategorie C) endgültig von der Ablieferungspflicht befreit. Dieses geschah – wie in dem Schreiben ausdrücklich vermerkt – gemäß dem Gutachten des Glockenforschers Wrede und des Provinzialkonservators Siebern in Hannover.

Als letzten Termin für die „freiwillige“ Ablieferung hatte die Heeresverwaltung den 30. Juni 1917 festgesetzt. Danach konnten die Glocken entschädigungslos enteignet werden. Allerdings war die Glockenfirma Radler, die mit der Abnahme beauftragt war, nicht in der Lage, den vielen auf einmal auf sie eindringenden Anforderungen innerhalb dieser Frist zu entsprechen. Mehrfach mahnte der Magistrat und verwies dabei auf das Angebot der Heeresverwaltung, Hilfskräfte zu stellen. Radler antwortete mit einem Telegramm: „Glocken werden rechtzeitig ausgebaut.“ Schon zuvor hatte Superintendent Wachsmuth zu einer „Abschiedsbesichtigung“ nach einem Gottesdienst in die Glockenstube geladen. Die Glockenabnahme geschah aber erst Ende Juli. Aus dem kurzen Zeitungsbericht darüber geht hervor, dass dabei die große, etwa 100 Zentner schwere Wachtglocke im Turm zerschlagen werden musste.¹⁷⁷ Ihre Stücke und die beiden anderen Glocken wurden bei der Sammelstelle beim

174 „Abgesehen von der Stundenglocke No. 5, deren Erhaltung höchstens als wünschenswert bezeichnet werden kann, müssen die Glocken der Michaeliskirche aus Rücksichten der Wissenschaft, Geschichte und Kunst unbedingt erhalten werden.“ (Abschließender Satz des vom Kirchenvorstand ausgefüllten Fragebogens vom 14. März 1917 – Lüneburg Ephoralarchiv *St. Michaelis* AZ 51301).

175 Nach Wrede, Heimatbuch (wie Anm. 1), S. 591f., der sich dabei auf mündliche Überlieferung beruft, stammte die Schusterglocke aus dem ehemaligen kleinen Tetzelturm unten am Sande vor dem Portal des Johannissturmes. Für das Johannisgeläut scheint sie keine besondere Bedeutung gehabt zu haben.

176 Schreiben des Stadtsuperintendenten vom 12.3.1917 (Lüneburg Ephoralarchiv *St. Johannis* AZ 110).

177 Lüneburgsche Anzeigen (Vorgängerblatt der Lüneburger „Landeszeitung“) vom 6.8.1917.

Lüneburger Kaufhaus abgeliefert. Nach dem dort ausgegebenen „Anerkennungsschein“ hatten sie ein Gewicht von insgesamt 6.232,5 kg. Die Johanniskirche erhielt dafür 2 Mark je Kilogramm – das waren 12.465 Mark –, dazu eine Grundgebühr von 1.000 Mark und eine Prämie von 6.232,50 Mark, also insgesamt 19.697,50 Mark, die für neue Glocken nach dem Krieg gedacht waren. Davon waren allerdings erst einmal 1052 Mark für die Glockenabnahme zu bezahlen.¹⁷⁸

St. Nicolai blieb 1917 noch verschont, was insofern verwundert, als der Kirchenvorstand in seinem Beschluss vier „als verfügbar zur Abgabe“ eingestuft hatte.¹⁷⁹ Bei der dritten Attacke aber sollte es diese Kirche umso härter treffen. In der Hoffnung auf einen doch noch zu erringenden Sieg wurden 1918 die Auswahlkriterien verschärft. Der Landeskonservator musste die Zuordnung der Glocken nach den neuen Kriterien überprüfen. Waren 1917 noch alle Nicolaiglocken der Kategorie C zugeordnet worden, so wurden nun vier von ihnen zu A-Glocken und damit als „ablieferungspflichtig“ erklärt,¹⁸⁰ und die Kirchengemeinde erhielt kurzfristig die Anordnung, sie bis zum 1. September 1918 bei der Sammelstelle im städtischen Kaufhof abzuliefern, wenn sie nicht den Verlust der Vergütung und die zwangsweise kostenpflichtige Abholung riskieren wolle.¹⁸¹ Es waren kleinere Glocken aus den Jahren 1560–1650, die der Landeskonservator ausgesucht hatte.¹⁸² Drei Monate später war der Krieg zu Ende – und die Glocken dahin.¹⁸³ Keine der im 1. Weltkrieg abgelieferten Lüneburger Glocken kehrte zurück. Dahin war bald auch das als Entschädigung gewährte Geld. Es war entweder in verlorene Kriegs-

178 Sämtliche Unterlagen für die Ablieferung der Glocken von St. Johannis in der Akte Glockenablieferung 1917 (Ephoralarchiv wie Anm. 176).

179 Beschluss des Kirchenvorstandes Abteilung St. Nicolai vom 14. März 1917 (laut Protokollbuch, Archiv der Nicolaigemeinde): Als „unbedingt (von der Ablieferungspflicht) zu befreiende“ werden im Beschluss genannt: Marienglocke, Franziskusschelle, Katharinschelle, Kleine Vossische Glocke als Sonntagsglocke; als „erwünscht zu befreiende“: Große Vossische, Ziegnersche; als „verfügbar zur Abgabe“: Barchmannsche Schelle, Schelle von Andreas Heinecke, Meyersche Schelle, Vossische Schelle. – Die hohe Zahl der Nicolaiglocken erklärt sich daraus, dass die Nicolaikirche für ihren neuen Turm die Glocken der abgerissenen Lambertikirche geerbt hatte.

180 Am 26.5.1917 bescheinigte der Landeskonservator: Sämtliche 10 Glocken sind von der Ablieferungspflicht befreit; am 9.7.1918 teilte er die „Änderung der Zuteilung“ mit: Vossische Glocke (1650), Schelle des alten Nikolaiturmes (1597), Vossische Schelle (1619) und Barchmannsche Schelle (1516) wurden von C- zu A-Glocken zurückgestuft (Beide Aktenstücke: Lüneburg Ephoralarchiv St. Nicolai AZ 51301).

181 Schreiben des Oberbürgermeisters vom 18. Juli 1918 (Ephoralarchiv wie Anm. 180).

182 Die vom Landeskonservator zur Ablieferung bestimmten Glocken entsprachen also nicht ganz dem Beschluss des Kirchenvorstandes. Der hatte statt der Kleinen Vossischen Glocke die heute in der Martin-Luther-Kirche hängende Glocke des Hans Meyer von 1587 für die Abgabe vorgesehen.

183 Ob es am Ende tatsächlich vier oder – was wahrscheinlicher ist – nur drei Glocken waren, die 1918 abgeliefert wurden, ist den Akten nicht zu entnehmen. Die Firma Radler meldete wenigstens Bedenken wegen der Abnahme der größten unter diesen vier Glocken an: „Soll die große enteignete Glocke ganz ausgebaut werden, so müsste die Orgel abgenommen werden.“ (Schreiben vom 2.8.1918 – Ephoralarchiv Lüneburg wie Anm. 180). Und sollten im 2. Weltkrieg drei Nicolaiglocken zerstört worden sein (s. u.), können auch im 1. Weltkrieg nur drei verloren gegangen sein, denn vier der 1914 noch vorhandenen Nicolaiglocken haben beide Weltkriege überlebt.

anleihen angelegt worden¹⁸⁴ oder ging später durch die Inflation verloren.

Widerstand gegen die Ablieferung der Lüneburger Glocken ist nirgends belegt. Sie galt vielmehr als vaterländische Pflicht, und wo der Staat den Bürgern nach den Türgriffen aus Messinggriff und den Kirchen nach den kupfernen Dacheindeckungen¹⁸⁵, die wiederherzustellen nach dem Krieg viel dringlicher war als der Ersatz der Glocken, und wo den Frauen sogar ein schlechtes Gewissen gemacht wurde, wenn sie ihren Gold- und Silberschmuck nicht für Devisen zur Verfügung stellten, hätte sich eine Kirchengemeinde nicht grundsätzlich querstellen können. Man muss dazu nur die bald täglichen Appelle zu Einschränkungen und Opfern und die immer neuen Beschlagnahmeverordnungen in den Zeitungen der Jahre 1917 und 1918 lesen, um einen Eindruck davon zu gewinnen, was schon im 1. Weltkrieg der Bevölkerung zugemutet wurde. Nur hinhaltendes Zögern war gegenüber diesem massiven „vaterländischen“ Druck möglich; den aber hatten sich die meisten Pastoren und Kirchenvorsteher

Betr. Bronzeglocken der *Nicolaikirchen* Gemeinde
in *Lüneburg*; *Wahlkr. Lüneburg*
(Dist.) (Kreis, Bez., Amt, Oberamt u. a.)

Auf Anordnung der Militärbehörden erfolgt im Einvernehmen mit den zuständigen Behörden zwecks gleichmäßiger Heranziehung aller Bundesstaaten eine Nachprüfung sämtlicher bisher wegen ihres Kunstwertes u. a. m. zurückgestellten Glocken nach neuen einheitlichen Richtlinien. Danach sind folgende Glocken der Gruppe **A** (ablieferungs-pflichtig), **B** (mäßiger Kunstwert) bzw. **C** (besond. Kunstwert) zugeteilt:

Durchmesser in cm	Gussjahr	G i e ß e r	Verl. kunstf. Wert	Alte	Neue
					Zuteilung
152	1650	Paul Voss, Lüneburg		C	A.
80	1597	Andr. Heinecke, "		C	A.
75	1619	Paul Voss I, "		C	A.
54	1560	Wassmüll. Barthmann		C	A.
Aber übrigen Glocken Klosterbau zu Garzige C					

Glockenbesitzer, deren Glocken keine Änderung der Zuteilung erfahren, erhalten keine Benachrichtigung. Vor der Ablieferung sind von den mit + bezeichneten Glocken Abformungen (Durchreibungen, Abbildungen) herzustellen. (Näheres s. Rückseite.)

Hannover (Dist.) den 9. Juli 1918.
Sieberm.
(Unterschrift des Sachverständigen.)
Bst. 2639

Auf einer Postkarte erhielt die Nicolai-gemeinde Nachricht von der geänderten Einstufung vier ihrer Glocken.

184 So nach einem Beschluss des Kirchenvorstandes Abt. St. Nicolai noch vom 25. September 1918 (!) – laut Protokollbuch (wie Anm. 179).

185 In der Akte zum 1. Weltkrieg (Lüneburg Ephoralarchiv St. Johannis AZ 110) liegt eine „Anerkennnisbescheinigung“ des Magistrates über 13.399 kg „Dachkupfer“ vor, das die Kirchengemeinde am 3.12.1915 in der Sammelstelle beim Kaufhaus abgeliefert hatte. Sie erhielt dafür 3,70 Mark fürs Kilogramm, also 4299,40 Mark. Der Kirchenvorstand hatte am 30. September 1915 zuvor beschlossen, einer möglichen Beschlagnahme zuvorzukommen und die Kupfermengen „freiwillig“ zur Verfügung zu stellen. Ausgenommen sollte nur das Kupfer des Turmdaches sein.

längst auch innerlich zueigen gemacht: Die Kirche sollte beim Opfer für das Vaterland nicht zurückstehen.¹⁸⁶

Die Zeit nach dem 1. Weltkrieg nutzte Wrede für seinen Plan der Wiedereinrichtung eines Glockenspiels, und zwar jetzt für St. Michaelis. Unermüdlich sammelte er dafür kleine und große Spenden und konnte mit fünf neuen Glocken noch die fast abgeschlossene Vollendung des Glockenspiels erleben. Eine nach seinem Tod ihm zu Ehren gestiftete „Hermann-Wrede-Glocke“, die das Glockenspiel abrunden sollte, erreichte Lüneburg im August 1939.

Sie war noch nicht aufgehängt, da begann der 2. Weltkrieg, und ein halbes Jahr danach trat eine neue Beschlagnahmeaktion in Kraft, die noch härter durchgriff als die im 1. Weltkrieg. Im März 1940 verfügte Göring die Anlage einer Rüstungsreserve, für die im Grundsatz wieder alle Glocken in Anspruch genommen wurden.¹⁸⁷ Nur Glocken von ganz besonderem Wert sollten in den Glockenstühlen verharren dürfen, alle anderen aus den Türmen entfernt werden. Mit großer Eile wurde vorgegangen. Nur wenige Wochen Zeit erhielten die Kirchenbehörden, die Kirchenglocken in jetzt vier Kategorien einzuordnen. Alle neueren Glocken waren der Kategorie A zuzuordnen und sollten gleich verhütet werden; die der Kategorien B und C waren für die Reserve vorgesehen, sollten aber auch gleich mit weggeschafft werden; nur die der neu eingeführten Kategorie D, die Glocken „von ganz überragendem geschichtlichen und künstlerischen Wert“, durften in den Türmen bleiben. Dazu bedurfte es aber für jede dieser Glocken der Bestätigung durch die „Reichsstelle für Metalle“, die streng darauf achtete, dass das Ablieferungssoll

186 Wie sehr auch bei den Glockenliebhabern am Ende die Opferbereitschaft eindeutig die Oberhand gewann, zeigt der Artikel „Glockenabschied“, den Wrede für die „Lüneburgschen Anzeigen“ vom 31. Juli 1917 verfasst hat: „Gestern Nachmittag ertönten unsere herrlichen Glockenchoräle zum letzten Male während der Kriegszeit vom Johannisturme. Die gesprungene große Wachtglocke und die neue Christusglocke sollen zu Kriegszwecken verarbeitet werden, um nach dem Krieg, so Gott will, schöner klingend neu aufgehängt zu werden. Das Geld für das abgelieferte Glockenmetall wird zur späteren Neuanschaffung der Glocken auf Zinsen angelegt. Die bleibenden Glocken, namentlich Klinghes große Marienglocke von 1436, die Probeglocke des Paul Vos I und die Sonntagsglocke von 1718 sowie die Stundenglocke Hinrichs von Kampen vom Jahre 1516 und die beiden mittelalterlichen Schellen, gehören nach der Entscheidung unseres verdienstvollen Provinzialkonservators in die Abteilung von solchen Glocken, welche aus künstlerischen und historischen Rücksichten unbedingt erhalten werden müssen. Als letzter Glockenchoral ertönte gestern Mittag das Lied ‚In allen meinen Taten, lass ich den Höchsten raten, der alles kann und hat‘. So wollen wir denn all unser Können und Tun für die große und gerechte Sache unseres geliebten Vaterlandes und namentlich unserer schönen teuren Heimat einsetzen, bis kein Feind mehr wagt, das deutsche Reich anzugreifen ...“

187 „Anordnung zur Durchführung des Vierjahresplanes über die Erfassung von Nichtedelmetallen“, von Göring als Beauftragten für den Vierjahresplan erlassen (Reichsgesetzblatt I, 1940, S. 510), Abschrift im Stadtarchiv Rep. 00 a Nr. 15. – Zu den Glockenablieferungen im 2. Weltkrieg: Das Schicksal der Deutschen Kirchenglocken, Denkschrift über den Glockenverlust im Kriege und die Heimkehr der geretteten Kirchenglocken, herausgegeben vom Ausschuss für die Rückführung der Glocken, Hannover 1952; E. Sauer mann, Die deutsche Glocke und ihr Schicksal im Krieg, in: Aus der Arbeit des Deutschen Glockenarchivs, Sonderdruck aus der Zeitschrift: Deutsche Kunst und Denkmalspflege 1952, Heft 1, S. 4–21.

erfüllt wurde.¹⁸⁸ Das sollte auch Lüneburg erfahren. Denn war das Michaelisgeläut mit Unterstützung vieler Voten aus der Stadt¹⁸⁹ vom Landeskirchenamt auch unter die D-Glocken eingestuft worden,¹⁹⁰ so wurde die Entscheidung im Frühjahr 1942 von der „Reichsstelle“ korrigiert.¹⁹¹ Alle „Wrede“-Glocken von 1926–1939 fielen auch unter die Ablieferungspflicht.

Zwar wurde die Durchführung dieser Maßnahme erst einmal verschoben. Nach dem Sieg an der Westfront 1940 war der Bevölkerung die Glockenbeschlagnahme nicht einsichtig zu machen. Auch zeigte sich, dass jeder Kirchengemeinde wenigstens eine Glocke zugestanden werden musste. Aber solche Bronzeglocke durfte höchstens 25 kg schwer sein und einer Kirchengemeinde auch nur belassen werden, wenn keine Stahlglocke vorhanden war.¹⁹²

Mit dem Russlandfeldzug 1941 endete die Schonfrist. Zum Jahreswechsel 1942 erhielten die Kirchengemeinden Nachricht von der demnächst bevorstehenden Glockenabnahme.¹⁹³ Im Mai 1942 wurde sie in Lüneburg durchgeführt. Zuvor hatte eine Hamburger Schallplattenfirma noch Aufnahmen von den Geläuten gemacht, die aber sehr schlecht geraten sind.¹⁹⁴ Nachdrücklich hatte das Landeskirchenamt die Kirchengemeinden angehalten, bei der Abnahme auf die Kennzeichnung der Glocken zu achten und Inschriften, Abbildungen und Verzierungen zu dokumentieren. Auch empfahl es statt der vom Reichsminister für kirchliche Angelegenheiten verbotenen Glockenabnahmefeiern, im Sonntagsgottesdienst direkt vor der Abnahme darauf einzugehen, und bestimmte dafür folgende liturgische Form: Am Schluss der Abkündigungen solle der Gemeinde mitgeteilt werden, dass und welche Glocken nach

188 Der ehemalige Landeskonservator für die Provinz Schlesien Grundmann beschrieb 1952 in seiner Aussage vor der Wiedergutmachungskammer des Landgerichts Hamburg die Vorgehensweise so: „Die ganze Aktion wurde außerordentlich übereilt durchgeführt und die Bestimmungen waren so scharf, dass eine nur ganz begrenzte Auswahl von D-Glocken getroffen werden konnte. Im wesentlichen vollzog sich die Klassifizierung so, dass zuerst einmal alle Glocken von 1850 bis 1939 eigentlich automatisch unter A klassifiziert wurden. Die Glocken des 16., 17. und 18. Jahrhunderts wurden größtenteils unter B, die mittelalterlichen Glocken unter C klassifiziert. Die unter D klassifizierten Glocken enthielten von allen Typen und unter Berücksichtigung der Glockengießernamen sowie besonderer künstlerischer oder klanglicher Qualitäten nur einen ganz geringen Bruchteil. Hierbei mussten auf Grund mehrerer Anrufe aus Berlin immer wieder noch weitere Glocken, die unter D eingestuft waren, freigegeben werden, um das nach Gewicht bezeichnete Abgabesoll für die ganze Provinz zu erreichen.“ (Landeskirchliches Archiv Hannover B 1 A Nr. 556).

189 Neben der Kirchengemeinde setzten sich auch der Sohn Heinrich Wredes, Museumsdirektor Reinecke und sogar Bürgermeister Mohrmann, der zweite Mann im Rathaus, für das Glockenspiel ein: Es sei einzigartig und habe einen „unersetzlichen Wert, da wohl so leicht niemand gefunden wird, der in der Lage ist, ein derartig abgestimmtes Glockenspiel wieder zu schaffen“ (Lüneburg Ephoralarchiv St. Michaelis AZ 51301).

190 Schreiben des Landeskirchenamtes an den KV St. Michaelis (Ephoralarchiv wie Anm. 189).

191 Schreiben des LKA vom 15. März 1942 an den Oberbürgermeister (Ephoralarchiv wie Anm. 189).

192 Mitteilung des Reichsstandes des Deutschen Handwerks vom 15. Mai 1940, mit Verfügung vom 1. Juni 1940 vom Landeskirchenamt den Kirchengemeinden zugeleitet.

193 Schreiben des Landeskirchenamtes an alle Kirchenvorstände vom 27. Dezember 1941 (Landeskirchliches Archiv Hannover B 1 A Nr. 557).

194 Die Platten vom Johannis- und vom Nicolai geläut befinden sich im Ephoralarchiv Lüneburg.

staatlicher Anordnung abgeliefert werden müssten, und im Anschluss die „Kundgebung“ verlesen werden, die der Landesbischofs dafür erlassen hatte. Danach sollten die abzuliefernden Glocken zunächst einzeln und dann im ganzen Geläut noch ein letztes Mal erklingen und am Schluss des Geläuts die Gemeinde unter Orgelbegleitung einstimmen in das Luther-Lied: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort“.¹⁹⁵ Ein Lied, das den Ernst der Stunde klar machen sollte, aber es war nur ein Bekenntnis kircheninterner Art. In der Zeitung war davon nichts zu lesen. Die Öffentlichkeit sollte möglichst wenig davon erfahren.

Nach der Abnahme der Glocken sah es leer aus in den großen Glockenstühlen. In dem von St. Johannis befanden sich nur noch die große Apostelglocke und die beiden Schellen und im Michaelisturm die schon im 1. Weltkrieg belassenen drei Glocken: die beiden großen Glocken Gerhard van Wous und die Burgglocke. Es waren wirklich Glocken von außerordentlichem klanglichen und kunsthistorischen Wert, die in der Blütezeit Lüneburgs von den Meistern mit den großen Namen gegossen waren, und dazu die Burgglocke von 1200, die noch mehr als ein Jahrhundert älter war als die großen Kirchen der Stadt. Die ausgebauten Glocken dagegen wurden in die Glockenlager nach Hamburg geschafft.

Die Abnahme der *Nicolaiglocken* hat sich besonders gestaltet. Es war wie im 1. Weltkrieg: Zunächst verschont, traf es die Nicolaikirche später umso härter, und nur wenige Lüneburger wussten davon. Auch nicht der nach dem Krieg eingesetzte neue Oberbürgermeister Bockelmann, der sich schon im Herbst 1945 an die Hamburger Glockenlager wandte und um die baldige Rückführung der Glocken bat. Die Lagerung der abgelieferten drei Johannis- und sechs Michaelisglocken konnte ihm bestätigt werden, die ebenfalls erfragten drei Nicolaiglocken wurden dagegen nicht gefunden.¹⁹⁶

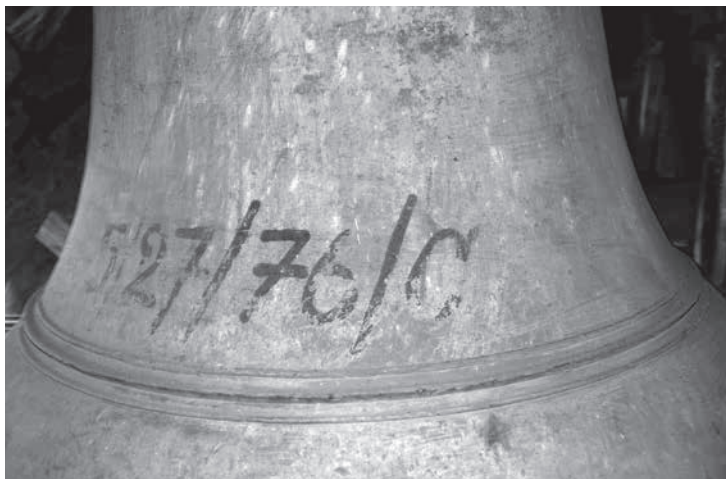
Die Erklärung dafür gibt, was der Lüneburger Kaufmann Hans Schnabel (1936–2010) aus seiner Kindheit in unmittelbarer Nachbarschaft der Kirche berichtete: Die Glocken wurden im Mai 1944 im Turm zertrümmert und die schweren Teile heruntergeworfen. Drei Glocken müssen bei dieser Aktion zerstört worden sein. Nur die „Marienglocke“ Gerhard van Wous von 1491 und die Uhrschlagglocken, die Katharinen- und die Franziskusschelle, blieben im Turm.

Dass die Nicolaiglocken schon im Turm zerschlagen wurden, dürfte in folgendem Umstand seine Ursache haben: Anders als in den Türmen von St. Johannis und St. Michaelis konnten die Glocken nicht senkrecht in die Turmhalle heruntergelassen werden, sondern mussten wegen der dazwischen befindlichen Orgel einen Winkel nehmen. Dazu aber fehlten im Krieg die notwendigen Geräte und Arbeitskräfte. Also

195 Schreiben des LKA an die Kirchenvorstände vom 27. 12. 1941 (wie Anm. 194).

196 Schreiben des Oberbürgermeisters vom 6. 12. 1945; Antwortschreiben vom 21. 12. 1945 (Beide und weitere Schreiben in dieser Angelegenheit: Lüneburg Stadtarchiv V A 1 2331/1). – Bockelmann war als Patronatsvertreter gerade einen Monat zuvor selbst Mitglied des Kirchenvorstandes geworden (vgl. Eintrag zur Sitzung am 8. 11. 1945 im Protokollbuch des Allg. Kirchenvorstandes [Ephoralarchiv Allg. K.V. H.S.5]).

verzichtete man im Mai 1942 auf den Ausbau der Glocken, um ihn 1944 ohne Rücksicht vorzunehmen. Nach den Richtlinien, die zum Ausbau erlassen waren, war die Zertrümmerung der Glocken in den Glockenstühlen erlaubt. Zwar sollten sie grundsätzlich „unzerlegt“ abgenommen werden; wo dies aber unverhältnismäßig schwierig



Kennzeichnung auf der Probeglocke von St. Johannis zur Ablieferung 1942: 5 stand für die Provinz Hannover, 27 für die Kreishandwerkskammer Lüneburg, die die Glockenabnahme vorzunehmen hatte, 76 war die Zahl der Probeglocke, C bedeutete, dass sie zur Kategorie der nur zuletzt einzuschmelzenden Glocken gehörte. (Foto Boldt)

oder teuer war, konnte bei A- und B- Glocken die Leitstelle beim Kreishandwerksmeister, bei C-Glocken die Reichsstelle für Metalle auch anders entscheiden. Unabhängig davon hatte das Landeskirchenamt dringend um unmittelbare Benachrichtigung, notfalls auch fernmündlich, gebeten, um sich einschalten zu können, wenn eine Glocke noch im Turm zerschlagen werden sollte.¹⁹⁷ Wie weit das aber unter den Bedingungen des Jahres 1944 noch möglich war und Beachtung fand, muss dahingestellt bleiben.

Parallel mit der Beschlagnahme der Kirchenglocken vollzog sich die der *städtischen* Glocken. Ihre Einstufung wurde durch den Provinzialkonservator vorgenommen. Sein Schreiben an die Stadt vom 15. Mai 1940 zählt fünf Glocken auf: die Ziegner-Stundenglocke von 1712 und die Viertelglocke von Bertolt von Rit (beide im Heiliggeistturm), die alte Kaufhausglocke (um 1400) und die beiden Uhrschlagglocken im Rathaus, die große und die kleine Marktglocke. Allein diese beiden hatte er für die Kategorie D vorgesehen. Museumsdirektor Reinecke, von Bürgermeister Mohrmann um eine Stellungnahme gebeten, hielt auch die beiden anderen aus dem 14./15. Jahrhundert für dringend erhaltenswert. Sein Schreiben zählte noch zwei weitere Glocken auf: die alte Gralglocke von Christian Ziegner (1718), die nach der Einrichtung des Zentralfriedhofs auf dessen Friedhofskapelle geschafft war, und die im Museum befindliche ehemalige Gertrudenglocke von Paul Voß (1601).

¹⁹⁷ Landeskirchenamt an die Kirchengvorstände vom 9. Mai 1940 (Landeskirchliches Archiv Hannover 1 A Nr. 551).

Hans Jürgen Schnabel (1936–2010) erinnerte sich im Jahre 2009 noch an die Zerstümmerung der Nicolaiglocken:

Es war im Mai 1944. Ein schöner warmer Mai-Tag. Ich weiß das noch so genau, weil ich krank mit Mumms und Fieber im Bett lag, und zwar direkt zum Kirchplatz raus in der 1. Etage. Die aufgehende Sonne hatte lange in mein Zimmer geschienen und ich schwitzte.

Es gab ja keine privaten Autos mehr, die waren alle zum Kriegsdienst eingezogen worden, d. h. dem Besitzer weggenommen. Es war still auf dem Kirchplatz. Bis es dann plötzlich sehr hektisch wurde, viel Stimmgewirr, Motorgeräusche. Wir hatten Doppelfenster, dadurch konnte und wollte ich nicht verstehen, um was es ging. Bis zu dem Zeitpunkt, wo ein lautes Krachen und eine leichte Erschütterung im Haus die Stille beendete. Ich raus aus dem Bett ans Fenster. Da ging es schon Schlag auf Schlag: von der 2. Galerie-Südseite wurden zersägte Glockengroßteile auf den Kirchplatz geworfen. Der Lärm – Metall auf Metall – wurde immer unerträglicher und der Krater im Boden immer größer. Bis er die Ausmaße eines Bombentrichters hatte. Inzwischen hatte mich meine Mutter ins Wohnzimmer auf die andere Hausseite aufs Sofa verfrachtet, weil das Inferno, keine 30 m entfernt, wo ich lag, nicht mehr auszuhalten war. Da unser Haus, wie die Kirche auch, auf gewachsenem Boden gebaut war, also ohne Fundament, übertrugen sich die Erschütterungen bei den Einschlägen vehement. Irgendwann, nach einer nicht enden wollenden Zeitspanne, gegen Abend, verstummte der Lärm genau so plötzlich, wie er gekommen war. 4 meiner Glocken lagen zerstört unten im Dreck, und ich verspürte eine unbändige Wut und Hass. Der Bombenkrater, sprich Glockenkrater, wurde schnellst möglich mit Schutt und Boden aufgefüllt. Die Spuren dieser Freveltat waren schnell verwischt.¹⁹⁸

Auch für diese Glocken ruhte nach dem Sieg im Westen zunächst die Abgabepflicht. Die Einstufung der beiden Rathausglocken kann aber nicht endgültig gewesen sein; denn mit Schreiben vom 14. Februar 1942 mahnte der Provinzialkonservator die Stadt, für ihre große Marktglocke einen Antrag auf Befreiung von der Ablieferungspflicht zu stellen: die andere Rathausglocke ließ er unerwähnt. Reinecke kämpfte dagegen für beide Glocken. Der Landeskonservator hielt es aber nicht für möglich, auch die kleine Rathausglocke zu retten, ohne zugleich die große zu gefährden. Er kam dazu sogar zu einer Besprechung nach Lüneburg. Diese hatte das Ergebnis: Die kleinere Glocke solle abgeliefert werden mit dem besonderen Vermerk: „Bis zu besonderer Weisung von der Verhüttung abzusehen“. Zur Ablieferung ist es aber – wohl dank hinhaltender Taktik – nicht gekommen. Denn bis 1956 blieb sie im Turm

¹⁹⁸ Schnabels Erinnerungen sind hinterlegt in der Glockenakte AZ 51301 im Archiv der St. Nicolai-gemeinde. – Anders als er sich erinnert, können es nur drei Glocken gewesen sein, die damals zerschlagen worden sind. Das ergibt sich auch aus der Anfrage des Oberbürgermeisters bei der Verwaltung der Hamburger Glockenlager.

des Rathauses und hängt heute im Dachreiter der Kapelle des Waldfriedhofs.

Über das Schicksal der anderen städtischen Glocken informiert eine Notiz vom 18. Dezember 1942: Die Kaufhausglocke sei ausgebaut, die Glocke im Zentralfriedhof bereits im 1. Weltkrieg ausgebaut¹⁹⁹ und die Heiliggeistglocken nicht ausgebaut. Diese blieben also unbehelligt und läuten dort noch heute. Schriftwechsel und Vermerke machen deutlich, wie auch die städtischen Stellen für ihre Glocken kämpften.²⁰⁰ Sie konnten es vermutlich umso wirksamer tun, als sie nicht wie die Kirchen den Vorwurf mangelnder Staatstreue fürchten mussten. So setzte sich der Lüneburger Bürgermeister auch für die Glocken der Kirche der städtischen Stiftung des *Nikolaihofes* in Bardowick ein, die vom Landeskirchenamt schon anders eingestuft waren.²⁰¹ Aber nur die jetzt im Museum befindliche Betglocke von 1468 blieb erhalten; die Stundenglocke von Lorenz Öhmann (1728) und die Viertelglocke von Hans Voß (1671) sind abgeliefert worden.²⁰² Das waren aber Glocken im kirchlichen Gebrauch. Von den städtischen Glocken im engeren Sinn scheint nur die unbedeutende Kaufhausglocke abgeliefert worden zu sein. Was mit der Gertrudenglocke geschah, ist den Akten nicht zu entnehmen.



Sonntagsglocke St. Johannis nach der Rückkehr vom Glockenlager in der Turmhalle der Kirche (Archivfoto Boldt)

199 Bei der Glocke des Zentralfriedhofes handelt es sich um die 1708 für das Graalstift von J. C. Ziegner gegossene Glocke. 1883 soll sie zu dessen neu errichteter Kapelle gebracht worden sein. Wrede (Stadt [wie Anm. 1], S. 55) schreibt dazu: „Bald nach Eröffnung des neuen Krankenhauses wurde das Läuten wieder abgeschafft, weil man fürchtete, dass der wenig tröstliche Klang dieser Glocke die nahen Kranken zu sehr an den Tod erinnern würde.“ Die Glocke scheint daraufhin so gründlich in Vergessenheit geraten zu sein, dass man erst im 2. Weltkrieg aktenkundig feststellte, dass die Glocke schon im 1. Weltkrieg abgeliefert worden war (vgl. Rathausinternes Schreiben der Hospitalverwaltung vom 16.11.1942 – Lüneburg Stadtarchiv Rep. 00 A Nr. 15).

200 Sämtliche Unterlagen zu diesem Absatz: Lüneburg Stadtarchiv Rep. 00 A Nr. 15 „Abgabe von Metall, Spinnstoff, Glocken pp. in der städtischen Verwaltung. – Zu den Glocken: Wrede, Stadt (wie Anm. 1), S. 51–56.

201 Lüneburg Stadtarchiv A 948; „Die Glocken des Nikolaihofes“.

202 Zu diesen beiden Glocken: Wrede, Landkreis (wie Anm.1), S. 23–29.

Die Rückführung der vor dem Einschmelzen bewahrten Johannis- und Michaelisglocken nach dem Krieg ließ lange auf sich warten. Auch weiteres Drängen des Oberbürgermeisters konnte daran nichts ändern. Zuvor hatte sich schon das Landeskirchenamt an die Militärregierung gewandt und um Rückführung der Glocken gebeten – etwa 80% der Glocken seien ausgebaut²⁰³ – und eine grundsätzliche Zusage erhalten, die es an die Pfarrämter weitergab.²⁰⁴ Aber die Engländer hatten auch verfügt, dass erst die geraubten Glocken aus den im Krieg besetzten Gebieten zurückgeführt werden müssten, ehe deutsche Glocken zur Auslieferung kamen. Das dauerte bei den damaligen Transportschwierigkeiten zwei Jahre. Erst im April 1947 wurden die deutschen Glocken zur Rückführung freigegeben, und am 1. August 1947 konnte die Landeszeitung die Rückkehr der Johannisglocken melden. Allerdings waren sie auch zu Weihnachten noch nicht läutebereit. Es fehlten die Klöppel, und Ersatz war so schnell nicht zu beschaffen. Es dauerte noch ein ganzes Jahr, bis am 4. August 1948 alle Johannisglocken wieder läuteten; und zum Reformationsfest 1948 waren auch die Michaelisglocken „aus dem Krieg zurück“. Dass dazu drei Transporte notwendig waren²⁰⁵, zeigt an, wie verstreut die Glocken in Hamburg gelagert waren. Den ersten mit den meisten Glocken besorgte eine Hamburger Speditionsfirma, den dritten mit der zuletzt aufgefundenen Lutherglocke die Lüneburger Firma Wittig.²⁰⁶ Wie das Landeskirchenamt auf Anfrage einer Gemeinde mitteilte, galt die Regel: „Von den Glocken auf den Hütten ist die Gruppe A restlos und die Gruppe B zum größten Teil eingeschmolzen. Die Gruppe C wird im wesentlichen erhalten sein.“²⁰⁷ Nach Berechnungen nach dem Krieg sind im Durchschnitt 77% der deutschen Kirchenglocken im 2. Weltkrieg vernichtet worden.²⁰⁸ Rund 90.000 Glocken wurden aus den Kirchtürmen geschafft; etwa 14.000 lagerten zu Kriegsende noch auf den Hamburger Glockenlagern und warteten auf ihre Rückführung.

Wohl durch sein entschlossenes Eingreifen gleich nach Kriegsende hatte der für die Glocken zuständige Oberlandeskirchenrat Christian Mahrenholz aus dem Landeskirchenamt Hannover erreicht, dass er von der Britischen Militärregierung mit der Rückführung der Glocken beauftragt wurde. Ihm lag daran, dass „die ganze Aktion in geordneter Form durch die zuständigen Kirchenbehörden erfolgt“. Ein heilloses Durcheinander mit der Gefahr weiterer Glockenbeschädigungen, das eintreten könnte, wenn die Kirchengemeinden sich einzeln an die Glockenlager wandten und ihre Glocken abholten, wollte er unbedingt vermeiden. Dazu hatte er im Landeskirchenamt gleich nach Kriegsende eine „Glockenerfassungsstelle“ eingerichtet, deren Hilfe er dem von den Engländern eingesetzten Treuhänder der

203 Schreiben vom 22. 5. 1945 (Landeskirchliches Archiv Hannover B I A Nr. 551).

204 LKA an die Pfarrämter vom 8. 6. 1945 (wie Anm. 204).

205 Mit Datum vom 29. 7. 1947, 8. 4. 1948 und 20. 11. 1948 (Evang. Zentralarchiv Berlin AZ 52/224).

206 Zu den einzelnen Vorgängen: Lüneburg, Registratur der St. Michaelisgemeinde, AZ 51301.

207 Schreiben vom 8. 6. 1945 (Registratur der Kirchengemeinde Bardowick AZ 51301).

208 Denkschrift (wie Anm. 188), S. 7f.

in Hamburg gelagerten Glocken anbot.²⁰⁹ Daraus entstand 1947 der „Ausschuss für die Rückführung der Glocken“, der im Auftrag aller deutschen evangelischen Landeskirchen und der katholischen Bistümer die Aufgabe der Rückführung der Glocken wahrnahm. Ein besonderes Problem bildeten dabei die Glocken aus dem ehemaligen deutschen Osten, die – so weit war der Ost-West-Gegensatz schon gediehen – auch nach dem Willen der Engländer nicht mehr ihren ehemaligen Heimatorten zugestellt werden sollten, sondern in der Bundesrepublik als „Leihgaben“ an Gemeinden verteilt wurden, die durch die Glockenverluste besonders betroffen waren.

Übersicht über die heutigen Glocken im Turm von St. Nicolai

Läuteglocken:

	Ton	Höhe	Durchmesser	Gewicht	Gießer/Jahr
Marienglocke	a°	1250 mm	1890 mm	4500 kg	Gerhard v. Wou 1491
Schifferglocke	c'	1750 mm	1563 mm	2557 kg	Hanns-Martin Rincker 2009
Vertriebenen-glocke	e'	1210 mm	1210 mm	1040 kg	David Dornmann 1674

Uhrschlagglocken:

Katharinen-schelle	cis"	662 mm	830 mm	390 kg	Gherd Klinghe 1445
Franziskus-schelle	dis"	652 mm	730 mm	300 kg	Hinrick v. Kampen 1516

So erhielt auch die Lüneburger Nicolaikirche als besonders Geschädigte eine solche „Patenglocke“ aus dem ostpreußischen Fischhausen vom Hamburger Glockenlager.²¹⁰ In Lüneburg erhielt sie den Namen *Vertriebenen-Glocke*. Das war ganz im Sinne solcher Patenglocken. Oft waren sie „das einzige Stück Heimat“, das den Vertriebenengemeinden geblieben war.²¹¹ Damit waren der Nicolaigemeinde aber längst nicht die Glockenverluste im Krieg ersetzt. Der Wunsch nach wenigstens einer dritten Läuteglocke blieb in ihr wach, den sie sich mit dem Guss der *Schifferglocke* nach

209 Schreiben an den von den Engländern eingesetzten Treuhänder Direktor Schneemann der Hamburger Zinnwerke vom 7. 12. 1945 (Landeskirchliches Archiv Hannover B 1 A Nr. 551).

210 Die Initiative ging von Pastor Kügler aus. Am 2. 5. 1951 hatte er sich an den Ausschuss für die Rückführung der Glocken gewandt. Verladen wurde die Glocke in Hamburg am 20. 12. 1951 (Evang. Zentralarchiv Berlin AZ 52/50).

211 Denkschrift (wie Anm. 188), S. 25.



Zentrales Glockenlager in Hamburg. Das Foto zeigt, wie Glocken teilweise aufeinander gestapelt wurden, was leicht zu Beschädigungen führen konnte, auf die auch manche späteren Risse in den abtransportierten Glocken zurückzuführen sind. (Foto: Glockenarchiv, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg)

langjährigen Anstrengungen im Herbst 2009 erfüllte, womit die Lüneburger wieder neu an das Schicksal ihrer Glocken im Krieg erinnert wurden.

Wie aber ist die Glockenabnahme zu deuten? Anders als im 1. Weltkrieg und im Unterschied zu manchen beschwichtigenden und die Glockenabnahme rechtfertigenden Erklärungen von Seiten der Kirchenregierungen²¹² wurde sie im 2. Weltkrieg

212 Dazu zählt auch die „Kundgebung“ von Landesbischof Marahrens im Kirchlichen Amtsblatt für die ev.-luth. Landeskirche Hannovers vom 2. Januar 1942, die in den Kirchengemeinden jeweils am Sonntag vor der Glockenabnahme der Gemeinde verlesen werden sollte und die sich in rückblickend unerträglicher Weise mit den Kriegszielen identifizierte, wenn es im zweiten Absatz hieß: „Die Kirchengemeinden bringen mit der Hingabe der Glocken ein großes Opfer, denn unsere Glocken haben bisher unser öffentliches und häusliches Leben mit ihrer ehernen Stimme begleitet. Vor allem haben sie uns unermüdlich Sonntag für Sonntag zum Gottesdienst gerufen und die großen Feste unseres Volkes eingeläutet. Aber um des Schutzes der Heimat und um eines größeren Deutschlands willen ist kein Opfer zu groß. In einer Zeit, in der die Besten für uns ihr Leben opfern, können und werden wir auch mit dem uns anvertrauten Kirchengut nicht zurückstehen. Wir wollen dieses Opfer mit freudigem Herzen bringen. So nehmen wir Abschied von den Glocken, die eingeschmolzen werden sollen. Wir hoffen auf den Tag, da sie nach der siegreichen Beendigung des Krieges uns in alter Schönheit erstehen und die alte Botschaft des Glaubens wieder ins Land tragen werden.“


R. (81) 7,1

St. Johannis
Lüneburg

5127176

Kreis: Lüneburg
Provinz: Niedersachsen

Dm.: 134 cm
Höhe: 172 cm
Höhe der Bügel: 33 cm
Gewicht: 1425 kg.
Material: Bronze
Name:
Zeit: 1654
Gießer: Paul Vos
Gießort: -
Klang:
Verwendung des Geläutes:
Ort der Aufhängung:
Art der Aufhängung:
Läuteweise:
Verzierung und Inschrift: In der Haube 3 Glege. In der Schulter Rundbogenfries mit stilisierten Kreuzblumen, darunter runische Glegenweiselige Inschrift: S.D.G. GYANDD HEVS VESTLTS CLANGOR PENETRAVERIT AYRES. FYNDITE TVNC SYMBO VOTA PRECESQUE DED + DIE PROBE KLOCK HERD ICH GE = NANT / KEGEN HEINES KLANGES KOL BEKANDT. PAWL VOS EIN HEISTER. IVNCK



2381

Nummer der Glocke: 5127176
Abformung: Bewertung: 8

1/1973

VND GYDT. IHM HERBST MICH GOS. MIDT FRISCHEM MVDT. ANVO CHRISTI 1654.
Darunter Fries aus hölzernen Stängeln mit Eitelchen. Sollayning 3, Volm 3 Glege.
6 bliglige Krone mit Kopfmacken und Fruchtgehänge.

Beispiel für eine Karteikarte (Vor- und obere Hälfte der Rückseite) aus der Glockenkartei der Hamburger Glockenlager: die Probeglocke von St. Johannis. Auch die Sonntagsglocke und die Viertelstundenschlagglocke von St. Johannis sind auf solchen Karteikarten erfasst. Die Glockenlager in Hamburg ermöglichten neben Klanguntersuchungen auch eine kunsthistorische Dokumentation, mit deren Leitung der damalige Landeskonservator von Schleswig Holstein Ernst Sauermann beauftragt wurde. Die gelagerten B- und C-Glocken wurden dazu fotografiert, beschrieben und mit ihren Inschriften auf Karteikarten festgehalten. Auf diese Weise entstand ein Glockenarchiv mit ca. 14 000 Karteikarten. Das zunächst von der „Arbeitsgemeinschaft für die Rückführung der Glocken“ verwaltete Archiv gelangte über das Altonaer Museum schließlich ins Germanische Nationalmuseum in Nürnberg. Nach dessen Auskunft sind weitere Karteikarten für Lüneburger Kirchenglocken dort nicht vorhanden. (Foto: Germanisches Nationalmuseum Nürnberg)

weniger als Opfer für das Vaterland denn als gegen die Kirchen gerichtete Maßnahme verstanden. Die Kirchen sollte ihrer Stimme beraubt werden. Für diese Einschätzung sprach neben der unglaublichen Eile im Druck auf die Kirchenbehörden auch der Umstand, dass weit über den Bedarf hinaus beschlagnahmt und auf kirchliche Interessen kaum Rücksicht genommen wurde.²¹³ Gleichwohl kamen Hamburger Gerichte im Prozess um den Glockenschrott 1952 zu dem Ergebnis, dass „höchstens nebenher“ kirchenfeindliche Beweggründe mitgespielt haben und der Anordnung Görings ihr auch erklärter Hauptzweck, die Schaffung einer Rüstungsreserve, nicht abgesprochen werden dürfe.²¹⁴

Zusammenfassend ist festzustellen: Verglichen mit anderen Städten ist Lüneburg, was den Verlust seiner Kirchenglocken betrifft, relativ gut davon gekommen. Das liegt am Reichtum des alten Lüneburg, das es sich leisten konnte, seine Glocken von den herausragenden Meistern Gherd Klinghe, Gerhard van Wou und Hinrick von Kampen gießen zu lassen. Ihre Namen bürgten auch 500 Jahre später noch für den außerordentlichen Denkmalwert mit dem Ergebnis, dass nur ihre Glocken und die außer Konkurrenz stehenden Glocken aus der Zeit um 1200 nicht abgeliefert werden mussten. Die anderen wurden abtransportiert, mag ihr Klang auch noch so gut gewesen sein. Verloren sind dabei – mit Ausnahme der zurückgekehrten Probeglocke und der Sonntagsglocke in St. Johannis – alle großen Glocken der Glockengießfamilie Voß und Johann Christian Ziegners, also die Glocken des Lüneburger Glockengusses des 17. und 18. Jahrhunderts. St. Johannis und St. Michaelis haben mit der Rückführung ihrer Glocken Glück gehabt; St. Nicolai hat es schwer getroffen.

5.4. Das wiedererstellte Michaelisglockenspiel

Vollständig kehrten also auch die Glocken aus dem Hamburger Glockenlager zurück, die Hermann Wrede zwischen den Weltkriegen für die Michaeliskirche beschafft hatte. Ihr Glockenspiel wiederherzustellen, war ihm zur Lebensaufgabe geworden. Genau so, wie Gerhard van Wou es einst geschaffen hatte, indem er zu den drei schon vorgefundenen vier neue im Ton genau abgestimmte Glocken goss, so sollte es wiedererstehen: Zu den drei Glocken, die Bülow übrig gelassen hatte, sollten ebenso abgestimmt so viele neue hinzukommen, dass wie in alter Zeit wieder Choräle gespielt werden konnten. Allerdings mit dem Unterschied, dass Wrede die tiefere von den beiden erhaltenen Wou-Glocken, die in dessen Glockenspiel Quartglocke war, jetzt zur Prime (*Ton e'*) machte und die andere zur Terzglocke (*gis'*) und dass dadurch das Glockenspiel in der Tonlage insgesamt eine Quart höher wurde. Der Grund dafür wird vor allem ein ideeller gewesen sein: In einem Glockenspiel in der Tradition

213 Diese Sicht vertrat vor allem Mahrenholz, aber auch Kramer (wie Anm. 3, S. 119ff.) macht sie sich zu eigen. Hierzu ausführlicher vom Verfasser: Die Beschlagnahme der Glocken im I. und II. Weltkrieg am Beispiel der Lüneburger Glocken, in: Jahrbuch für Niedersächsische Kirchengeschichte Band 109 Hannover 2011, S. 137–158.

214 Akten zu diesem sich über mehrere Instanzen hinziehenden Prozess: Landeskirchliches Archiv Hannover AZ 4445.

Gerhard van Wous konnten dessen Glocken nicht zwei unter vielen sein; sie mussten die tonangebenenden sein. Und dass damit geringere Kosten bei der Anschaffung der neuen Glocken verbunden waren, wird Wrede dankbar angenommen haben. Die neuen Glocken waren ja erheblich kleiner als ihre von Bülow verkauften Vorgängerinnen.²¹⁵



Transport der Michaelsglocke am 1. Juli 1926 durch die Straßen Lüneburgs (Foto: Ephoralarchiv)

Die erste der neuen Glocken mit der Sekunde *fis'* war die neue *Michaelsglocke*, die 1926 von der Gießerei Gebr. Edelbrock in Gescher/Westfalen gegossen wurde. Ihr folgten im 2-jährigen Abstand die *Heilandsglocke* mit der Quinte *b'* (1928), die *Schöpfungsglocke* mit der Quarte *a'* (1930), die *Lutherglocke* mit der Sexte *cis* (1932) und die *Evangelistenglocke* mit der Septime *d* (1934/35). Damit war das Glockenspiel fast vollständig. Allerdings hatte sich Wrede für die große Septime (*dis*) noch mit der Viertelschlagglocke in der Turmspitze behelfen müssen, deren Glockenhammer durch einen umständlichen Seilzug mit dem Glockenspiel verbunden wurde. Ihr harter Anschlag passte nicht zu den übrigen Glocken, so dass Wrede hier den Wunsch nach noch einer neuen Glocke hatte, den ihm aber erst nach seinem Tode (1936) seine Freunde mit der *Hermann-Wrede-Gedächtnis-Glocke* (1939) erfüllten. Die neuen Glocken ab 1928 wurden in der Gießerei Gebr. Bachert in Karlsruhe gegossen. Wrede lieferte dazu sämtliche Vorlagen: die genaue Bestimmung der Glockentöne, die Inschriften und die Vorlagen für Reliefs, Schmuck und Verzierungen, so dass die Glocken ganz seine Schöpfungen waren. Sie wurden jedes Mal nach ihrer Ankunft in Lüneburg im bekränzten Wagen unter dem Geläut der anderen Glocken durch die Stadt zur Michaeliskirche gefahren.

²¹⁵ Grundlage für die folgenden Ausführungen sind die mehrfachen handschriftlichen Aufzeichnungen Wredes zur Vervollständigung des Glockenspieles und die vielen von ihm initiierten Zeitungsnotizen, die im Ephoralarchiv in der Glockenakte St. Michaelis (St. Michaelis AZ 51301) gesammelt sind, darunter auch Wredes langer Artikel „Das Lüneburger Michaelisglockenspiel als niederdeutsches Kulturdenkmal“ in der Sonntagsbeilage „Erika“ der „Lüneburgschen Anzeigen“ vom 3. Februar 1929 (wie Anm. 84).

Wie geschickt und zielstrebig Wrede dabei vorging, belegt schon der hinterlassene Schriftwechsel, der zur neuen Michaelisglocke führte.²¹⁶ Die Klosterkammer hatte sich bereit gefunden, Ersatz für die im 1. Weltkrieg eingezogene Stundenschlagglocke zu leisten. Es sei wünschenswert, bemerkte dazu der von Wrede instruierte Kirchenvorstand, wenn die neue Stundenschlagglocke zugleich als Läuteglocke dienen könnte und in der Mitte zwischen den beiden alten Wou-Glocken aufgehängt werde. Dazu müsse sie allerdings ein Gewicht von ca. 1500 kg, einen Durchmesser von etwa 1,30 m und den Ton *fis* erhalten. Außerdem solle das Schriftbild an die gotischen Glocken angeglichen sein, eine Darstellung des Erzengels Michael und einen Hinweis auf die Vorgängerglocke enthalten: „Ersatz der im Weltkrieg geopfert, von Joh. Heinr. Arnowitz in Lübeck anno 1650 gegossenen Stundenglocke“.²¹⁷ Für eine Uhrschlagglocke reiche ein Gewicht von 300 kg, erwiderte die Klosterkammer. Sie ließ aber eine Hintertür offen: Es sei zu prüfen, ob die im Krieg abgegebene Glocke tatsächlich nur als Uhrschlagglocke im Turm gedient habe.²¹⁸ Der Kirchenvorstand antwortete umgehend: Die enteignete Glocke sei schon vorhanden gewesen, ehe es überhaupt eine Turmuhr in St. Michaelis gegeben habe. Er wünsche auch deshalb dem Gewichte nach vollen Ersatz, weil er hoffe, damit auch das seit Bülow schwache Michaelisgeläut zu verstärken.²¹⁹ Die Klosterkammer willigte ein und hatte sich schon an die Firma Radler gewandt, da setzte Wrede eine „Konkurrenzausschreibung“ mit zwei anderen von ihm benannten Gießereien durch; denn wie einst sollte auch jetzt St. Michaelis ein Meisterwerk erhalten. Wrede trug seine Idee auch in die Öffentlichkeit: Mit den alten und der neuen Michaelisglocke ließen sich schon einige Melodien spielen; erste Spenden für die demnächst anzuschaffende Quintglocke seien auch schon vorhanden.²²⁰

Der Klosterkammer passte das gar nicht. Sie verwies auf die finanzielle Belastung durch das neue Orgelprojekt der Michaeliskirche²²¹ und lehnte für weitere Glocken jede Unterstützung ab. Als sie durch die Zeitung von Wredes nächsten Glocken erfuhr, ließ sie gleich wissen, dass sie auch die Unterhaltungskosten für die Glocken nicht übernehmen werde.²²² Wrede war also ganz auf Spenden angewiesen. Er ging von Haus zu Haus und sammelte, wovon seine hinterlassenen Spendenbücher reichlich Zeugnis geben: meist waren es Beträge zwischen 1 und 3 Mark. Aber auch größere Spenden waren dabei, einmal sogar ein namhafter Betrag von Deutsch-Amerikanern aus New York, die der Glocke aus dem Jahre 1492 mit der Münze Ferdinands

216 Schriftwechsel einschließlich der im Folgenden erwähnten Schreiben: Ephoralarchiv St. Michaelis AZ 51301.

217 Schreiben des Kirchenvorstandes Abteilung St. Michaelis vom 21. 8. 1925 (wie Anm. 216).

218 Schreiben der Klosterkammer vom 5. 10. 1925 (wie Anm. 216).

219 Schreiben des Kirchenvorstandes vom 9. 10. 1925 (wie Anm. 216) – Eine Schlaguhr erhielt die Michaeliskirche erst nach dem Bau der jetzigen Turmspitze 1766 (Reuter [wie Anm. 5], S. 80).

220 Lüneburgsche Anzeigen vom 2. Juli 1926.

221 1931 wurde die Orgel der St. Michaeliskirche von Grund auf erneuert.

222 Schreiben der Klosterkammer vom 19. 1. 1933 und vom 26. März 1935 (wie Anm. 216).

von Spanien den Namen „Columbus Bell“ einbrachten.²²³ Regelmäßig spannte Wrede die Zeitungen ein. Wann immer er das Glockenspiel erklingen ließ, war es zuvor in den „Lüneburgschen Anzeigen“ zu lesen. Dass er dabei auch die Choräle angab, die er spielen wollte, macht deutlich, wie sehr er sein Glockenspiel als kirchliche Handlung verstand. Er war im Grunde seines Herzens ein frommer Mann. Welche christlichen Gedanken ihn dabei leiteten, kann man den Namen, Inschriften und Abbildungen entnehmen, die er den Glocken mitgab. Sie sind vermutlich allein seinem Kopf entsprungen.

Dabei ist jede seiner Glocken als Einzelschöpfung zu sehen. Die Namen, die er ihnen gab, waren nicht ungewöhnlich; sie zeugen aber von einer tieferen Auseinandersetzung mit der Bibel. Mit der Michaelsglocke (1926) folgte er ganz seinem Vorbild Gerhard van Wou, der mit seiner Inschrift auf der (jetzt) großen Glocke („o michael milicie celestis“) auch die Idee für das Relief auf der neuen Glocke gab: den „sehr bewegten Kampf des Erzengels Michael mit dem Satan hoch in den Lüften“.²²⁴ Darüber setzte Wrede die Inschrift der 1917 abgelieferten Stundenglocke: „Kinder, es ist die letzte Stunde!“ Ein Satz aus dem 1. Johannesbrief (2,18).

Die johanneischen Schriften des Neuen Testaments scheinen überhaupt für Wredes christliches Denken bestimmend gewesen zu sein. Das zeigen die weiteren Glocken: Für die Heilandsglocke (1928) lieferte ihm das Johannesevangelium das Motiv des „guten Hirten“, der die Seinen vor dem Untergang rettet.²²⁵ Die Evangelistenglocke (1934) trägt als Inschrift den bekannten Anfang des Johannesevangeliums von dem „Wort, das am Anfang war und durch das alles geschaffen ist“. Als Illustration dazu entwarf Wrede einen „botanischen Blüten- und Blätterfries“ mit 19 einheimischen Pflanzenarten, bei denen trotz größter Formverschiedenheit doch ein gemeinsamer Schöpfungsstil zu erkennen sei.²²⁶ Dabei mag man denken: Dieser Fries, den Wrede in mühsamer Detailarbeit selbst zeichnete, hätte doch viel besser

223 „Columbus Bell, Cast in 1492, Still Rings in Carillon Tower Of Ancient German Church“, Artikel der New Yorker Zeitschrift Deutsch-Amerika (wie Anm. 216).

224 Wrede: Michaelisglockenspiel (wie Anm. 216), S. 44.

225 „Hört jetzt die Stimme des guten Hirten, der seine Schafe weidet und die verlorenen rettet vor dem Untergange.“ Die Inschrift ist eine Kombination aus mehreren Bibelversen: Hebräer 3,7 und aus Johannes 10.

226 Vgl. dazu Wredes Artikel im Lüneburger Gemeindeblatt Nr. 17/1934 S. 136 und Nr. 7/1935, S. 7 (wie Anm. 164). Dort ist auch der Blumenfries erklärt: „Der Blumenfries oben herum ist eine Illustration zu dem zweiten Teil der Inschrift: ‚Alle Dinge sind durch Gottes Wort gemacht.‘ Es ist eine botanische Darstellung des schöpferischen Gottesgeistes, wie wir ihn überall in unserer einheimischen Flora erleben können. Reihenfolge: 1. (über dem Johannes) der Winterling, 2. die Goldsterndolde, 3. der Lerchensporn, 4. keimende Linde, 5. gelbblühender Sauerklee, 6. Kornrade, 7. wilde Malve, 8. Leberblümchenblatt, 9. Roskastanien-Einzelblüte, 10. Diptam-Einzelblüte (flammender Busch), 11. Blüte des hochrankenden gelbblühenden Tropaeolum peregrinum, 12. Blatt derselben Pflanze, 13. Feldahornblatt, 14. die Heidnelke, 15. die wilde Stiefmutter, 16. die wilde Malve, 17. keimende Linde, 18. der Roggen, 19. Blüte der Kartoffel.“ Ähnlich äußerte sich Wrede im Lüneburger Tageblatt vom 30. März 1935: „Überhaupt erleben wir in der Natur so viele raffiniert überlegt entworfene Schönheiten, dass wir geradezu erkennen, die Pflanzenformen sind nicht durch den Zufall, sondern durch einen besonders klugen schöpferischen Geist geschaffen, ganz, wie der Apostel Johannes so überschön gesagt hat.“

zur „Schöpfungsglocke“ (1930) gepasst. Aber diese trägt merkwürdigerweise ein Relief mit Maria und dem Jesuskind und dazu den Vers aus Luthers Weihnachtslied: „Das ewge Licht geht da herein, gibt der Welt einen neuen Schein“, der mit seiner Lichtmetaphorik wiederum an den Anfang des Johannesevangeliums erinnert: „Und das Licht scheint in der Finsternis“ (Johannes 1, 5).²²⁷ Wrede interpretiert diesen Vers also nicht nur im Sinne des Weihnachtsevangeliums (Maria mit dem Jesuskind), sondern auch kosmoslogisch: Wie an den Pflanzenformen zu erkennen, hat Gott in der Kreatur seine Spuren hinterlassen. Sie ist kein Zufall, sondern Schöpfung eines überlegenen Geistes. Wredes Glockeninschriften sind also nicht eindimensional, mit nur *einer* Botschaft nach außen gerichtet, sondern – wie die besten aus dem Mittelalter – in sich komplex. Sie geben damit jeder Glocke auch inhaltlich ihr eigenes Gewicht. Es fällt auf, dass Psalmverse auf seinen Glocken ganz fehlen.

Auch für die Reliefs, die Glockenzier und Schriftgestaltung orientierte er sich an Gerhard van Wou. Für die Heilandsglocke (1928) entschied er sich für den Lilienfries von der Braunschweiger Domglocke, die der Meister 1502 dort gegossen hatte, und für den Weltheiland mit der Weltkugel im Relief von derselben Glocke.²²⁸ Auch wählte er gotische Buchstaben für die Inschrift, damit sie zu den Wou-Glocken im Turm passte. Die Schöpfungsglocke (1930) ziert ein Marienrelief, das mit seinem Strahlenglanz an die Madonna Wous erinnert. Auch für den Schmuck der Evangelistenglocke (1934/35) griff er auf Wou zurück: Die Grundkante entwarf er nach zwei Lübecker Glocken von 1507 und wählte als Flachrelief die jetzt im Lüneburger Museum befindliche mittelalterliche Figur des Jüngers Johannes aus der Johanniskirche, für das der in Lüneburg bekannte Hamburger Kunstprofessor Arthur Illies (1870–1952) das Modell schuf.²²⁹ Zweimal übrigens musste die Evangelistenglocke gegossen werden. Nach dem ersten Guss (1934) stellte sich heraus, dass sie eine Moll-Terz enthielt, die nicht zum Gesamtgeläut passte. Also wurde sie eingeschmolzen und mit einer Dur-Terz ein zweites Mal gegossen.

Auch die ganz von Hand betriebene Technik des Glockenspieles hat Wrede nach der Beschreibung des alten Glockenspieles²³⁰ entwickelt: Die Klöppel der acht Glocken des Glockenspieles sind jeweils durch ein Hanfseil mit großen hölzernen Tasten verbunden, deren Griffe der Glockenspieler herunterdrückt, wenn an den hohen

227 Die Inschrift entstammt dem 4. Vers des Liedes „Gelobet seist du, Jesu Christ“ (Evang. Gesangbuch Nr. 35).

228 „Hier sieht man, wie schön die damals durch Copernikus und Columbus verbreitete Kenntnis von der Kugelgestalt der Erde sofort durch die bedeutendsten Meister in der christlichen Kunst verwertet wurde“ (Wrede, Glockenspiel, wie Anm. 216).

229 Arthur Illies: geb. 9.2.1870 in Hamburg, gest. 27.5.1952 in Lüneburg. – Bei dem Relief handelt es sich um die Johannesfigur aus der einstigen Triumphkreuzgruppe der St. Johanniskirche, die auf die Zeit um 1485 datiert wird (Führer durch die Sammlungen des Museums für das Fürstentum Lüneburg, 4. Auflage, bearbeitet von Eckhard Michael, S. 184).

230 Wrede (Stadt [wie Anm. 1], S. 50) zitiert Gebhardi: „Der welcher dieses spielt, hat einen Sattel mit Ringen und in jedem einen Strick, der um den Klöppel jeder Glocke gebunden ist, um den Leib. Diese Stricke ziehet er den Noten gemäß an.“ Anstelle des Sattels mit den Ringen konstruierte Wrede große Holz Tasten.

Festtagen Choräle von den Glocken erklingen. Dadurch wird das Seil angespannt und der Klöppel gegen die innere Glockenwand geschlagen. Für den Glockenspieler ist es eine aufwendige Arbeit; denn vor jedem Spiel müssen die acht Seile mit den schweren Klöppeln verbunden und danach schnell wieder gelöst werden, damit sie beim gleich darauf folgenden Geläut nicht stören.²³¹

Wrede war über die neuen Glocken des Lobes voll. Er pries sowohl deren künstlerische Gestaltung wie ihre Klangharmonie. Zurückhaltender äußerte sich der landeskirchliche Glockensachverständige Hardege, der 1970 ein ausführliches Gutachten zur „Glockenanlage der Michaeliskirche“ erstellte und dabei strenge Kriterien zugrunde legte.²³² Hardege empfahl klangliche Korrekturen bei einigen dieser Glocken, deren Schlagton im Verhältnis zu den Wou-Glocken zu hoch sei. Außerdem beanstandete er mehrere Klöppel bzw. deren Aufhängung. Bedenklich stimmte ihn der Stundenhammer, der jede Stunde auf die große Wou-Glocke einschlug und bei dieser dauernden Beanspruchung die Gefahr eines Glockensprunges wahrscheinlicher mache.²³³ Zur Schonung der alten Glocken schlug Hardege vor, auch die fünf Glocken von 1928–1939 mit Glockenmotoren zu versehen, damit auch mit ihnen geläutet werden könne. Ohne Glockenmotoren seien sie „totes Kapital“. Nur zu besonderen Anlässen sollten die Wou-Glocken erklingen, zum normalen Geläut aber die neuen Glocken. Und zur ältesten Glocke, der Burgglocke, stellte er fest, sie besitze einen „besonderen historischen Wert“ und ihr Klang sei „von durchaus eigenem Reiz und an diesem Ort besonders reizvoll“. Allerdings passe ihr Ton überhaupt nicht zu den anderen Glocken. Sie solle nur als einzelne Glocke geläutet werden und sei, wenn bestimmte Maßnahmen an der Aufhängung und am Klöppel durchgeführt seien, „weniger schonungsbedürftig“ als die beiden Wou-Glocken, deren Pflege er dem Kirchenvorstand besonders ans Herz legte.

Das Gutachten bewirkte eine Erneuerung des Michaelisgeläutes. Die geforderten Arbeiten an der Aufhängung und den Klöppeln wurden schon in den nächsten Jahren vorgenommen. Der weitergehenden Konsequenzen aus dem Gutachten nahm sich der Kreis vieler „Freunde der Stadt Lüneburg“ an, der sich um Propst i. R. Strasser gebildet hatte. Nachdem das „Wachtglocken“-Projekt an St. Johannis geschei-

231 Wrede brauchte dazu die Hilfe von Jugendlichen, wie er am 12. Juni 1933 an die Klosterkammer schrieb, die mehrfach versucht hatte, ihm die Mitnahme von Jugendlichen zu untersagen: „Nach der Läuteordnung folgt auf jedes Glockenspiel ein Vollgeläute. Vorher müssen recht schnell von sämtlichen Klöppeln die Schlingen des Glockenspiels entfernt werden, dazu nehme ich jedes Mal einen oder zwei Knaben mit hinauf, die mir helfen müssen. Allein könnte ich es gar nicht schnell genug schaffen. Diese Knaben betrachten diesen Dienst genauso wie ich als einen heiligen Dienst, den man ohne Bezahlung aus Idealismus verrichtet. Uns allen sind die wunderschönen Glocken ans Herz gewachsen.“ Vorangegangen war ein Schaden an der Lätemaschine der Columbusglocke, für den die Klosterkammer ein unbefugtes Hantieren der Jugendlichen als Ursache annahm. Wrede dagegen meinte, für diese Jugendlichen die Hand ins Feuer legen zu können (wie Anm. 216).

232 Gutachten vom 17. 11. 1970 (Registratur der Michaelisgemeinde AZ 51301).

233 Nachdem die alte Stundenglocke im 1. Weltkrieg abgeliefert werden musste, hatte Wrede sich damit beholfen, dass die große Wou-Glocke zusätzlich einen Anschlaghammer erhielt, mit dem die Stunden angeschlagen wurden.

tert war, wandte er sich mit seinen gesammelten Beträgen der Michaeliskirche zu. Die Wrede-Glocken wurden nachgestimmt und mit Läutemaschinen versehen, dazu noch zwei neue, in Hardegges Gutachten angeregte Glocken gestiftet: eine „*Stundenschlagglocke*“ für die „*Laterne*“ in der Spitze des Turms, wo sie neben der alten Viertelstundenschlagglocke hängt, und die nach dem Stifter des Michaelisklosters benannte „*Hermann-Billung-Glocke*“, die Oktave im Glockenspiel. Nach dem Angebot der Glockengießerei Heidelberg betrugen die Kosten 26.002,30 DM. Beide Glocken waren klein: 165 kg wog die Läuteglocke, 620 kg die Uhrschlagglocke. Im November 1975 wurden sie eingeweiht.²³⁴

Überschaut man Wredes Idee und Leistung, so wird klar: Wrede wollte das berühmte Glockenspiel des Gerhard van Wou wiederherstellen. Seine Absicht war bewusst „restaurativ“. Dabei traf er sich mit vielen Bestrebungen im Glockenhandwerk seiner Zeit. Er orientierte sich, was Klang und Gestaltung der Glocken betrifft, an seinem großen Vorbild, brachte aber ebenso seine evangelische Frömmigkeit ein. Und er wusste, dass Glocken, wenn sie gehört werden sollten, zusätzlich zu ihrem Klang die ständige Kommunikation mit denen brauchen, die sie hören. So sind seine vielen Zeitungsartikel zu erklären.

Die Glocken der Michaeliskirche samt ihren Inschriften im Überblick

Die Glocken des Glockenspiels in der Glockenstube:

1. *Die große Michaelisglocke von 1492*: Durchmesser 1,387 m, Höhe 1,11 m, 1.600 kg. (Prime: e')
 Inschrift: + o michael milicie celestis signifer in adiutorium nostrum veni princeps ac propugnator noster gherhardus de wou me fecit anno domini m cccc xcii
2. *Die neue Michaelsglocke von 1926*: Durchmesser 1,183 m, Höhe 0,93 m, 1.151 kg. (Sekunde: fis')
 Inschrift: Soli Deo Gloria Kinder es ist die letzte Stunde.
 Relief: der mit dem Satan kämpfende Michael.
3. *Die zweite Michaelisglocke von 1492*: Durchmesser 1,08 m, Höhe 80 cm, 750 kg. (Terz: gis')
 Inschrift: hoc vas oblatum tu michael suscipe gratum gherardus de wou me fecit anno domini m cccc xcii (mit Bildnis FERDINANDUS REX)
4. *Die Schöpfungsglocke von 1930*: Durchmesser 1,02 m, Höhe 85 cm, 618 kg. (Quart: a')
 Inschrift: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde – Mensch wirke schöpferisch nach Gottes Vorbilde!
 Relief: Maria mit dem Jesuskind und dem Luthervers:
 „Das ewge Licht geht da herein, gibt der Welt einen neuen Schein.“

234 Lüneburger Landeszeitung vom 26. 11. 1975.

5. **Die Heilandsglocke von 1928:** Durchmesser 86 cm, Höhe 73 cm, 397 kg.
(*Quinte: h*)
Inscription: Höret jetzt die Stimme des guten Hirten, der seine Schafe weidet und die verlorenen rettet vor dem Untergang.
Relief: Bild des Heilands mit der Weltkugel und dem Kreuz in der Hand.
6. **Die Lutherglocke von 1932:** Durchmesser 75 cm, Höhe 59 cm, 250 kg. (*Sext: cis*)
Inscription: Erhalt uns Herr bei deinem Wort.
Relief: Lutherbildnis.
7. **Die Evangelistenglocke von 1935:** Durchmesser 74 cm, Höhe 58 cm, 230 kg.
(*Septime d*)
Inscription: Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht.
Relief: Jünger Johannes; besonderer Schmuck: Blütenfries mit 17 einheimischen Pflanzen.
8. **Hermann-Wrede-Gedächtnisglocke von 1939:** Durchmesser 70 cm; Höhe 55 cm, 210 kg.
(*Septime dis*)
Inscription: Zum ehrenden Gedenken von Hermann Wrede, der in unermüdlicher, rastloser Tätigkeit der Michaeliskirche ihr Glockenspiel neu schuf. Anno Domini 1939.
9. **Hermann Billung-Glocke von 1975:** Gewicht 165 kg. (*Oktave e*)
Inscription: Gott ist unsere Zuversicht und Stärke. Psalm 46. Soli Deo Gloria
Hermann-Billung-Glocke der Michaeliskirche geschenkt von vielen Freunden der Stadt Lüneburg zum Gedächtnis an den ersten Herzog von Sachsen vor 1000 Jahren den Stifter des Michaelisklosters den Förderer christlichen Glaubens.
10. **Die Burgglocke von 1200:** Durchmesser 77 cm, Höhe 72 cm, 280 kg. (*Oktave e*)
(weder Verzierungen noch Inschrift, älteste Glocke Lüneburgs)

Die Uhrschlagglocken in der Turmlaterne:

11. **Die Stundenglocke von 1975:** Gewicht 620 kg
Meine Zeit steht in deinen Händen – Psalm 31. In Dankbarkeit gegen Gott den Herrn für gnädige Bewahrung der Stadt vor der Zerstörung im Kriege 1939 bis 1945 der Michaelisgemeinde geschenkt von vielen Freunden Lüneburgs.
12. **Die Viertelstundenglocke von 1230:** Durchmesser 64 cm, Höhe 62,5 cm, 160 kg.
Sie hängt seit 1773 in der offenen Turmlaterne. Ohne Inschrift und Verzierungen.

Die „Wrede-Glocken“ · Fotografien aus dem Nachlass Wredes

*Michaelsglocke 1926**Relief der Glocke: Kampf des Erzengels
Michael mit dem Satan in den Lüften**Heilandsglocke 1928; auf dem Relief:
Christus mit der Weltkugel**Schöpfungsglocke 1930; auf dem Relief:
Maria mit dem Kind*



Lutherglocke mit Lutherbildnis 1932



Hermann-Wrede-Gedächtnisglocke 1939

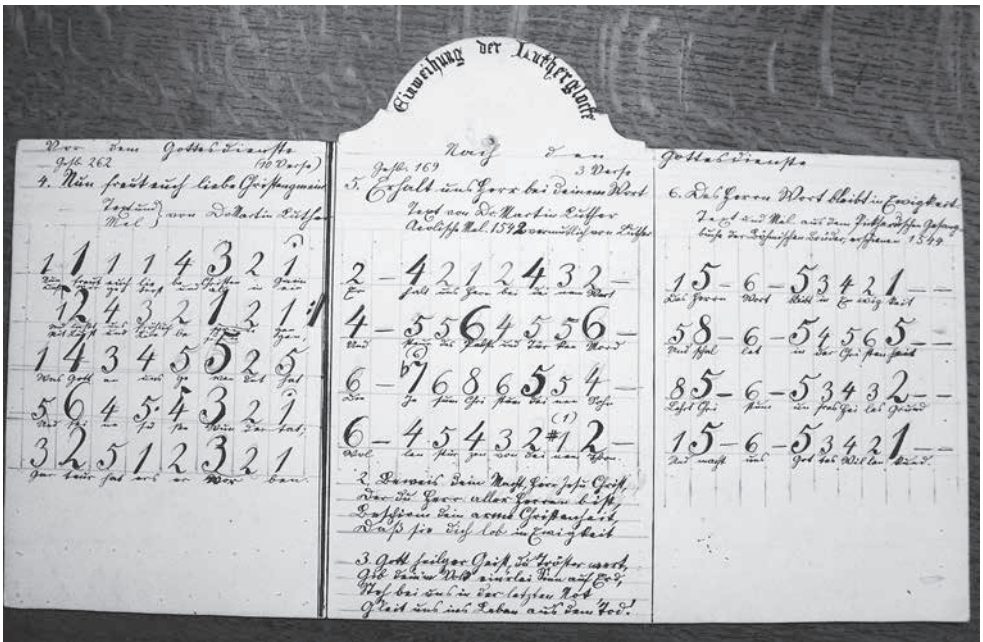


Evangelistenglocke mit moll-Terz (1934), die eingeschmolzen werden musste

Evangelistenglocke mit Dur-Terz (1934/35); auf dem Relief: der Jünger Johannes; am oberen Rand: Fries mit den 19 einheimischen Blüten und Pflanzen, den Wrede selbst gezeichnet hat



Die Tastatur des Glockenspiels



Ein Beispiel für die Noten zum Glockenspiel, von Hermann Wrede für die Einweihung des Lutherglocke 1932 gesetzt: Links: Nun freut euch, liebe Christengemein; Mitte: Erhalt uns, Herr bei deinem Wort; rechts: Des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit.

6. DIE GLOCKEN IN DEN NEUEN KIRCHEN LÜNEBURGS UND AUF DEN FRIEDHÖFEN

Mit den nach dem 2. Weltkrieg neu erbauten Kirchen kamen auch neue Glocken nach Lüneburg. 1957 wurden die Martin-Luther-Kirche, 1964 die Kreuzkirche, 1971 die Pauluskirche, 1974 das Gemeindezentrum St. Stephanus eingeweiht. Wenn es vereinzelt wohl auch Diskussionen gab, ob der Aufwand für einen Glockenturm noch zu verantworten sei und das Geläut Anwohner in ihrem Ruhebedürfnis stören könnte, setzte sich doch fast wie selbstverständlich die Meinung durch, dass zu einer Kirche Glocken gehören und der unaufdringliche, wohlklingende Klang von Bronzeglocken auch eine Bereicherung für ein Wohngebiet darstellen könnte. So wurden Glocken beim Bau der Kirchen mit eingeplant; und sie gelangten auch fast gleichzeitig mit der Einweihung der Kirchen in die Glockentürme. Lediglich die Kreuzkirche musste drei Jahre auf Fertigstellung des Turmes und ihre Glocken warten. Sieht man von den besonderen Voraussetzungen bei der Martin-Luther-Kirche ab, so sind diese Glocken auch von vornherein nicht als Einzelglocken, sondern als Geläut geplant worden und folglich für jede Kirche in einem Gussvorgang entstanden. Für die Geläute der Paul-Gerhardt-, Kreuz- und Pauluskirche wurden eigene, vom Kirchenbau getrennte Glockentürme errichtet.

Die *Paul-Gerhardt-Kirche* erhielt 1963 drei Glocken mit den Schlagtönen a', h' und c". Sie wurden in der Glockengießerei Rincker in Sinn gegossen und tragen am oberen Rand als Banderole in großen Buchstaben den Anfang jeweils eines Verses aus Liedern von Paul Gerhardt: „Nun danket all und bringet Ehr“, „Du meine Seele singe“ und „Ihn, ihn lass tun und walten“.

Fünf Glocken enthält das Geläut der *Kreuzkirche* auf dem Bockelsberg, das ebenfalls in der Gießerei Rincker gegossen wurde. Auf Grund des Gutachtens des Statikers für den Turm musste die ursprünglich vorgesehene Disposition zugunsten etwas kleinerer Glocken verändert werden, so dass die Glocken jetzt die Schlagtöne as', c", des", fes" und a" haben.

Um die Glocken hatte sich der Kirchbauverein besonders bemüht; ein Kreis von Gemeindegliedern hatte sich zum Glockenguss am 6. Oktober 1967 nach Sinn aufgemacht. Die Einweihung der Glocken erfolgte am 3. Advent. Ein Jahr später beschloss der Kirchenvorstand auch noch die Einrichtung eines Betglockenanschlags.

Die Glockeninschriften, wiederum am oberen Rand, entstammen der Liturgie des Gottesdienstes: „Dona nobis pacem“ (as'-Glocke), „Kyrie eleison“ (c"-Glocke), „Gloria in excelsis“ (des"-Glocke), „Sanctus, sanctus, Dominus“ (fes"-Glocke), „Halleluja“ (a"-Glocke). Sie sind damit ein Beispiel, wie auch in einem evangelischen Verständnis die im Mittelalter vorherrschende sakrale Deutung des Glockengeläutes als eines Gebets aufgenommen werden kann. In kleinerer Schrift sind dazu auf den Glocken noch die jeweiligen Stifter vermerkt: der Kirchbauverein für die 1. und 2. Glocke, die Havemann-Familien für die middle-

re, die Stadtparkasse Lüneburg für die 4. und eine ungenannte Stifterin für die 5. Glocke.²³⁵

Ebenfalls fünf Glocken beherbergt der Turm der *Pauluskirche* auf dem Kreideberg. Sie wurden 1971 von der Gießerei Schilling in Heidelberg gegossen. Ihre Schlagtöne sind ähnlich hoch wie die bei den beiden vorigen Kirchen: h'; cis"; e", fis" und gis". Bei der noch in der Gießerei vorgenommenen Glockenabnahme äußerte sich der Glockenrevisor begeistert: Ein ganz hervorragendes Meisterwerk sei geschaffen. Ausgesprochen ideal sei die Innenharmonie, jede der Glocken zeichne sich im Einzelgeläut durch einen vollen und wohltuend weichen Klang aus, ebenso eindrucksvoll sei das Vollgeläut, das wegen seiner Ausstrahlung vom Kreideberg aus in seiner Fernwirkung auch in der Altstadt wahrzunehmen sei. Die neuen Glocken seien so konzipiert, dass sie im Zusammenklang mit den tiefen Innenstadtglocken „den tonlich strahlenden Abschluss nach oben“ darstellten. So sei das Geläut für die ganze Stadt ein „überaus großer Gewinn“.²³⁶ Als Inschriften wurden fünf Bibelverse gewählt. Sie lauten (bei der großen Glocke beginnend): „Herr, deine Güte reicht, soweit der Himmel ist, und deine Wahrheit, soweit die Wolken gehen“, „Ich lebe und ihr sollt auch leben“, „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“, „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein“ und „Alle eure Sorge werfet auf ihn, denn er sorget für euch“.²³⁷

Nur zwei Glocken befinden sich in der Glockenstube des Ökumenischen Zentrums *St. Stephanus*, die sich unscheinbar an der Seite zur Straße hin über dem katholischen Kirchenraum erhebt. Auf einen herausragenden Glockenturm wurde bewusst verzichtet. Es sollte ein Gemeindezentrum sein mit diakonischer Ausrichtung, „zwei Kirchen unter einem Dach“ mitten im Stadtteil Kaltenmoor, ohne irgendeine sakrale Hürde. So wurde auch nur ein „kleines Geläut“ gewählt: zwei Glocken mit dem einfachen Gewicht von 160 und 100 kg, die 1974 in der Heidelberger Glockengießerei gegossen wurden, mit den Schlagtönen d" und e". Auf ihrer Flanke tragen sie in umlaufender Umschrift in 10 Sprachen ihre Namen „Friede“ (die größere Glocke) und „Freude“ (die kleinere Glocke). „Neben Hebräisch, Griechisch und Latein und den uns geläufigen Weltsprachen Englisch, Französisch und Spanisch können kundige Leute auch russische, chinesische und arabische Schriftzeichen entdecken.“ Dazu steht auf beiden Glocke unten am Schlagring je ein Bibelvers aus der Weihnachtsgeschichte: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden. Lukas 2,14“ auf der „Friede“-Glocke und „Siehe, ich verkünde euch große Freude. Lukas 2,10“ auf der „Freude“-Glocke. Was diese beiden Glocken weitertragen sollen, bringt das Segensgebet zum Ausdruck, das bei der Glockenweihe gesprochen wurde: „Lass diese Glocken uns singen ihr kleines Lied. Von unserem Frieden, der der Deine ist, von Brot und Wein, Nahrung und Freude, deinen

235 Unterlagen dazu: Registratur der Kreuzkirche Lüneburg AZ 51301.

236 Registratur der Paulusgemeinde Lüneburg AZ 51301.

237 Psalm 36, 6; Johannes 14, 19; 2. Korinther 3, 17; Römer 8, 31; 1. Petrus 5,7.

Geschenken, Freude der Liebe und Freude des Festes, Versöhnung und Friede in jeder Stunde und jenseits aller Zeit.“²³⁸

Der 1962 geweihte Neubau der St. Marienkirche in der Friedensstraße verfügt über kein eigenes Geläut. Wie das bereits vorbereitete Fundament belegt, war zwar auch an einen Glockenturm gedacht; er kam aber nicht zur Ausführung. Dem Bistum Hildesheim erschien der Neubau von Kirchen in der Fläche für die vertriebenen und hinzugezogenen katholischen Christen dringlicher. So wurde auf eigene Glocken verzichtet, und die St. Mariengemeinde empfand diesen Mangel umso weniger, als das nahe Geläut von St. Johannis auch in der Friedensstraße gut zu hören ist. Die Vorgängerkirche, die 1857 geweihte und 1968 abgerissene St. Marienkirche an der Roten Straße, war für die enorm gewachsene Gemeinde zu klein geworden. Nach Wrede hatte sie drei Glocken, die 1858 in Hildesheim gegossen wurden.²³⁹ Zwei von ihnen gingen im 2. Weltkrieg verloren, die dritte läutet heute in der „Christ-König-Kirche“ zu Adendorf. Sie wurde der 1963 geweihten Kirche von ihrer Muttergemeinde St. Marien/Lüneburg zum Geschenk gemacht.²⁴⁰

Auch auf den Friedhofskapellen läuten wie selbstverständlich Glocken. Der *Zentralfriedhof* erhielt 2003 eine neue kleine von der Gießerei Bachert in Karlsruhe gegossene Glocke. Ersatz für die im 1. Weltkrieg abgelieferte alte Graalglocke, die als erste in die dortige Kapelle gebracht wurde, hatte es schon vorher gegeben. Auf dem *Waldfriedhof* begleitet die alte „Kleine Marktglocke“ (1526) die Trauernden auf dem Weg von der Kapelle zum Grabe. Nach Auskunft der Friedhofsverwaltung wie auch der Bestatter wird das Beerdigungsgeläut von den meisten Angehörigen nach wie vor gewünscht, auch da, wo sie der Kirche ferner stehen. Die seit dem Mittelalter währende Tradition, die die Glocke mit Tod und Ewigkeit in Verbindung gebracht hat und sie als Stimme der Hoffnung zum Gedenken eines abgelaufenen Menschenlebens noch einmal erklingen lässt, wirkt bis heute nach. Das zeigte sich auch in *Häcklingen*. 1999 wurde in einem Gutachten festgestellt, dass die vorhandene Glocke in der vorhandenen Aufhängung auf der Kapelle nicht mehr geläutet werden konnte. Es dauerte 5 Jahre, bis 2004 auf vielfachen Wunsch aus dem Ortsteil eine Glocke neu erstanden und dazu ein 8 m hoher Glockenturm neben der Kapelle errichtet wurde. Widerspruch gegen das Geläut hat es – wie der Ortsvorsteher Dr. Plath nach einer Befragung der Nachbarschaft feststellte – nicht gegeben.²⁴¹

Lüneburgs Glockengeschichte bewegt sich weiter. Mit der Schifferglocke der St. Nicolaikirche, deren Planung, Guss und Ankunft die Stadt außerordentlich bewegt hat, könnte ein neues Kapitel beginnen, das aber den Rahmen dieses Beitrages sprengen würde. Mit ihren 17 Darstellungen zum 107. Psalm am oberen Rande knüpft die Glocke auch gestalterisch an die besten Lüneburger Glockentraditionen an.

238 Artikel „Friede und Freude in 10 Sprachen auf den Glocken“ von E. Fedrowitz in der Stadtteilzeitung „Kontakt“ Nr. 4/1974.

239 Wrede, Stadt (wie Anm. 1), S. 55.

240 Kirchenzeitung für das Bistum Hildesheim vom 22. 9.1963.

241 Unterlagen dazu in den Akten der Lüneburger Friedhofsverwaltung.

Auch das Johannisgeläut wird sich verändern. Der Schaden an der Probeglocke war Anstoß für die dringend notwendige umfassende denkmalgerechte Restaurierung des ganzen Geläuts, das zu den historisch wertvollsten in Deutschland zählt.²⁴² In Jahrhunderten geworden hat es seine Substanz über Jahrhunderte bewahrt und soll in dieser Gestalt erhalten bleiben. Zu den beabsichtigten Maßnahmen gehört neben technischen Erneuerungen an Aufhängung, Klöppeln und Glockenmotoren auch die Ergänzung des Geläutes durch neue Glocken, um die drei großen wertvollen Läuteglocken von 1436, 1607 und 1718, von denen zwei innerhalb der letzten dreißig Jahre einen Riss erlitten haben, von zu häufigen Läutediensten zu entlasten und bei schonendem Gebrauch auf lange Sicht zu bewahren.

²⁴² Gutachten des Glockensachverständigen der ev.-luth. Landeskirche Hannovers Andreas Philipp vom 25. Februar 2011 für den Kirchenvorstand St. Johannis vom 25. Februar.

Anhang: Register zu den Glocken

(Nach den Kirchen bzw. ihren Standorten geordnet,
die nicht mehr vorhandenen Glocken in *Kursivschrift*)

St. Johannis

Apostelglocke 39–45, 74, 79, 92, 94
 Probeglocke 63, 67–68, 74, 75, 92, 95,
 101f., 116
 Sonntagsglocke 63, 70, 71–73, 74, 75,
 92
 Große Schelle 45–46, 74, 92, 94
 Kleine Schelle 46, 54, 58–60, 74, 92, 94
 Stundenglocke 54, 58, 74, 89, 92, 94
 Viertelglocke 63, 66–67, 74, 75, 92
 Große Glocke 54–56, 77–79
 Wachtglocke 54, 56, 63, 68–70, 79, 89,
 92
 Schusterglocke 89
 Christusglocke 85, 86, 87, 89, 92

St. Michaelis

Burgglocke 25–26, 52, 89, 94, 108
 Glocken des Gerhard van Wou 48, 52,
 53–54, 77, 89, 94, 104f., 108f.
 „Wrede“-Glocken (Michaelsglocke,
 Heilandsglocke, Schöpfungsglocke,
 Lutherglocke, Evangelistenglocke,
 Wrede-Gedächtnisglocke) 93, 98,
 102–112
 Hermann-Billing-Glocke 108, 109
 Stundenglocke 52, 89, 108, 109
 Viertelglocke 26, 52, 109
 Glocke des *Ulricus* 28–29, 52

St. Nicolai

Marienglocke 47–51, 85, 90, 94, 99
 Katharinenschelle 46, 90, 94, 99
 Franziskusschelle 46, 54, 56–57, 80, 81,
 90, 94, 99

Vertriebenenglocke 99
 Schifferglocke 99f., 116f.
Nicolausglocke 54, 57, 79, 80
Moritzglocke 54, 57, 79, 80
Viertelglocke 79, 80, 81
Stundenglocke 79, 80
Schelle des alten Nicolaiturmes
 („Schoßglocke“) 63, 70, 79, 80, 81,
 90, 91
Große Nicolai-Glocke 63, 70, 79, 80
Bimmelglocke 79, 80, 82;
Barchmannsche Schelle 35f., 90, 91;
Vossische Schelle 63, 70, 90, 91
Große Vossische Glocke 61ff., 70, 90,
 91
Kleine Vossische Glocke 63, 70, 90
Sonntagsglocke 74, 90

Bardowicker Domgeläut

„Romanische Glocken“ 27–28
 Glocken des *Ulricus* 27, 29–32

Embsen

„Romanische“ Glocke 26
 „Gotische“ Glocke 34f.

Martin-Luther-Kirche

Glocke von Hans Meyer 64–66, 75, 90

Heiliggeistturm

Stundenglocke 73f., 75f., 95, 97
 Viertelstundenglocke 32, 95, 97

Museum

Benediktglocke 26–27

Große Marktglocke 24, 37–39, 60, 95,
96f.

Glocke des Nikolaihofes 33f., 97

Blücherglocke 33

Glocke aus dem Kloster Lüne 34

Glocken der neuen Kirchen

Paul-Gerhardt-Kirche 113

Kreuzkirche 113f.

Pauluskirche 114

St. Stephanus-Gemeindezentrum 115f.;

St. Marienkirche 115

Glocken der Friedhofskapellen

Zentralfriedhof 115

Waldfriedhof (Kleine Marktglocke) 60,
95, 96f., 115

Häcklinger Friedhof 115

Verlorenen gegangene städtische Glocken

Rathausglockenspiel 58, 60, 82

Gertrudenglocke 76, 95

Graalglocke 76, 95, 97

Antoniglocken 79, 81, 82

Kaufhausglocke 95, 97

UWE PLATH

Die ersten Aufführungen von Johannes Brahms’ „Deutschem Requiem“ in Lüneburg und die Entdeckung zweier unbekannter Brahms-Briefe (1877–1906)

Brahms’ erster Aufenthalt in Lüneburg (Mai 1853)

Im Mai des Jahres 1853 kam der 19-jährige Johannes Brahms als Begleiter des ungarischen Geigers Eduard Reményi zum ersten Mal nach Lüneburg; und zwar auf einer Konzertreise, welche beide Künstler durch mehrere Städte Niedersachsens führte. Sie blieben hier etwa eine Woche, wahrscheinlich vom 6. bis 12. Mai, und wohnten im Hotel „In der Hoffnung“ Am Sande 13. Sie gaben drei Konzerte: ein Privatkonzert in der Wohnung des Kalkulators Carl Georg Blume (Am Berge 8), der bei der Lüneburger Landdrostei tätig war; außerdem zwei öffentliche Konzerte am 9. und 11. Mai in Balckes Gasthof. Am 7. Mai feierte Brahms – wahrscheinlich in Lüneburg – seinen 20. Geburtstag.

Während der Konzerte stand der junge, schüchterne Brahms zwar im Schatten des damals berühmten Reményi, aber er fiel einigen Lüneburgern bereits durch seine virtuose Beherrschung des Klaviers auf. Der Arzt Dr. Hermann Stieck, der mit seiner Frau eines der Konzerte besuchte, soll ihm als Zeichen seiner Bewunderung einen Efeukranz um die Schulter gelegt haben.¹

Die Erstaufführung von Brahms’ „Deutschem Requiem“ in Lüneburg (5. April 1877)

Einige Jahre nach dem Lüneburg-Aufenthalt, wohl kurz nach Schumanns Tod im Jahre 1856, begann Brahms mit der Komposition seines größten und bedeutendsten Chorwerkes, des „Deutschen Requiems“, an dessen Fertigstellung er – mit Unterbrechungen – über 10 Jahre arbeitete. Die Uraufführung fand am 10. April 1868, einem Karfreitag, im Bremer Dom statt und zog die Zuhörer ebenso in den Bann wie die um den 5. Satz („Ihr habt nun Traurigkeit“) erweiterte Endfassung, die am 18. Februar 1869 in Leipzig aufgeführt wurde. Brahms’ „Requiem“ trat in den folgenden Jahren einen „Siegeszug“ durch ganz Deutschland und einige Hauptstädte Europas an: 1871 wurde es in London gespielt, 1872 in Petersburg, 1875 in Paris.²

1 Uwe Plath, Johannes Brahms in Lüneburg (Mai 1853), in: Lüneburger Blätter 32 (2010), S. 173–184.

2 Karl Geiringer, Johannes Brahms. Sein Leben und Schaffen, 2. Aufl., Zürich/Stuttgart 1955, S. 112 ff.; 325 ff.; Klaus Blum, Hundert Jahre ein Deutsches Requiem von Johannes Brahms, Tutzing 1971, S. 21ff; 55ff; 77ff; 96ff; Dietrich Fischer-Dieskau, Johannes Brahms. Leben und Lieder, Berlin 2006,

CONCERT
des
Musik-Vereins.
Im Parterre - Saale des Stadt-
Theaters
Donnerst. 5. April 1877, Abds. 8 Uhr:
Deutsches Requiem
von Johannes Brahms,
für Soli, Chor und Orchester
ausgeführt vom Musik - Verein
und von den vereinigten hiesigen
Militair- u. Vereins-Capellen.
Preise der Plätze:
Mittelloge und Proscenium à 2 M.,
Parterre und Logen à 1 M. 50 \mathcal{M} ,
Parterre Logen à 1 M.,
Gallerie à 50 \mathcal{M} .
Billets bei Herrn Logenmeister
Gehrke und bei Herrn Brandt
(Kaulitz Nachfolger).

Anzeige für die erste Aufführung des „Deutschen Requiems“ in Lüneburg am 5. April 1877 (Lüneburgsche Anzeigen, 4. April 1877), Foto: H.-J. Boldt.

keine weitere Aufführung des „Deutschen Requiems“ in Lüneburg statt. Das lag wohl daran, dass der 1832 gegründete Musikverein, der sich unter dem Organisten Peter Wilhelm Storme, unter dem St. Johannis-Kantor Johann Gottfried Anding, vor allem aber unter dem aus Leipzig gekommenen Louis Anger und seinem Nachfolger Carl Uellner große Verdienste um das Lüneburger Musik- und Konzertleben erwarb, in eine Krise geriet. Es fanden sich offenbar immer weniger Sänger, die bereit

In Lüneburg fand die Erstaufführung des „Deutschen Requiems“ am 5. April 1877 um 20 Uhr „im Parterre-Saale des Stadt-Theaters“ statt. Dies geschah durch den Lüneburger Musikverein in Zusammenarbeit mit Musikern Lüneburger Militär- und Vereinskapellen, wahrscheinlich unter Leitung Carl Uellners, der seit 1871 den Musikverein führte und als Kantor und Organist an St. Johannis tätig war. Über die Solisten ist nichts bekannt.³ Die Aufführung soll, wie eine Lüneburger Quelle zwei Jahrzehnte später berichtet, „bei dem kunstsinnigen und musikalischen Publikum der musikliebenden Stadt Lüneburg“ gut angekommen, ein „großer Erfolg“ gewesen sein.⁴ Eine Würdigung in der damaligen Lüneburger Presse liegt nicht vor.

Trotz dieses angeblich „großen Erfolges“ fand in den folgenden Jahrzehnten

S. 125ff. Vgl. nun auch die verschiedenen Beiträge in dem Ausstellungskatalog zur Sonderausstellung des Lübecker Brahms-Instituts: Wolfgang Sandberger (Hrsg), „Ich will euch trösten ...“ Johannes Brahms – Ein Deutsches Requiem, Lübeck 2012 (Veröffentlichungen des Brahms-Instituts an der Musikhochschule Lübeck, hrsg. von Wolfgang Sandberger, Band VI).

3 Lüneburgsche Anzeigen Nr. 78 (4. 4. 1877) und Nr. 79 (5. 4. 1877).

4 Lüneburgsche Anzeigen Nr. 72 (26. 3. 1901).

und fähig gewesen wären, die hohen Anforderungen und großen Schwierigkeiten, die Werke wie das „Deutsches Requiem“ an sie stellten, auf sich zu nehmen. 1898 löste sich der Musikverein auf.⁵

Die Aufführung von Brahms' „Deutschem Requiem“ am 29. März 1901

An seine Stelle trat der Verein für geistliche Musik, den der Stadtsuperintendent Carl Beyer im Jahre 1878 ins Leben gerufen hatte, um die Gottesdienste in St. Johannis musikalisch zu umrahmen und die Kirchenmusik zu pflegen. Man trat an hohen Festtagen, bei Adventsfeiern, der Christvesper und ähnlichen Veranstaltungen auf. Bald wagte sich der Verein unter der Leitung des Oberlehrers Julius Kaiser auch an größere Werke der Kirchenmusik wie Schumanns „Das Paradies und die Peri“, Haydns „Schöpfung“, Mendelssohns „Paulus“ und „Elias“ oder im Jahre 1888 an Cherubinis „Requiem“.⁶

Drei Jahre später stand Brahms' „Deutsches Requiem“ auf dem Programm. Wir wissen nicht, von wem die Initiative ausging, dieses Werk nach 24 Jahren wieder in Lüneburg aufzuführen. Vermutlich wird es Oberlehrer Kaiser gewesen sein, zu der Zeit Präsident des Vereins; Dirigent war Hermann Seekamp, Kantor an St. Michaelis, der die Übungen gewöhnlich montags in Clausens Garten leitete.⁷



Julius Spengel, 1901
(Mit freundlicher Genehmigung des Brahms-Instituts an der Musikhochschule Lübeck)

Die Proben und Vorbereitungen für diese Aufführung werden bereits im Herbst des Jahres 1900 begonnen und – wohl ebenso wie es für Cherubinis „Requiem“ überliefert ist – „in langer Winterarbeit“ fortgesetzt worden sein.⁸ Im März 1901 herrschte jedenfalls ein „reges Leben“ im Verein mit zahlreichen Übungen und Proben, welche die mitwirkenden Sänger und Sängerinnen im Hinblick auf Zeit und Kraft stark beanspruchten. Was in den Übungsabenden der zurückliegenden Monate teilweise eingeübt worden war, das wurde nun unter der Leitung des bekannten Hamburger Musikdirigenten Julius Spengel weiter vertieft und in einen „Zusam-

5 Carola Schormann, Studien zur Musikgeschichte der Stadt Lüneburg im ausgehenden 18. und im 19. Jahrhundert, Regensburg 1982, S. 87 ff.; 156 ff. (Kölner Beiträge zur Musikforschung, Bd. 121, hrsg. von Heinrich Hüschen).

6 Schormann (wie Anm. 5), S. 165 f.; Uwe Plath (Hrsg.), „Ein Stück Lüneburger Kirchengeschichte“ – erlebt und beschrieben von Emil Theodor Strasser, Pastor an St. Johannis (1885–1928), in: Lüneburger Blätter 31 (2004), S. 139 f.; Wilhelm Reinecke, Geschichte der Stadt Lüneburg, Bd. 2, Lüneburg 1933 (Nachdruck 1977), S. 561.

7 Adressbuch Lüneburg 1901 (= Adreß- und Handbuch der Stadt Lüneburg, Lüneburg 1860 ff., tw. mit leicht verändertem Titel), S. 17. Zu Heinrich Ernst Julius Kaiser s. Plath (wie Anm. 6), S. 140, Anm. 36.

8 Reinecke (wie Anm. 6), S. 561.

menhang gebracht“. Der Verein sah dem „Höhepunkt“ der Saison mit Zuversicht entgegen.⁹

Es ist bemerkenswert, dass Julius Spengel für die Leitung dieses Konzertes gewonnen werden konnte; ein Mann, der als Musiker, Komponist, Dirigent und Chorleiter zu den besten Brahmskennern jener Zeit zählte. 1853 in Hamburg geboren, gehörte Spengel zum Freundeskreis des 20 Jahre älteren Brahms, der auch Pate seines jüngsten Sohnes war. Seit 1877 leitete er den Hamburger Cäcilienverein und machte sich um die Aufführung des Brahms'schen Chorwerkes und um die Brahms-Rezeption in Hamburg sehr verdient. So lud er Brahms in den achtziger Jahren mehrfach (1883, 1884 und 1886) nach Hamburg zu Konzerten des Cäcilienvereins ein, die Brahms abwechselnd mit ihm leitete. Als Brahms im September 1889 Ehrenbürger Hamburgs wurde, führte Spengel dessen musikalischen Dank, die „Fest- und Gedenksprüche Op. 9“, auf; ebenfalls das Konzert „zu Ehren von Dr. Brahms“ im Februar 1897; und am 5. April 1897, zwei Tage nach Brahms' Tod, gestaltete Spengel die Hamburger Trauerfeier mit Auszügen aus dem „Deutschen Requiem“ und der 4. Symphonie.¹⁰

Einen besseren Leiter für die Einstudierung und Aufführung des „Deutschen Requiems“ hätte man sich also gar nicht wünschen können. Das erklärt wohl auch das außergewöhnliche Interesse, welches die Lüneburger Öffentlichkeit der Aufführung entgegenbrachte. Es wurde noch verstärkt durch die umfangreiche Werbung, welche die Lüneburgschen Anzeigen durch zwei ausführliche Vorbesprechungen und ihre Berichterstattung für dieses Werk betrieben – ganz zu schweigen von den Konzertanzeigen des Vereins für geistliche Musik.

In der letzten Vorbereitungsphase trat ein Problem auf: In welcher Kirche sollte das „Requiem“ dargeboten werden? Normalerweise führte der Verein für geistliche Musik seine Kirchenkonzerte in St. Johannis auf. Einige Verantwortliche meinten jedoch, die Michaeliskirche sei für Musikaufführungen dieser Art besser geeignet. Zwar mache die fünfschiffige St. Johanniskirche „einen ungemein erhebenden Eindruck“ auf die Zuhörer; aber die Akustik sei ungünstiger als in der kleineren dreischiffigen St. Michaeliskirche. Für Michaelis sprach außerdem die „vorzügliche Heizungsanlage“, welche einen angenehmen Musikbesuch möglich machte. Die Entscheidung traf schließlich Spengel selbst, der beide Kirchen besichtigte und sich „mit Entschiedenheit“ für St. Michaelis aussprach. Nachdem der 1. Vorsitzende Kaiser die Zustimmung der Klosterkammer erhalten hatte, war klar: Brahms' „Deutsches Requiem“ wird in St. Michaelis aufgeführt; und zwar am 29. März, dem Freitag vor Palmarum, um 19.30 Uhr.

So stand es in der ersten „Concert-Anzeige“ des Vereins für geistliche Musik, die am 24. März veröffentlicht wurde. Die Preise für den Konzertbesuch reichten

9 Lüneburgsche Anzeigen Nr. 71 (24.3.1901): „(Kirchenkonzert in der St. Michaeliskirche.)“.

10 Walter Niemann, Brahms, 11. bis 13. Aufl., Stuttgart-Berlin 1922, S. 121 f.; Christiane Wiesenfeldt, Julius Spengel. Ein Brahms-Freund zwischen Identifikation und Emanzipation, Lübeck 2005 (Veröffentlichungen des Brahms-Instituts an der Musikhochschule Lübeck, hrsg. von Wolfgang Sandberger, Bd. II), bes. S. 20ff; 27ff, 80ff.

von 1 bis 1,50 Mark und konnten in den Lüneburger Buchhandlungen erworben werden. Schüler bezahlten 50 Groschen. Texthefte gab es für 10 Groschen an der Abendkasse.¹¹

Die Hauptprobe fand am 28. März um 15.30 Uhr statt. Am selben Tag wurde in den Lüneburgschen Anzeigen noch einmal durch eine umfangreiche Anzeige für das Konzert geworben, indem auch das Programm und die „Mitwirkenden“ vorgestellt wurden; nämlich außer Spengel und den Sängerinnen und Sängern des Vereins für geistliche Musik die Kapelle des in Lüneburg stationierten 2. Hannoverischen Dragonerregiments Nr. 16, die durch Lüneburger und Hamburger Musiker verstärkt worden war, sowie als Gesangssolisten die Sopranistin Cl. v. Assel und der Bariton Thomas Denys aus Berlin.

Erstaunlicherweise beschränkte sich das Programm der Aufführung nicht auf das „Deutsche Requiem“, wie es in den ersten Konzertanzeigen angekündigt worden war. Gleichsam zur Einstimmung auf das Hauptwerk, leitete Spengel den Abend auf der Orgel mit Bachs Präludium für Orgel ein. Es folgten das Choralvorspiel und der Choral „Befehl du deine Wege“ für Chor, Orgel und Orchester und die Arie aus Bachs Matthäuspassion „Aus Liebe will mein Heiland sterben“. Erst danach begann „Ein deutsches Requiem nach Worten der heiligen Schrift für Soli, Chor und Orchester, op. 45, von Johannes Brahms.“¹²

Freitag, den 29. März,
Abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr:

CONCERT

des
Vereins für geistl. Musik

in der
St. Michaeliskirche

unter Leitung des
Kgl. Musikdir. Herrn **Jul. Spengel**
aus Hamburg.

—
Ein deutsches Requiem
von J. Brahms.

—
Karten für den I. Platz
(Mittelschiff), blau, à 1,50 M.,
für den II. Platz (Seitenplätze
und Prieche), grün, à 1 M.
sind in den Buchhandlungen
von **Herold & Wahlstab,**
Delbanco und Daur, Schüler-
karten, roth, à 50 ⌘ bei Kustos
Rösing und Feuerhahn zu
haben.
Texte zum Requiem à 10 ⌘
an der Casse.

*Konzertanzeige für die Aufführung am
29. März 1901 (Lüneburgsche Anzeigen,
24. März 1901), Foto: H.-J. Boldt*

11 Lüneburgsche Anzeigen Nr. 63 (15.3.1901): „(Kirchenkonzert des Vereins für geistliche Musik)“; Nr. 71 (24.3.1901).

12 Lüneburgsche Anzeigen Nr. 74 (28.3.1901). Ein erster Hinweis auf Mitwirkende findet sich bereits in dem Bericht der Lüneburgschen Anzeigen Nr. 71 (24.3.1901): „(Kirchenkonzert in der St. Michaeliskirche).“



St. Michaelis (1895): Blick vom Altar auf Hauptschiff und Orgel (Foto: Sammlung H.-J. Boldt)

Das Konzert am 29. März scheint die hohen Erwartungen der Zuhörer erfüllt zu haben. „Die mit Spannung erwartete Aufführung (...) fand gestern Abend vor einer andächtigen Zuhörerschaft statt“, so beginnt der Bericht in den Lüneburgischen Anzeigen. Der Rezensent lobt die Darbietung des Dirigenten, des Chors und Orchesters als „eine Leistung von seltener Einheitlichkeit und Geschlossenheit“ sowie die „sympathische Stimme“ des Baritons. Gelegentliche kleine Mängel hätten „den tiefen Eindruck des mächtigen Werkes“ nicht gestört. Der Bericht schließt mit einem Lob für die Aufführungsbedingungen in St. Michaelis: „Daß das Konzert in der Michaeliskirche stattfand, die sich durch ihre akustischen Verhältnisse bei weitem besser für solche Zwecke eignet als die Johanniskirche, hat mit zu dem vorzüglichen Eindruck beigetragen, den das Konzert hinterließ, und wir haben große Ursache, allen Mitwirkenden für diesen Genuß dankbar zu sein.“¹³

¹³ Lüneburgische Anzeigen Nr. 77 (31.3.1901): „(Kirchen-Konzert).“.

DIE „FOLGEN“ UND DIE BEDEUTUNG DIESER AUFFÜHRUNG

1. Brahms-Rezeption

Fragt man nach der Bedeutung der Aufführung, so liegt sie nicht allein an dem offensichtlich guten Niveau des unter Spengels Leitung Gebotenen, sondern vor allem darin, dass nun – zumindest zeitweise – eine gewisse Brahms-Rezeption in Lüneburg einsetzte, teilweise sogar eine Brahms-Euphorie. Mochte Brahms in musikalischen Familien der Stadt bereits zuvor gesungen und gespielt und zusammen mit Schubert und Schumann als musikalisches „Dreigestirn“ geschätzt worden sein,¹⁴ so war sein „Deutsches Requiem“ nahezu 25 Jahre nicht mehr in Lüneburg aufgeführt worden. Das Werk galt hier als „fast vergessen und im Allgemeinen neu und unbekannt“.¹⁵ Nun wurde es in der Lüneburger Presse schon vor der Aufführung im „Grundriss“ und in den „Grundstimmungen“ seiner sieben Sätze zweimal ausführlich vorgestellt und in weiteren Berichten gepriesen als „Hauptwerk unseres norddeutschen Tonmeisters Brahms“, als „eine der vollendetsten Erscheinungen auf dem Gebiete geistlicher Musik“, als „kolossales Werk“, das den „Weltruhm“ von Brahms begründete, um nur einige Lobpreisungen zu nennen.¹⁶ Kurz: Brahms war wegen der Aufführung „seines Meisterwerkes hierorts gegenwärtig an der Tagesordnung.“¹⁷

2. Eine unbekannte Quelle über Brahms ersten Aufenthalt in Lüneburg (1853)

Zum anderen erfolgte – in enger Verbindung mit dieser Entwicklung – ein Rückblick, eine Rückbesinnung auf die bisherigen Beziehungen von Brahms mit Lüneburg; mit dem Ergebnis, dass eine neue Quelle für Brahms' ersten Lüneburg-Aufenthalt im Jahre 1853 auftauchte. Denn der Berichterstatter der Lüneburgschen Anzeigen, den wir nicht kennen, erwähnte nicht nur die Erstaufführung des „Deutschen Requiems“ in Lüneburg im Jahre 1877. Er erinnerte sich jetzt auch daran, wie er 1853 zusammen mit dem St. Johannis-Organisten Louis Anger und anderen Musikfreunden das Konzert „im Familienkreise“ des Kalkulators Blume miterlebt hatte. Mögen diese Erinnerungen in einigen wenigen Angaben auch nachweisbar ungenau, die Skizzen

14 Vgl. Uwe Plath (Hrsg.), *Lebenserinnerungen der Anna Gildemeister. Der Lebensweg einer Lüneburger Arztochter in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, 2. Aufl., Hannover 1994, S. 139 (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, hrsg. vom Historischen Verein für Niedersachsen, Bd. 110).

15 Lüneburgsche Anzeigen Nr. 72 (26. 3. 1901): „A. (Das Kirchenkonzert am 29. dieses Monats).“

16 Einen ersten ausführlichen Bericht über die „hohe Bedeutung“ des „Deutschen Requiems“ bringen die Lüneburgschen Anzeigen Nr. 72 (26. 3. 1901), indem sie ein umfangreiches „sachkundiges Urtheil“ aus dem Hamburgischen Correspondent Nr. 134 (Sonntag, 22. 2. 1896) zitieren, einen Bericht über die gemeinsame Aufführung des „Deutschen Requiems“ in Hamburg durch die Philharmonische Gesellschaft und die Singakademie. Den vollständigen Text des Hamburgischen Correspondenten stellte mir dankenswerterweise Herr Dieter Feldtmann, Hamburg zur Verfügung. Eine zweite ausführliche Vorstellung des Werkes findet sich in den Lüneburgschen Anzeigen Nr. 74 (28. 3. 1901): „(Das Deutsche Requiem).“

17 Lüneburgsche Anzeigen Nr. 75 (29. 3. 1901).

von Reményi und Brahms etwas einseitig und – wohl beeinflusst durch das bevorstehende Konzerterlebnis – zu dessen Gunsten gefärbt worden sein, so liegt hier doch eine wichtige, bislang unbekannte Quelle für den ersten Brahms-Aufenthalt in Lüneburg vor. Bemerkenswert und bislang unbekannt ist zudem, dass der 1870 gestorbene Louis Anger, ein geschätzter Pianist und eine der bedeutenden Persönlichkeiten im Lüneburger Musikleben jener Jahre¹⁸, bei diesem Privatkonzert gemeinsam mit Reményi aufgetreten sein soll. Die Erinnerung „des Schreibers“ der Lüneburgschen Anzeigen hat folgenden Wortlaut:¹⁹

„Johannes Brahms, der Sohn eines am Stadttheater in Hamburg angestellten Kontrabassisten, geboren zu Hamburg am 7. Mai 1833, gestorben in Wien am 3. April 1897 im 62. Lebensjahre, trat als 20jähriger Jüngling seine erste Kunstreise (1853 nach Leipzig) an, und berührte auf dieser Reise, die er zusammen mit dem Violinvirtuosen Szechènyi²⁰ machte, zunächst auch die Stadt Lüneburg. Damals fanden die beiden Künstler gastfreie Aufnahme im Familienkreise des hiesigen landdrosteilichen Beamten, Herrn Kalkulators Blume, von welchem in liebenswürdigster Weise einige Musikfreunde hiesiger Stadt, darunter der selige Anger, auch der Schreiber dieser Zeilen, eingeladen wurden, um die beiden fremden Künstler im dortigen Privatzirkel kennen zu lernen. Der jugendliche Brahms trug eine eigene Komposition, seine erste Pianofortesonate, mit hinreißender Empfindung vor, und entzückte uns, die andächtigen Zuhörer, durch sein Spiel und seinen Vortrag; jedoch das dem Vortragenden innewohnende Genie, das ihn bald nachher in die Reihe der großen deutschen Tonhelden emporhob, vermochten wir unsererseits nur zu ahnen. Im Gegensatze zu unserer warmen Sympathie für Brahms, die dieser gewissermaßen im Sturme gewann, ließ uns sein Reisegenosse, der genannte ungarische Violinist, der mit Anger zusammen die Beethoven'sche Kreuzersonate zwar tadellos, aber, wie es uns schien, ziemlich flach vom Blatte spielte, kalt und ohne besonders günstigen Eindruck. Zu einem Konzerte der beiden Künstler in hiesiger Stadt kam es nicht; aus welchem Grunde dies unterblieb, ist mir nicht erinnerlich. Immerhin wird es interessieren, daß Brahms einmal in hiesiger Stadt verweilt hat.“²¹

Die Engländerin Florence May²² berichtet in ihrer 1905 erschienenen Brahms-Biographie zum ersten Mal von diesem Privatkonzert in der Wohnung des Kalkula-

18 Louis Anger (1813–1870) war von 1842–1870 Organist an St. Johannis; über ihn s. besonders Schormann (wie Anm. 5), S. 71 f., 95 f.; 122 ff. Er wohnte Am Berge B 237 (Adressbuch Lüneburg 1860/61, S. 27) und starb am 18. 1. 1870 in Göttingen an „Darmkrebs“; beerdigt wurde er von Pastor Fressel auf dem Lüneburger Gertrudenfriedhof (Lüneburg, Ephoralarchiv. Todes- und Begräbnisbuch der Pfarochie Lüneburg. Johanniskirche für die Zeit 1. Januar 1864 bis 31. Dezember 1874, fol. 128, Nr. 4a).

19 Lüneburgsche Anzeigen Nr. 72 (26. 3. 1901): „(Das Kirchenkonzert am 29. dieses Monats.)“.

20 Gemeint ist natürlich Reményi.

21 Nachweisbar hat es zwei weitere öffentliche Konzerte in Balckes Gasthof gegeben. Vgl. Plath (wie Anm. 1), S. 178 ff.

22 Florence May (6. 2. 1845 – 29. 6. 1923) war Pianistin und Schülerin von Brahms. Vgl. zu ihr: Riemanns Musiklexikon, Bd. 3 (Personenteil L–Z), 12. Aufl., Mainz 1961, S. 177; Bernarr Rainbow, in: The New Grove Dictionary of Music and Musicians, second edition. Edited by Stanley Sadie, vol. 16, London

tors Blume, ohne eine Quelle zu nennen, und wir kannten eine solche Quelle bislang nicht.²³ Die oben vorgestellten Erinnerungen bestätigen nicht nur, dass ein solches Privatkonzert stattgefunden hat. Es ist sehr wahrscheinlich, dass Florence May diesen Bericht kennenlernte, als sie, um Material für ihre Biographie zu sammeln, seit dem Sommer 1902 mehrere Reisen „auf dem Festlande“

unternahm; ja dass sie auch nach Lüneburg kam und dort Informationen erhielt über Brahms' ersten Lüneburger Aufenthalt (1853) und die Aufführung des „Deutschen Requiems“ (1901). Fest steht jedenfalls, dass Theodore Blume, die älteste Tochter des Kalkulators Blume,²⁴ zu ihren Informanten zählte. Denn in dem Vorwort der ersten englischen und deutschen Ausgabe von May's Brahms-Biographie gehört sie – ebenso wie Julius Spengel – zu denjenigen Personen, die dankbar erwähnt werden „for valuable assistance and sympathy“.²⁵ Damit erhält May's Bericht über Brahms' ersten Lüneburger Aufenthalt (1853) ein besonderes Gewicht. Selbst die zuvor eher unwahrscheinlich erscheinende Nachricht, dass Damen zu dem Privatkonzert bei Blumes „auf ernstes Zureden von Brahms“ nicht eingeladen worden seien, scheint nun wahrscheinlich zu sein.

I am indebted for valuable assistance and sympathy to :

H.R.H. Alexander Friedrich, Landgraf of Hesse.
Herr Carl Bade.
Fräulein Berninger.
Mrs. Jellings Blow (b. Finke).
Fräulein Theodore Blume.
Frau Professor Böie.
Herr Professor Dr. Heinrich Bulthaupt.
Herr Professor Julius Butts.
The late Gerard F. Cobb, Esq.
Frederic R. Comee, Esq.
Herr Hugo Conrat.
Fräulein Ilse Conrat.
Fräulein Johanna Cossel.
Frau Elise Denninghoff-Giesemann.

*Theodore Blume, erwähnt im Vorwort von Florence May:
The life of Johannes Brahms, London 1905, Auszug*

2001, S. 167; Peter Clive, Brahms and his world. A biographical dictionary, Lanham, Maryland/Toronto/Oxford 2006, S. 311 ff. Es ist erstaunlich, wie wenig bislang über den Lebensweg dieser bedeutenden Frau bekannt ist. Nicht einmal ein Bild von ihr ließ sich – trotz vielfachen Bemühens – finden. Professor Dr. Andreas Gestrich, London, und seinen Mitarbeitern sei für Hilfe gedankt.

23 Florence May, *The life of Johannes Brahms*, London 1905; vgl. dies., *Johannes Brahms. Die Geschichte seines Lebens*, München 1983, S. 93 und Plath (wie Anm. 1), S. 175 („Wir wissen nicht, welche Quellen Florence May ...benutzte.“).

24 Zu Theodore Blume, am 18.3.1841 geboren, vgl. Plath (wie Anm. 1), S. 176, Anm. 18. Vgl. unsere Anmerkungen 34, 46 und 53.

25 May, *The life of Johannes Brahms* (wie Anm. 23), p. vii: “The biographical materials from which I have written the following Life of Brahms have (...) been gathered by me, at first hand, chiefly in the course of several Continental journeys, the first was undertaken in the summer of 1902 (...). I am indebted for valuable assistance and sympathy to (...) Fräulein Theodore Blume (...).” Auch in der ersten deutschen Übersetzung des Werkes: Florence May, *Johannes Brahms*. Aus dem Englischen übersetzt von Ludmille Kirschbaum, Leipzig 1911, S. VI wird „Fräulein Theodore Blume“ neben anderen dankbar erwähnt für „werkstätige Unterstützung bei meiner biographischen Arbeit“. Den Hinweis darauf, dass Theodore Blume in der deutschen Erstausgabe der May-Biographie von 1911 erwähnt wird (die Erwähnung fehlt in der deutschen Übersetzung von 1983), verdanke ich Herrn Dr. Johannes Behr, *Johannes Brahms Gesamtausgabe*. Musikwissenschaftliches Institut der Universität Kiel (Mitteilung vom 3.6.2010), der mich mehrfach durch Informationen und Kopien freundlicherweise unterstützt hat.

3. Die Entdeckung und Veröffentlichung zweier bisher unbekannter Brahms-Briefe

Eine besondere Bedeutung gewinnt die Lüneburger Aufführung des „Deutschen Requiems“ durch die Entdeckung und Veröffentlichung zweier bis dahin unbekannter Briefe, die Brahms in den Jahren 1853 und 1854 an den Winsener Amtsvogt Johann Christoph Heinrich Blume geschrieben hat. Sie wurden am 29. März 1901 in den Lüneburgschen Anzeigen veröffentlicht und befinden sich heute in der British Library in London.

Bekanntlich verbrachte der junge Brahms die Sommerzeit der Jahre 1847 und 1848 bei seinem „Onkel“ Giesemann in Winsen/Luhe. Er verkehrte auch in der Familie des Amtsvogts Blume und lernte Frau Blume, die Tochter Charlotte²⁶ und den Sohn Carl Georg näher kennen, den Kalkulator der Lüneburger Landdrostei und späteren Salinkassierer, in dessen Wohnung Brahms und Reményi im Mai 1853 ein Privatkonzert gaben. Wahrscheinlich kam dieses Konzert durch die Vermittlung des Amtsvogts zustande, dem sich Brahms auch später verbunden fühlte, wie zwei Briefe aus den Jahren 1853 und 1854 belegen.²⁷ Den einen schrieb Brahms im September 1853 „im Lahntal“, nachdem er zuvor Joseph Joachim und die Schumanns kennengelernt hatte; er enthält Glückwünsche zur bevorstehenden goldenen Hochzeit des Amtsvogts, dem sich Brahms in „Achtung und Liebe“ und in Dankbarkeit an „herrliche Stunden“ in Winsen verbunden fühle. Der andere entstand am 16. August 1854 im Wartesaal des Ulmer Bahnhofs, wohin Brahms „theils zu Fuß, theils per Eisenbahn“ gekommen war, und zeugt von der tiefen Verbundenheit mit Clara und Robert Schumann.

Im Jahre 1859 starb Amtsvogt Blume, der seit 1819 in Winsen tätig war.²⁸ Seine Frau zog nach Lüneburg in die Bardowickerstraße²⁹, nicht weit vom Hause ihres Sohnes Carl Georg am Altenbrückerdamm 4 entfernt.³⁰ Die beiden Brahms-Briefe gelangten wahrscheinlich in dessen Besitz.

26 Charlotte Auguste Blume (geb. Nov. 1806, gest. am 27. April 1893 in Lüneburg), „unverheiratet, Tochter des Amtsvogts Blume“, starb im Alter von „86½ Jahren“ (Lüneburg, Ephoralarchiv, Verzeichnis der Gestorbenen. 1884–1894, fol. 207, Nr. 60). Sie ist um 1870 in Lüneburg nachweisbar, wohnhaft Am Sande 2 (Adressbuch Lüneburg 1866, S. 33; 1869, S. 32; 1875, S. 6). In den Jahren vor ihrem Tode lebte sie mit ihrer Nichte Theodore zusammen in der Grapengießstr. 22 (Adressbuch Lüneburg 1891, S. 9; 1892, S. 9).

27 Zum Aufenthalt in Winsen s. May, Johannes Brahms (wie Anm. 21), S. 66ff; 74ff; vgl. Plath (wie Anm. 1), S. 177, Anm. 23.

28 Winsen, Kirchenbüro, Todes- und Begräbnisbuch der Parochie Winsen a. d. Luhe für die Zeit vom 1. Januar 1853 ult. Dezember 1865, fol. 94, Nr. 57: Blume starb am 28.5.1859 im Alter von „82 Jahren, 9 Monaten, 4 Tagen“ an „Altersschwäche“. Unter „Bemerkungen“ heißt es: „geboren zu Köhsing am 24. Aug. 1776, Amtsvogt in Winsen seit 1819.“ Seine Eltern waren: „Bernt Hinrich Blume zu Köhsing und dessen Ehefrau Catherina Maria Müller aus Einbeck. Laut Auskunft der Kirchengemeinde St. Alexandri in Einbeck – vom 23. 8. 2010 – wurde die Mutter am 22. 11. 1749 in Einbeck geboren, der Vater war Schuster.

29 Adressbuch Lüneburg 1861, S. 16: „Blume, verw. Amtsvögtin, Bardowickerstr. A.404.“. Danach verliert sich ihre Spur.

30 Plath (wie Anm. 1), S. 177, Anm. 21.

Als die Lüneburgschen Anzeigen das Interesse der musikinteressierten Einwohner im März 1901 – im Zusammenhang mit der Aufführung des „Deutschen Requiems“ – auch auf die Familie Blume und „auf das intime Freundschaftsverhältnis“ lenkten, welches zwischen ihr und Brahms seinerzeit bestanden habe, waren Carl Georg Blume und seine Frau schon viele Jahre gestorben.³¹ Die vier Kinder des Ehepaares lebten noch: zwei außerhalb Lüneburgs; nämlich der Sohn Heinrich als Kaufmann in Guadalajara (Mexiko)³² und die Tochter Henriette Charlotte, die – mit dem aus Lübeck stammenden Gymnasiallehrer Dr. Friedrich Scherling verheiratet – bis 1921 in Gotha nachweisbar ist.³³ Zwei weitere Kinder, zwei Töchter, wohnten in Lüneburg: die älteste Tochter Theodore 58-jährig und unverheiratet in der Barckhausenstraße 15;³⁴ die jüngste Elisabeth, 47 Jahre alt, mit ihrem Mann und ihren Kindern in ihrem Elternhaus am Altenbrückerdamm 4.³⁵ Sie hatte den aus Lübeck stammenden Pastorensohn Theodor Meyer geheiratet, der seit 1872 als Gymnasiallehrer am Johanneum tätig war und sich, 1893 zum Professor ernannt, große Verdienste um den Lüneburger Museumsverein und die Erforschung der Lokalgeschichte erwarb.³⁶

Im Zusammenhang mit dem bevorstehenden Konzert erfuhr der Berichtersteller der Lüneburgschen Anzeigen von der Existenz der Brahms-Briefe, die sich im Besitz der Familie Blume – wahrscheinlich bei Theodore – befanden. Er bat, sie lesen und, da er sie für eine Veröffentlichung geeignet hielt, veröffentlichen zu dürfen; denn sie

31 C. G. Blume starb am 1.8.1879 (Vgl. Plath [wie Anm. 1], S. 176, Anm. 17), seine Frau Caroline Ernestine Elisabeth, geb. Cana – als „Salin-Cassirers-Wwe“ nachweisbar im Adressbuch Lüneburg 1880, S. 6 (Altenbrückerdamm 4); 1885, S. 8 (Schießgrabenstraße 7) – am 25.11.1887 im Alter von „77 Jahren, 4 Monaten, 14 Tagen.“ (Lüneburg, Ephoralarchiv, Verzeichnis der Gestorbenen. 1884–1894, fol. 87, Nr. 104).

32 Er wurde am 11.7.1848 geboren; vgl. Plath (wie Anm. 1), S. 176, Anm. 18. Die Tätigkeit in Mexico belegt Anm. 49: British Library (Blume an British Museum: „... meine frühere Firma in Guadalajara (Mex.)“).

33 Sie wurde am 13.4.1843 geboren (Plath, [wie Anm.1], S. 176, Anm. 18). Am 18.4.1873 heiratete sie in Lüneburg Dr. Friedrich Scherling, Sohn des Lübecker Gymnasialprofessors am Catharineum Johann Christian Scherling und dessen Ehefrau Eleonore Rosalie, geb. Haeßel (Lüneburg, Ephoralarchiv, Aufgebots- und Trauungsbuch St. Johannis, Jg. 1873, fol. 50, Nr. 5). Laut Auskunft von Frau Ute Schlicke, Stadtarchiv Gotha (vom 16.6.2010), gingen aus der Ehe drei Kinder hervor; auch nach dem frühen Tod ihres Mannes (am 11.9.1890 im Alter von 46 Jahren) ist sie bis 1921 als „Gymnasiallehrers-Witwe“ im Adressbuch der Stadt Gotha eingetragen.

34 Adressbuch Lüneburg 1901, S. 189. Vgl. Anm. 24 (geb. am 28.3.1841).

35 Guadalupe Amalie Elisabeth Blume wurde am 18.5.1854 geboren (Lüneburg, Ephoralarchiv, St. Johannis. Getaufte 1853–1864, fol. 20, Nr. 59); die Familie Meyer ist seit 1885 im Hause Altenbrückerdamm 4 nachweisbar (Adressbuch Lüneburg 1885, S. 61; 1901, S. 138; 1925, S. 253; 1930, S. 408 heißt es: „Prof. Meyers Erben“).

36 Sie wurde am 14.7.1874 von Pastor Fressel getraut mit Franz Theodor Meyer, Sohn des Pastors Franz Ulrich Theodor Meyer aus Lübeck und dessen Ehefrau Eleonore Dorothee, geb. Schetelig (Lüneburg, Ephoralarchiv, Aufgebots- und Trauungsbuch St. Johannis, Jg. 1874, fol. 64, Nr. 28). Zu Franz Theodor Meyer (geb. 25.3.1847 zu Lübeck, gest. 9.1.1928 in Lüneburg) s. August Nebe, Geschichte des Johanneums. 1806–1906, in: Wilhelm Görges und August Nebe, Geschichte des Johanneums zu Lüneburg. Festschrift zur 500jährigen Jubelfeier des Johanneums im September 1906, Lüneburg 1906, S. 140, Anm. 90; Wilhelm Reinecke, Nachruf, in: Lüneburger Museumsblätter Heft 12 (1928), S. 264 f.; Gerhard Körner, Katalog der Jubiläumsausstellung des Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg 1978, Lüneburg 1978, S. 12 f. (mit Abbildung).

enthielten „keine Privatgeheimnisse“ und verdienten es, „aus der bisherigen Verborgenheit an das Licht gezogen zu werden.“ So wurden beide Briefe am 29. März 1901, am Tage der Aufführung des „Deutschen Requiems“, zum ersten Mal in den Lüneburgschen Anzeigen gedruckt als „interessante Dokumente der herzlichen Freundschaft, welche Brahms zur Blumeschen Familie hegte“; zugleich als Werbung für das Konzert mit der Überschrift: „Zwei bisher unbekannte Briefe von Brahms.“³⁷

Diese Briefe sind heute in der Forschung bekannt.³⁸ Da seit ihrer Erstveröffentlichung bereits 111 Jahre vergangen sind und sie bislang nur auf Englisch³⁹ und auf Deutsch lediglich in den Lüneburgschen Anzeigen und – nicht ganz fehlerfrei – in der deutschen Übersetzung von Florence May's Brahms-Biographie⁴⁰ vorliegen, sollen sie im Folgenden noch einmal – den Lüneburgschen Anzeigen (und dem Brahms-Autograph) folgend – abgedruckt werden. Schließlich verdienen sie aufgrund ihrer besonderen Vorgeschichte eine besondere Beachtung in Lüneburg:

„Zwei bisher unbekannte Briefe von Brahms (...)

Iter Brief von Johannes Brahms an Amtsvoigt Blume zu Winsen a. d. L.

Theurer Herr Amtsvoigt! Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin die herzlichsten Glückwünsche darbringen darf zu dem frohen Feste, das Sie in diesem Monate feiern. Die hohe Achtung und Liebe, welche ich stets für Sie hegte, mag entschuldigen, daß ich Sie aus so weiter Ferne mit meinen Zeilen belästige, vielleicht gar zur unrechten Zeit, ich weiß eben nur, daß Sie ihre goldene Hochzeit in der Mitte dieses Monats feiern. Möge Gott Sie noch lange gesund erhalten, so daß ich noch oft so herzlich frohe Stunden bei Ihnen verleben kann, als früher. Hegen Sie noch, wie sonst, einige Theilnahme an meinem Schicksale, so ist es Ihnen vielleicht lieb, zu erfahren, daß ich einen so himmlischen Sommer erlebt habe, wie noch nie. Nachdem ich herrlich erhebende Wochen mit Joachim zusammen in Göttingen verlebt habe, streife ich jetzt schon 5 Wochen nach Herzenslust am göttlichen Rheine herum. Diesen Winter hoffe ich in Hannover zubringen zu können, um mit dem als Mensch wie als Künstler gleich edlen Joachim zusammen zu leben. Indem ich Sie bitte, mich Ihrer Frau Gemahlin und Ihrer Fräulein Tochter dringendst zu empfehlen, möchte ich Sie noch ersuchen, meine herzlichsten Grüße Ihrem Herrn Sohne nebst Frau und Kindern,⁴¹ dem theuren Onkel Giesemann, und allen dortigen Bekannten zu sagen. Mit bestem Gruße

Ihr Johannes Brahms. Im Lahnthal, Sept. 1853.

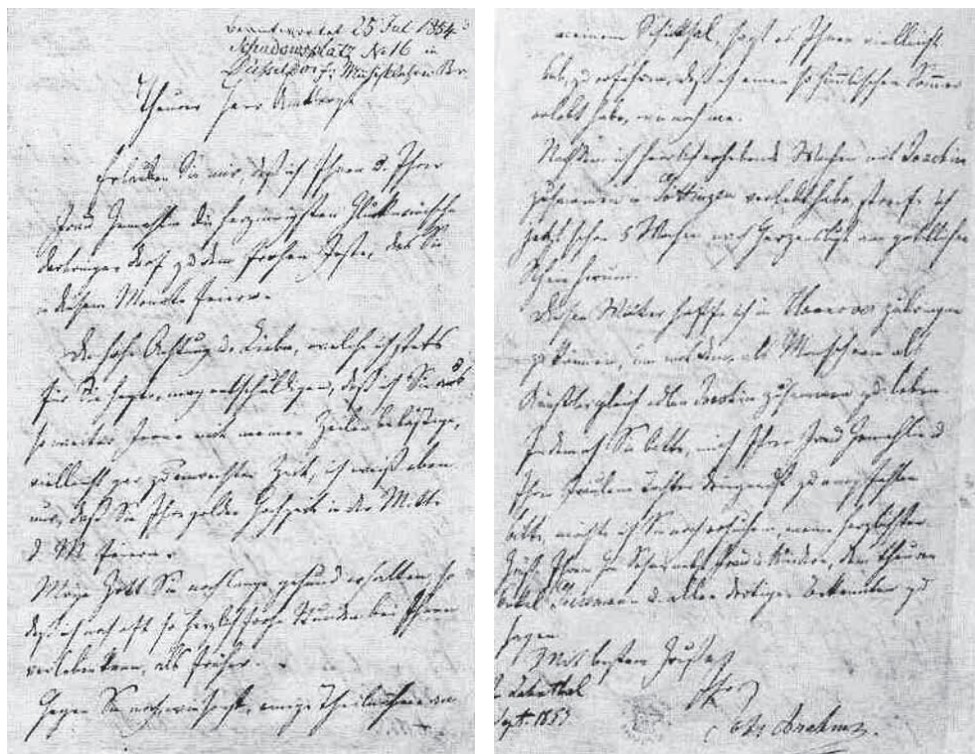
37 Lüneburgsche Anzeigen Nr. 75 (29.3.1901): „A. (Zwei bisher unbekannte Briefe von Brahms.)“

38 Das Brahms-Briefverzeichnis (BBV) des Brahms-Instituts an der Musikhochschule Lübeck enthält die wichtigsten Kurzzangaben über beide Briefe.

39 May, *The life* (wie Anm. 23), S. 117, 164; Styra Avins, *Johannes Brahms. Life and Letters*, Oxford/New York 1997, S. 19, Nr. 8; S. 54, Nr. 31.

40 May, *Johannes Brahms* (1911) (wie Anm. 25), S. 113, 160; dies., *Johannes Brahms* (1983) (wie Anm. 21), S. 111, 157 f.

41 Gemeint ist Carl Georg Blume und Familie in Lüneburg.



Autograph des Brahms-Briefes an Amtsvogt Blume, Im Lahntal, Sept. 1853 (Mit freundlicher Genehmigung des Vorstands der British Library London)

IIter Brief desselben an denselben.

Ulm, den 16. Aug. 1854. Verehrter Herr! Sie glauben gewiß, Ihr theurer Brief habe mich nicht im Geringsten erfreut, da ich so lange auf Antwort warten lasse? Ach, die letzte Zeit war so bewegt, daß ich's von Tag zu Tag verschieben mußte. Frau Schumann reiste den 10. d. M. mit einer Freundin nach Ostende, der Gesundheit wegen; ich, nach vielem Ueberreden, entschloß mich, in der Zeit eine Reise durch Schwaben zu machen. Ich wußte nicht, wie sehr ich an Schumanns hing, wie ich in ihnen lebte; Alles kam mir öde und leer vor, täglich wollte ich umkehren und mußte per Eisenbahn fahren, um nur recht bald weit zu kommen und das Umkehren zu vergessen. Es half nichts, bis Ulm bin ich theils zu Fuß, theils per Eisenbahn gekommen, ich kehre rasch um und warte lieber in Düsseldorf auf Frau Sch., als daß ich so im Dunkeln umherirre. Wenn man so göttlich schöne Menschen gefunden hat wie Rob. und Cl. Sch., so soll man sich an sie hängen und sie nicht verlassen, sich an ihnen erheben und begeistern. Mit dem theuren Sch. geht es immer besser, wie Sie aus meinen Briefen an die Eltern gelesen haben. Es ließe sich viel über seinen Zustand schwatzen. Am besten finde ich ihn in einigen Werken von E. T. A. Hoffmann beschrieben. (Rath

Ulm 16. Aug. 1854.
 Brahmens Brief an
 Amtsvogt Blume.

Vorzüglichst dem Herrn Amtsvogt
 Blume ein Brief in dem ich
 die in so langer Zeit über mich
 geschehenen Veränderungen
 mittheilen will. Ich hoffe
 Sie werden mich darüber
 freuen. Ich habe mich
 in der That einer
 Veränderung unterworfen.
 Ich würde nicht sagen, dass
 diese Veränderung eine
 große ist. Aber ich habe
 mich entschlossen, meine
 Wohnung zu wechseln.
 Ich werde nach Ulm
 ziehen, um bei meinem
 Onkel zu wohnen. Ich
 hoffe, Sie werden mich
 darüber freuen. Ich habe
 mich entschlossen, meine
 Wohnung zu wechseln.

bestenfalls zu dem Ende, dass ich Ihnen davon
 schreiben will. Ich habe mich
 entschlossen, meine Wohnung
 zu wechseln. Ich werde
 nach Ulm ziehen, um bei
 meinem Onkel zu wohnen.
 Ich hoffe, Sie werden mich
 darüber freuen. Ich habe
 mich entschlossen, meine
 Wohnung zu wechseln.
 Ich würde nicht sagen, dass
 diese Veränderung eine
 große ist. Aber ich habe
 mich entschlossen, meine
 Wohnung zu wechseln.
 Ich werde nach Ulm
 ziehen, um bei meinem
 Onkel zu wohnen. Ich
 hoffe, Sie werden mich
 darüber freuen. Ich habe
 mich entschlossen, meine
 Wohnung zu wechseln.

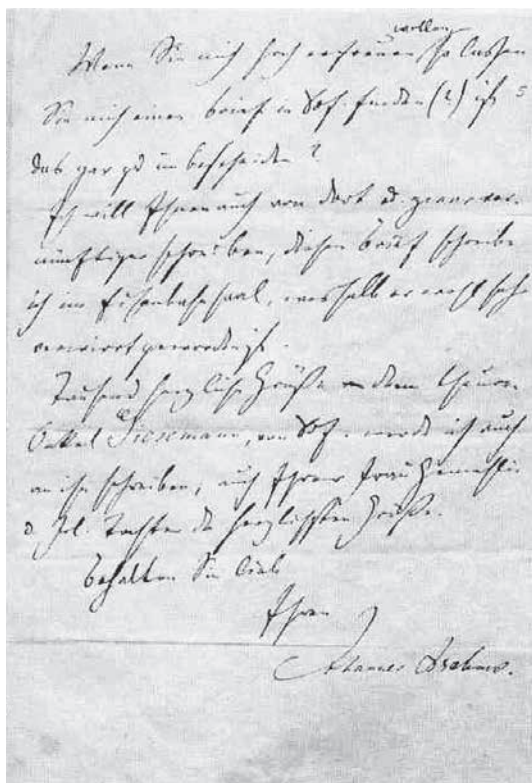
Autograph des Brahms-Briefes an Amtsvogt Blume, Ulm 16. August 1854 (Mit freundlicher Genehmigung des Vorstands der British Library London) – 3. Briefseite Abbildung rechts

Krespel, Serapion, und gar der herrliche Kreißler etc.). Er hat nur seinen Körper zu früh abgestreift. Wenn Sie mich hoch erfreuen wollen, so lassen Sie mich einen Brief in Ddf. finden (?), ist das gar zu unbescheiden? Ich will Ihnen auch von dort und zwar vernünftiger schreiben, diesen Brief schreibe ich im Eisenbahnsaal, weshalb er wohl sehr verwirrt geworden ist. Tausend herzliche Grüße dem theuren Onkel Giesemann, von Ddf. werde ich auch an ihn schreiben; auch Ihrer Frau Gemahlin und Fräulein Tochter die herzlichsten Grüße. Behalten Sie lieb

Ihren Johannes Brahms.“

Erwähnenswert ist die weitere Geschichte der Briefe: Florence May entdeckte sie in den Lüneburgschen Anzeigen, als sie – wahrscheinlich auch in Lüneburg – Material für ihre Brahms-Biographie suchte, und veröffentlichte sie 1905 auf Englisch in London.⁴² Bis 1921 blieben die Originale der Briefe im Besitz

⁴² Vgl. May, The life (wie Am. 23), S. 117 und 164; vgl. 117, Anm.: „This letter and another to Amtsvogt Blume, which follows in Chapter VI, were first published in the Lüneburger Anzeiger, March 29, 1901.“



der Familie Blume in Lüneburg. Seit 1922 befinden sie sich in der British Library in London.⁴³

Wie es dazu kam, lässt sich anhand der nicht vollständig erhaltenen Korrespondenz, die Dr. Nicolas J. Bell, Kurator der Musikmanuskripte der British Library, freundlicherweise als Kopie zur Verfügung stellte, in wenigen groben Strichen darstellen.⁴⁴ Die Brahms-Briefe wurden dem British Museum Ende des Jahres 1921 zum Kauf angeboten von Heinrich Blume aus Lüneburg, dem Sohn Carl Georg Blumes. Heinrich Blume, zuvor Kaufmann in Mexico, lebte seit 1903 zusammen mit seiner Frau Marina als Rentner in Lüneburg, Altenbrückerdamm 3,⁴⁵ direkt neben seinem Elternhaus (Altenbrückerdamm 4), das zu der Zeit von seinen Schwestern Theodore und Elisabeth, verheiratet mit

Theodor Meyer, bewohnt wurde.⁴⁶ Er scheint rasch Zugang zur gehobenen Männerwelt Lüneburgs gefunden zu haben, da er Mitglied der „Donnerstagsgesellschaft“ wurde, der die Lüneburger Geistlichen, einige Schulmänner, Juristen und „ein Kaufmann“ (Blume selbst) angehörten.⁴⁷

43 Signatur: Add. MS 40730, ff. 3–5.

44 Diese Materialien erhielt ich am 16. 1. 2012 von Dr. Nicolas J. Bell mit der Erlaubnis, sie zu reproduzieren. Ihm und seinen Mitarbeitern Steve Cork und Richard Walker sei herzlich für ihre Hilfe gedankt.

45 Zu ihm s. unsere Anm. 32. – Adressbuch Lüneburg 1903, S. 97: „Blume, Heinrich, Rentier, Altenbrückerdamm 3.“ Hier lebte er bis zu seinem Tode (ebd., 1922, S. 116) und danach auch seine Witwe (Adressbuch Lüneburg 1926, S. 147: „Blume, Marina, Witwe, Altenbrückerdamm 3, „die am 12. 9. 1927 starb (Lüneburg, Ephoralarchiv, Hauptbuch IV. Verzeichnis der Begrabenen. Parochie Lüneburg, St. Johannis. 1923–1940, fol. 65, Nr. 118).

46 Theodore Blume, die 1901 noch in der Barckhausenstraße 15 lebte (vgl. unsere Anm. 34), findet man seit 1919 am Altenbrückerdamm 4 (Adressbuch Lüneburg 1919, S. 92; ebd., 1922, S. 116). Zur Familie Theodor Meyers, der 1928 starb, s. Anm. 35.

47 Auf einer Abbildung der „Donnerstagsgesellschaft“ findet man neben Heinrich Blume auch seinen Schwager Theodor Meyer, s. Helmut Plath, Ein Lehrerleben, in: Lüneburger Blätter 19/20 (1968/69), S. 60 und Tafel 20; Plath (wie Anm. 6), S. 163 (Abbildung) und 165, Anm. 121.



Heinrich Blume (ganz links auf der Bank) als Mitglied der Donnerstagsgesellschaft (Schwarzer Club), Oktober 1918; ganz rechts auf dem Stuhl: sein Schwager Professor Theodor Meyer (Privatsammlung)

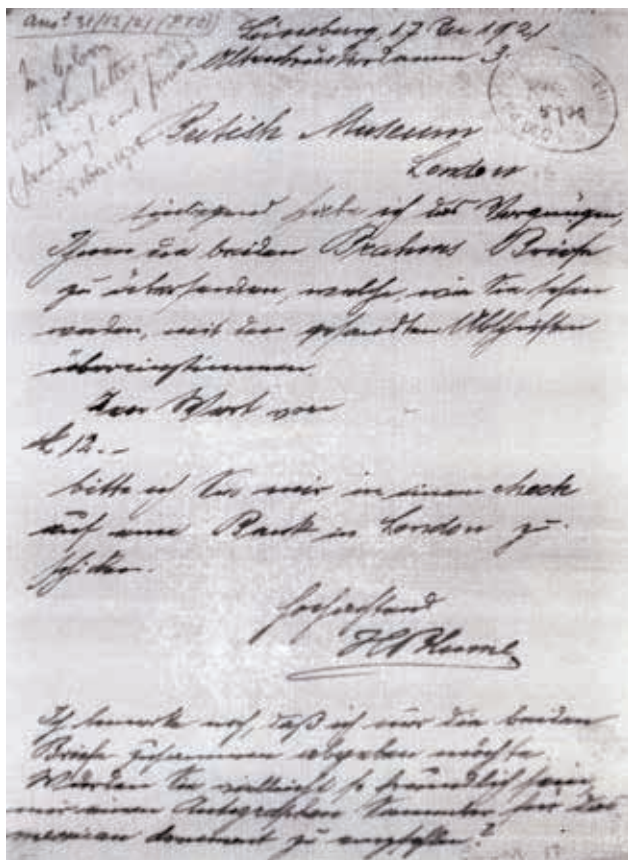
Wir wissen nicht, warum man sich zum Verkauf der beiden Briefe entschloss. Vielleicht war es der Alterswunsch, aufzuräumen, gewisse Dinge zu erledigen; vielleicht einfach finanzielle Not in den schweren Anfangsjahren der Weimarer Republik. Jedenfalls schickte Heinrich Blume wohl Ende November 1921 eine Abschrift der Briefe an das British Museum und verlangte für die Originale 15 £. Da das British Museum zu der Zeit noch keine Brahms-Handschrift in seiner Autographensammlung besaß, war man nicht abgeneigt. Ein Experte des Hauses überprüfte den Inhalt und fand beide Briefe (vor allem den vom 16. August 1854 wegen seines Bezugs zu den Schumanns) sehr interessant. Er empfahl den Kauf auch mit dem Argument: „We have no Brahms autograph.“ Die geforderten 15 £ hielt er für einen „fairen Preis“.⁴⁸ Trotzdem schlug das British Museum in seiner Antwort an Blume nur einen Preis von 12 £ vor und bat – zwecks Überprüfung und endgültiger Entschei-

⁴⁸ British Library, 6. 12. 1921: “Brahms. Hughes-Hughes reports as follows: the letter of 16 Aug. 1854 mentioning the Schumanns, is of considerable interest, he would like it to be here. £10 would, he considers, be a fair price. The other letter, too, has some interest, containing some mention of Joachim, the famous violinist; but is less precious than the first. £15 would be a fair price for the two – if you want both. We have no Brahms autograph (...).”

derung – um Übersendung der Originale. Blume war mit dem Preis einverstanden.⁴⁹ Er schickte die Briefe nach London;⁵⁰ Ende Januar wusste er noch nicht, dass das zuständige Kuratorium (trustee) des British Museum dem Kauf am 14. Januar 1922 zugestimmt hatte.⁵¹

Etwa ein halbes Jahr später, am 7. Juli, starb Heinrich Blume.⁵² Seine Schwester Theodore war einige Monate vor ihm, am 26. April 1922, gestorben,⁵³

Rechts: Heinrich Blume an British Museum London, Lüneburg, 17. Dezember 1921: Übersendung der beiden Brahms-Briefe (Mit freundlicher Genehmigung des Vorstands der British Library London)



- 49 British Library (Blume an British Museum London, Lüneburg, 11. 12. 1921): „In Beantwortung Ihres Schreibens vom 6. 12. teile ich Ihnen mit, daß der Preis für die beiden Brahmsbriefe £12.– zwölf ist. Wenn Sie einverstanden sind, die Briefe für diesen Preis zu nehmen, werde ich Ihnen dieselben im eingeschriebenen Brief schicken. Außerdem besitze ich einen Brief an meine frühere Firma in Guadalajara (Mex.) mit eigenhändiger Unterschrift vom Präsidenten Porfinio Diaz [den er für £3 anbot] ... Die Brahms Briefe sind beide von ihm selbst geschrieben und in bestem Zustande erhalten, eine vorherige Prüfung ist daher nicht nötig.“
- 50 British Library (Blume an British Museum London, Lüneburg, 17. Dezember 1921): „Einliegend habe ich das Vergnügen, Ihnen die beiden Brahms Briefe zu übersenden, welche, wie Sie sehen werden, mit den gesandten Abschriften übereinstimmen. Den Wert von £12.– bitte ich Sie mir in einem Check auf meine Bank in London zu schicken. Hochachtend H. Blume. Ich bemerke noch, daß ich nur die beiden Briefe zusammen abgeben möchte. Würden Sie vielleicht so freundlich sein, mir einen Autographen Sammler für das mexican. Document zu empfehlen?“
- 51 British Library (Blume an British Museum, Lüneburg, 25. Januar 1922). Dass der Kauf am 14. Januar erfolgte, teilte mir Dr. Bell mit (5. 1. 2012).
- 52 Lüneburg, Ephoralarchiv, Hauptbuch III. Verzeichnis der Begrabenen. Parochie Lüneburg. St. Johannis. 1916–1922, fol. 235, Nr. 103: „Blume, Heinrich Georg Julius, Rentner, Ehemann in Lüneburg, fast 74 Jahre.“
- 53 Lüneburg, Ephoralarchiv, Hauptbuch III. Verzeichnis der Begrabenen (wie Anm. 52), fol. 229, Nr. 73: „Blume, Theodore, unverheiratet in Lüneburg. 81 Jahre, 28 Tage.“

ihre jüngere Schwester Elisabeth Meyer, geb. Blume, folgte fünf Jahre später, am 29. Dezember 1927.⁵⁴ Damit waren wohl alle Kinder des Kalkulators Blume, in dessen Wohnung der junge Brahms im Mai 1853 sein erstes Konzert in Lüneburg gegeben hatte, nicht mehr am Leben.

Die Aufführung des Jahres 1906 (23. Februar)

Am 23. Februar 1906, also fast fünf Jahre nach der in vieler Hinsicht bedeutsamen Darbietung des „Deutschen Requiems“ in Lüneburg, gab es eine weitere Aufführung, für die der Verein für geistliche Musik die Verantwortung trug. Sie fand in St. Johannis unter Leitung des Hamburger Dirigenten Karl Gleitz statt. Die Lüneburger Stadtkapelle, durch Hamburger Musiker verstärkt, stellte das Orchester; als Solisten werden genannt: „Fräulein E. Lauenstein (Alt), Frau Dr. Grashoff (Sopran), Herr Newman aus Hamburg (Bariton).“ Eingeleitet wurde das Werk durch das Orchesterstück „Pietà“, eine Komposition des Dirigenten, sowie „zwei Gesänge für eine Altstimme“, nämlich die Arie „Sei stille dem Herrn“ aus Mendelssohns „Elias“ und Beethovens „Bußlied“.⁵⁵

Obwohl nicht nur der Verein für geistliche Musik durch mehrfache Ankündigungen,⁵⁶ sondern auch die Lüneburgschen Anzeigen durch eine ausführliche Vorstellung und Würdigung des „Deutschen Requiems“ für das Konzert geworben hatten,⁵⁷ ließ der Besuch offenbar „zu wünschen übrig“. Mochte dies auch durch „allerlei“ andere Veranstaltungen an diesem Abend zu erklären sein (wie der Rezensent der Aufführung vermutet),⁵⁸ so fällt doch auf, dass von der großen Begeisterung für Brahms und sein Werk, welche noch die Darbietung des Jahres 1901 gekennzeichnet hatte, wenig zu spüren war. Auch die Erinnerung an Brahms' Lüneburger Aufenthalt (1853), an seine Beziehungen zur Familie Blume sowie an frühere Aufführungen seines „Requiems“ in Lüneburg war offensichtlich verblasst. Jedenfalls gehen die vorhandenen Quellen nicht darauf ein.

54 Lüneburg, Ephoralarchiv, Hauptbuch IV. Verzeichnis der Begrabenen. Parochie Lüneburg. St. Johannis für die Zeit 1. Jan. 1923 ff., fol. 70, Nr. 3 („73 Jahre 6 Monate“; Begräbnis: 2. Jan. 27). Ihr Mann Professor Theodor Meyer starb eine Woche nach ihrem Begräbnis, am 9. 1. 1928 (ebd., fol. 70, Nr. 6).

55 Lüneburgsche Anzeigen Nr. 45 (23. 2. 1906).

56 Ebd., Nr. 36 (13. 2. 1906); Nr. 40 (17. 2. 1906); Nr. 41 (18. 2. 1906); Nr. 42 (20. 2. 1906); Nr. 43 (21. 2. 1906); Nr. 45 (23. 2. 1906).

57 Ebd., Nr. 40 (17. 2. 1906): „(Kirchenkonzert des Vereins für geistliche Musik in der St. Johanniskirche am 23. Februar abends 8 Uhr.)“. Eine ausführliche Würdigung findet sich: ebd., Nr. 44 (22. 2. 1906) „(Zum Kirchenkonzert des Vereins für geistliche Musik. Ein deutsches Requiem von Johannes Brahms.)“: „Sowie unter den Komponisten der nachklassischen Periode J. Brahms stets in vorderster Reihe zu nennen ist, so wird auch, wo von deutscher Musik gesprochen wird, sein deutsches Requiem überall als eins der bedeutendsten Werke der neuen Zeit bezeichnet werden müssen.“

58 Ebd., Nr. 48 (27. 2. 1906) „(Konzert des Vereins für geistliche Musik.)“.

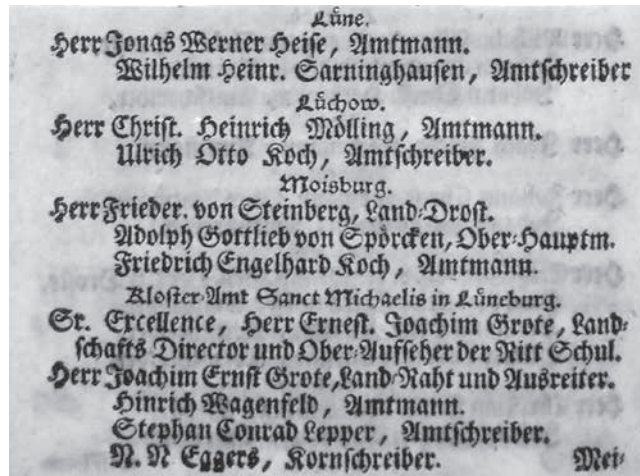
Amtsjuristen von 1693 bis 1850 an St. Michaelis Lüneburg

Einführung

Das einst reich begüterte Kloster-Amt St. Michaelis am Kalkberg in Lüneburg¹ findet sich mit den Namen seiner Landesbeamten im jährlichen Braunschweig-Lüneburgischen Staatskalender nur von 1737 bis 1768.

An deren Spitze stand ein adeliger „Landschaftsdirektor“ mit dem ihm 1655 zugestandenen Traditionstitel „Abt“, der bis 1850 zugleich die Oberaufsicht über die aus dem aufgelösten Klosterkonvent hervorgegangene Ritterakademie² führte. Er residierte in der noch bestehenden „Abtei“ von 1716/1767 Auf dem Michaeliskloster 4, seit 1862 Sitz des Ersten Beamten des bis dahin beim Kloster Lüne aufzusuchenden Amtes, seit 1885 des Landkreises Lüneburg.³

Dem Abt stand der ebenfalls adelige „Ausreiter“ als Verwaltungsleiter und Vertreter des Klostervermögens zur Seite. Der wohnte im als Pfarrhaus renovierten Reprä-

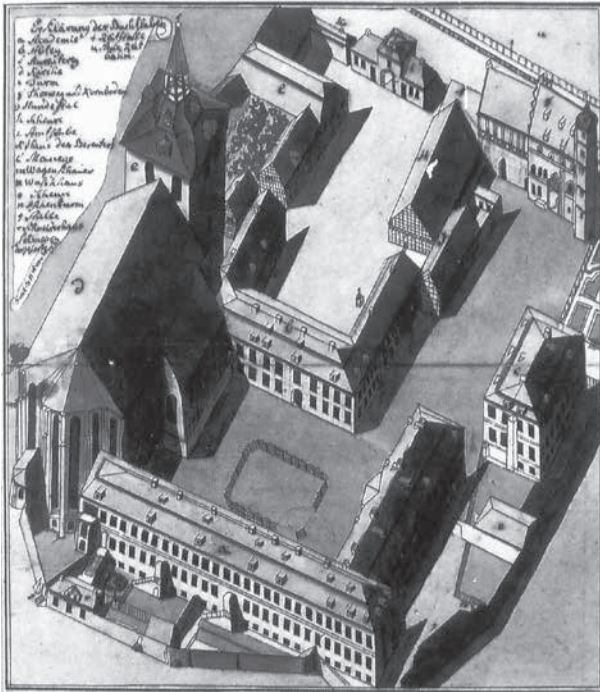


Aus dem Staatskalender 1742, S. 84 unten.

1 Ludwig Albrecht Gebhardi: Kurze Geschichte des Klosters St. Michaelis in Lüneburg, Ms. ebd. 1787, Druck Celle 1857, S. 100.

2 Wilhelm Görges (1803–1893), Die Ritterakademie des Michaelisklosters in Lüneburg, in: Jahresbericht des Johanneums zu Lüneburg, 1901; Klaus Bleeck, Adelserziehung auf deutschen Ritterakademien – Die Lüneburger Adelschulen 1655–1850, Marburger Dissertation, Frankfurt am Main 1977; Uta Reinhardt: Die Matrikel der Ritterakademie zu Lüneburg 1656–1850, Hildesheim 1979, Dieter Rüdebusch: Ritterakademie, Weiße Reihe 18 des Landkreises Lüneburg, Husum Verlag 2007.

3 Hans-Cord Sarnighausen: Ein alter Lageplan des Klosters und Amtes Lüne, in: Entwicklungen, 6. Heimatbuch für den Landkreis Lüneburg, Husum Verlag 2008, S. 22–31 mit 11 Abb.; ders.: Herren im Lünener Damenstift? Gräber für Amtsjuristen in Kloster Lüne, in: Damals, 4. Heimatbuch für den Landkreis Lüneburg, Husum Verlag 2001, S. 190–204 mit 11 Abb.



*Michaelis-Kloster um 1765
von Osten.*



Abtei von 1716/67 von Westen.



Oben: Ausreiterhaus von 1712 von Norden.
Rechts: Ausreiterhaus von 1712 von Süden.



sentativbau Auf dem Michaeliskloster 2a/b von 1712 mit zwei Fachwerk-Geschossen unter einem damals originellen Mansarddach.⁴

Weiter gab es für die Justiz-, Bau- und Rechnungssachen einen studierten bürgerlichen Amtmann mit einem jüngeren juristischen Amtschreiber, einem Kornschreiber, einem Vogt und weiteren Amtsbedienten. Für diese entstand 1728 das Kloster-Amtshaus (Pfarramt Görgesstraße 1) als Barock-Palais südwestlich der Kirche.

Anders als in Lüne gab es hier zwar keinen arrondierten Amtsbezirk, wohl aber einen verbreiteten, reichen Grundbesitz⁵ in Stadt und Land mit eigener Gerichtsbarkeit über die zugehörigen landesherrlichen, dingfreien Stadthäuser, Mühlen wie die Abtmühle von 1147/1579 mit Wasserturm von 1531 für die Brauer (Hotel Bergström), Fischereien, Gärten wie Mönchs- und Hohengarten vor dem Neuenthore, Ziegelhof, Jägerhaus, Branntweinbrennerei, Kloster-Vorwerk mit Abts-Sommersitz in Grünhagen bei Bienenbüttel, ländliche Meier-Höfe in jedem dritten Dorf der näheren und weiteren Umgebung, zahlreiche Ländereien und Forsten.

Verfahren mit der Lüneburger Stadt und Saline, mit auswärtigen Gütern, Bauern und Kirchen, mit Kloster-Professoren und -Schülern, Predigern, Kantoren und Organisten wie beauftragten bildenden Künstlern, Lieferanten und Handwerkern waren von eigenen Juristen wie schon von Kloster-Amtmann Johann *Greiffenkerl* wahrzunehmen, der am 4.10.1623 dem klosterpflichtigen Meier Heinrich *Harmeit* in Neetze als „Abtei-Untertan“ den Bau einer neuen Köthnerstelle erlaubte.⁶

1692 bzw. 1705 erlebte Braunschweig-Lüneburg als Kurhannover einen gedeihlichen Neuanfang, und zwar von 1714 bis 1806 in Personalunion mit dem König von

4 Doris Böker: Hansestadt Lüneburg, Baudenkmale in Niedersachsen 22.1, Michael Imhof Verlag, 36100 Petersberg Kreis Fulda 2009, S. 291–293.

5 Urban F. C. Manecke: Topographisch-historische Beschreibungen der Städte, Ämter und adeligen Gerichte im Fürstentum Lüneburg, 1. Band, Celle 1858, S. 44.

6 Egon Behrens: 800 Jahre Neetze, Husum Verlag 2004, S. 40, 307; Stadtarchiv Lüneburg St. Mich. 142 zu Amtmann Greiffenkerl 1639–1649.



Oben: Amtshaus von 1728 von SW.

Links: Amtshaus von 1728 von SO.

Großbritannien. Von den entsprechenden Auswirkungen auf die vielen, auch aus früheren Klöstern gebildeten Lokal-Ämter⁷ im Fürstentum blieb das Lüneburger Klosteramt allerdings wie etliche Rittergüter mit Patrimonialgerichten teilweise unberührt. Erst 1850 übernahm die Klosterkammer Hannover von 1818 auch hier die Vermögensverwaltung.⁸

Beamtenliste

Während über die Äbte und „Ausreiter“ Literatur vorliegt,⁹ fehlt sie bisher für die Amtsjuristen an St. Michaelis Lüneburg. Diese können im 18. Jahrhundert in zeitlicher Reihenfolge ihres Dienstantritts mit ihren Familien vorgestellt werden, bedürfen allerdings noch mancher Ergänzung.

1.

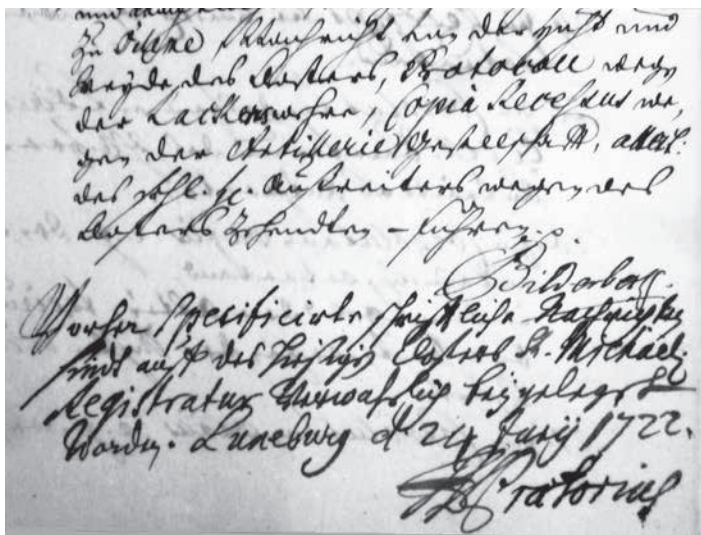
1693 bis 1723: Friedrich Leopold *Praetorius* (Lüneburg 15. 2. 1658 – ebd. 1723),¹⁰ Patensohn des Michaelis-Abts und als solchen ersten Familienvaters Statius Fried-

⁷ Ernst v. Meier: Hannoversche Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte 1680–1866, Leipzig 1899, S. 311–336; Verfasser: Aus der Hannoverschen Amtsordnung von 1674, in: Lauenburgische Heimat, Heft 175, März 2007, S. 47–57; vgl. auch Christian Lippelt: Die Amtsordnung für das Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel von 1541, in: Braunschweigisches Jahrbuch für Landesgeschichte 83, 2002, S. 11–33.

⁸ Axel von Campenhausen: Der Allgemeine Hannoversche Klosterfonds und die Klosterkammer Hannover, ebd. 1999; ders. hierzu in: Niedersachsen, Zeitschrift für Heimat und Kultur, Heft 4/1997, S. I–XLIV mit Farbfotos.

⁹ Arnold v. Weyhe-Eimke, Die Äbte des Klosters St. Michaelis zu Lüneburg, Celle 1862.

¹⁰ Stadtarchiv Lüneburg, St. Mich. 111, 169.



Oben: Handschrift Praetorius v. 24. 6. 1722.

Links: Abt v. Post (1607–1667), Michaeliskirche, Nordschiff.

rich v. Post (Rittergut Holtensen nördlich von Hameln 25.11.1607 – Lüneburg 28.2.1671, Abb. 8),¹¹ 1693 Kloster-Amtschreiber mit dem 1687 ernannten Kornschreiber und Monitor Johann Christoph Bromberger († Lüneburg 1706), Verfasser von Nachrichten „Secreta Salinaria“ über die Lüneburger Salinengelder,¹² an denen St. Michaelis seit jeher reichlich beteiligt war, und eines Auszugs aus des Klosters Gerichts-Protokollen und Registern von 1722.

Sein Vater Friedrich Emanuel Praetorius (Mühlberg bei Gotha 1623 – Lüneburg 30.6.1695),¹³ Student in Braunschweig und Hamburg, seit 1655 Michaelis-Kantor für insgesamt 250 Taler jährlich, Förderer der dortigen Chorbibliothek,¹⁴ Vater von

11 Arnold v. Weyhe, wie Anm. 9, S. 257–303; Manfred Willeke: Die Geschichte der Ritter- und Freiherrenfamilie v. Post, Lügde bei Bad Pyrmont 2001, S. 127–128; Otto Puffahrt: Landhofmeister v. Post, ein Klosterbeamter in Lüneburg, S. 1–16 DIN A 4, 2004, Ms., Ratsbücherei Lüneburg HL 260; Verfasser: Spuren v. Post seit 1655 in St. Michaelis, in: Bürgerbrief Lüneburg 42, April 2009, S. 8–9 (im Internet).

12 Otto Puffahrt: Auszüge aus den Gebhardischen Collectaneen, Lüneburg 2007, S. 34–38, Nr. 55, Ratsbücherei Lüneburg HL 4' 319, nach Ludwig Albrecht Gebhardi: Collectanea, Band 1 von 15, Ms. Lüneburg 1762, Handschrift in der Nieders. Landesbibliothek Hannover, MS XLII 1911.

13 Gustav Fock/Hans-Cord Sarnighausen: Zur Musik und Glasmalerei in St. Michaelis Lüneburg, Husum Verlag 2004, S. 12, 27–38, 153, 160.

14 Friedrich Jekutsch: Rekonstruktion der Chorbibliothek von St. Michaelis zu Lüneburg, Ratsbücherei ebd. 2000, S. 17.

sieben Lüneburger Söhnen und einer Tochter, Ⓞ Lüneburg 2.4.1657 Catharina Elisabeth *Steinhäuser* aus Hamburg.

Sein Sohn Martin Joachim *Praetorius* (* Lüneburg 12.9.1700) wurde vom Ersten Michaelis-Pastor Georg Martin *Hülsemann* (Ramelsloh 16.. – Lüneburg 1738, im Ruhestand) privat getauft.

2.



Joachim Friedrich v. Lüneburg (1709–1764),
Michaeliskirche, Nordschiff.

Ernst Joachim Freiherr *Grote* (Gut Breese im Bruche bei Dannenberg 13.5.1675 – Celle 23.12.1741)¹⁵ als Landschaftsdirektor eingeführten neuen Abt Joachim

1707 bis 1754: Heinrich *Wagenfeld* (Lüneburg um 1683 – ebd. 14.12.1753, über 70 Jahre alt), 1707 studierter Kloster-Kornsreiber und -Monitor, am 22.4.1724 von A. *Küchenthal* vereidigter Amtschreiber, 1725 Kloster-Amtmann.¹⁵

Er Ⓞ Lüneburg (St. Mich.) 24.10.1707 Sophia Margaretha, Tochter des Harburger Amtschreibers Georg *Olshausen*.

Am 15.1.1728 vertrat er das Klosteramt mit seinem Vogt *Schäfer* bei der Hinrichtung eines durch die Celler Richter *v. Goertz, v. Ilten und v. Ramdohr* zum Tode verurteilten zweifachen Frauenmörders Johann *Behrens* durch den 1723 bis 1743 dort zuständigen Lüneburger Amtmann Jonas Werner *Heise*¹⁶ und dessen Scharfrichter, weil die nach 17 Jahren aufgedeckten beiden Verbrechen im Michaelis-Holze bei Lüneburg-Hagen geschahen.¹⁷

Wagenfeld erkrankte 1751 schwer am Dauerstreit mit seinem 1744 nach

15 Stadtarchiv Lüneburg, St. Mich. 137, 138, 159, 160.

16 J. W. *Heise* (* Hannover-Neustadt 31.5.1674) war ein Sohn des David H. (Hannover 1632 – ebd. 5.7.1709), Bürger, Brauer und fürstl. Forstsreiber ebd., Ⓞ Hann.-Neustadt 9.2.1669 Anna Sophie *Marting* (Braunschweig 1652 – Hannover 22.12.1687). Wilhelm Albrecht: Ein ungetreuer Amtmann in Lüne, in: Lüneburger Kreiskalender 1930, S. 81–82 zu *Heises* Veruntreuung von Lüneburger Amtsgeldern und Flucht nach Hamburg von 1743; ders.: Die Beamten des Amtes Lüne, in: ZNF 1929, S. 202, Nr. 17.

17 Otto Puffahrt, wie Anm. 12, S. 30–31, Nr. 52.

18 Arnold v. Weyhe, wie Anm. 9, S. 355–363.

Friedrich von Lüneburg (Erbgut Wathlingen bei Celle 13.7.1709 – Lübeck 25.8.1764, beim Arzt, Abb. 10).¹⁹

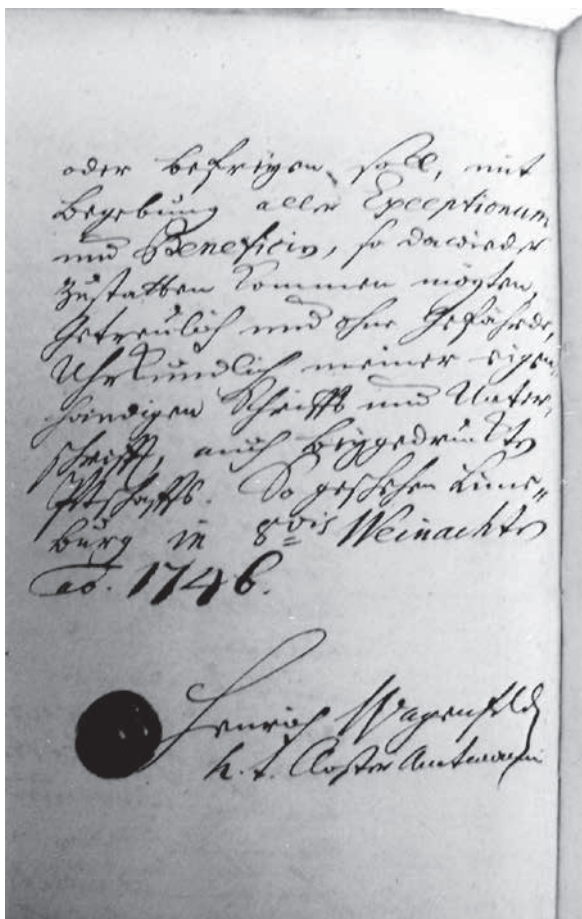
Dieser warf Wagenfeld seit 1746 verspätete Register der Kloster-Einnahmen und -Ausgaben sowie ungebührliches, eigenmächtiges Verhalten vor, z. B. das Vergeben von Grabplätzen in der Kirche ohne Rückfrage. Mit der Lüner Äbtissin gab es ebenfalls Ärger wegen bei ihr angemahnter, rückständiger Zahlungen, nicht dagegen mit seinem dortigen Amtsbruder, dem von 1733 bis 1758 in Lüne wirkenden kurfürstlichen Amtmann Wilhelm Heinrich Sarnighausen (1693–1758).²⁰

Nach einer Visitation vom 15.10.1753 hatte Wagenfeld am Monatsende alle vervollständigten Unterlagen seinem Amtschreiber, Commissarius und vorgesehenen Amts-Nachfolger Lepper (1709–1782, s. unten Nr. 5) zu übergeben. Zum 1.5.1754, den

er nicht mehr erlebte, wurde er antragsgemäß mit 250 Talern Pension entpflichtet. Er siegelte mit einem stehenden Halbmond (Lüneburger Sagen-Luna?) zwischen zwei Sternen unter einer Krone (Abb. 11, 12).

Sein Sohn Ernst Ludwig Wagenfeld (Lüneburg 19.9.1708 – Aerzen bei Hameln 7.11.1764), 1728 stud. in Jena, 1740 Amtschreiber in Hitzacker, 1747 in Rotenkirchen bei Einbeck, 1756 in Aerzen, Ⓞ 1743 Sophia Charlotte Stille (Bienenbüttel bei Lüneburg Ostern 1727 – Aerzen 7.12.1762).

Dessen Tochter Johanna Sophia (Hitzacker 11.9.1744 – Sulingen 10.3.1789) Ⓞ Neustadt/Rbge. 29.12.1771 Dr. med. Hermann David Hecker (Stadthagen



Handschrift Wagenfeld von 1746, Stadtarchiv Lüneburg.

¹⁹ Stammfolge v. Lüneburg, in: Gothaisches Genealog. Taschenbuch, Briefadel, Gotha 1933; Arnold v. Weyhe, wie Anm. 9, S. 366–381.

²⁰ Deutsches Geschlechterbuch (DGB) 143, Limburg 1967, S. 336.



Siegel Wagenfeld v. 14. 4. 1753,
Stadtarchiv Lüneburg.

12. 1. 1744 – Buxtehude 15. 9. 1822), 1771 Stadt-Physicus in Neustadt/Rbge., 1780 Land-Physicus in Hoya, 1789 in Sulingen, 1795 in Liebenau, 1797 in Rotenburg/Wümme, 1822 in Buxtehude.

Dessen Sohn Johann Ernst *Wagenfeld* (Hitzacker 23. 3. 1746 – Hannover 6. 6. 1815), Kanzlist bei der Justizkanzlei in Hannover, Ⓞ I. Mandelsloh südl. Schwarmstedt/Leine 26. 12. 1783 Johanne Wilhelmine Marie Dorothee (Rethem/Aller 25. 4. 1760 – Hannover 11. 11. 1794), Tochter des Johann Friedrich *Mauch* (Lautenthal/Harz 1720 – Mandelsloh 6. 11. 1784), 1756 Pastor in Rethem, 1762 in Kirchweyhe, 1778 in Mandelsloh,

Ⓞ Celle-Blumlage 1755 Clara Jacobina (* Lüneburg 13. 1. 1734), Tochter des Kloster-Amtschreibers Wilhelm August Jacob *Hülsemann* (s. unten Nr. 3); er Ⓞ II. Hannover-Hainholz 20. 9. 1801 Anne Dorothee Friederike *Bebre* (1774 – Hannover 31. 3. 1812).

Dessen Tochter Catharina Carolina W. (Rotenkirchen 11. 9. 1750 – Hannover 18. 5. 1824) Ⓞ Hannover 6. 10. 1778 Gottfried Christoph *Brauns* (Einbeck 15. 4. 1739 – Hannover-Linden 31. 8. 1790 „auf seinem Garten in der Glocksee“), Proviantschreiber in Hannover, dann dort Loccumer Kornschreiber, Sohn des Einbecker Korporals Christoph Brauns.

Dessen Sohn Joachim Friedrich *Wagenfeld* (Rotenkirchen 26. 9. 1754 – Hannover-Döhren 8. 12. 1814), Kaufmann und Chemiefabrikant in Salzgitter, 1797 Landwirt in Döhren, Ⓞ Hannover-Kirchrode 28. 12. 1794 Margarethe Sophie Dorothea (Eldagsen 27. 4. 1772 – Hannover-Döhren 23. 11. 1831), Tochter des Johann Heinrich *Soltmann* (Hannover 25. 2. 1734 – ebd. 7. 5. 1812), 1767 Pastor Eldagsen, 1773 in Hannover-Kirchrode, Ⓞ Hannover 20. 1. 1768 Catharina Dorothea *Büsing* (Harmeln 26. 4. 1747 – H.-Kirchrode 25. 4. 1788).

3.

1724 bis 1735: Wilhelm August Jacob *Hülsemann*, studierter Kloster-Amtschreiber, seit 26. 11. 1735 Commissar beim Zuchthaus in Celle, seltener Fall eines Ortswechsels.

Seine Tochter Clara Jacobina (* Lüneburg 13. 1. 1734) Ⓞ Celle-Blumlage 1755 Johann Friedrich *Mauch* (Lautenthal/Harz 1720 – Mandelsloh 6. 11. 1784), 1756 Pastor in Rethem/Aller, 1762 in Kirchweyhe, 1778 in Mandelsloh südlich von Schwarmstedt/Leine.

4.

1725 bis 1756: Johann Christoph **Eggers**, 1725 Kloster-Kornsreiber, 1735 hier Amtschreiber, 1755 bis 1756 Commissar des Klosteramts. Er bezog 136 Taler Besoldung bar und 6,5 Wichhimten Deputat-Roggen und wohnte frei in einem Klosterhaus. Hinzu kamen gelegentlich anfallende Nebeneinkünfte aus einzelnen Amtshandlungen.

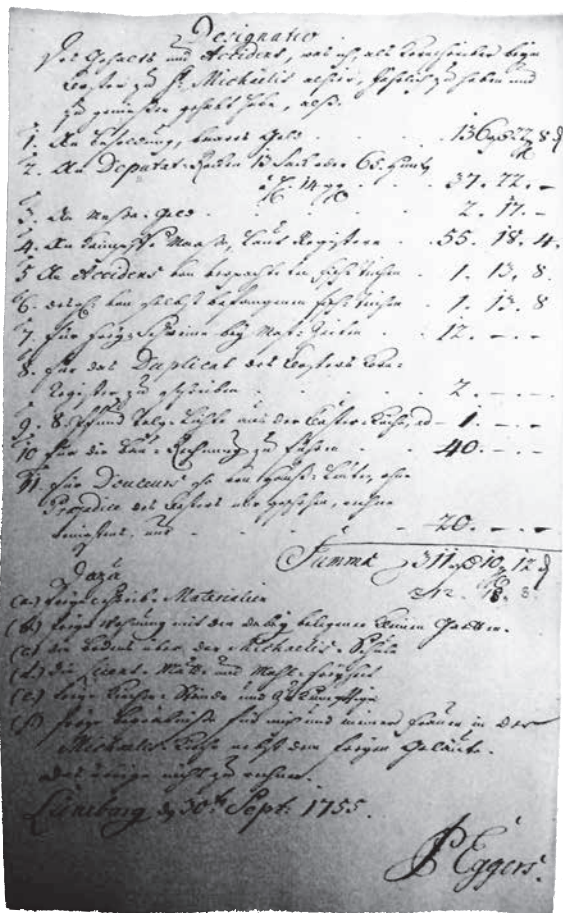
5.

1735 bis 1768: Stephan Conrad **Lepper** (Lüneburg 15.8.1709 – ebd. 10.4.1782), 8.10.1728 stud. in Jena, 18.4.1730 in Halle, 1735 Amtschreiber beim Klosteramt St. Michaelis, 1754 hier Amtmann und Licentkommisar, 1768 am Schlaganfall erkrankt, 1771 Oberamtmann.

Sein Vater Jeremias Christ. Wilhelm **Lepper** (1679 – 29.11.1759), 4.10.1700 stud. in Halle, dort am 28.12.1702 auf drei Jahre relegiert (verwiesen), 24.5.1702 stud. in Helmstedt, war juristischer Canonicus im Domstift Bardowick,²¹ seine Mutter eine Tochter **Sittmann**.

Er Ⓞ Lüneburg 26.9.1738 Margaretha Elisabeth (ebd. 24.3.1718 – ebd. 2.6.1752), Tochter des Johann Hilmar **Lange** (Lüneburg 24.6.1684 – ebd. 3.1.1740), 5.4.1704 stud. in Jena, 1708 kaiserl. und kurfstl. Postmeister in Lüneburg,²² Ⓞ 1715 Anna Elisabeth **Lange** (25.8.1696 – Lüneburg 5.5.1739).

Sein Sohn Christian Johann Wilhelm **Lepper** (Lüneburg 23.6.1743 – Jeinsen/Leine 6.12.1813), 22.4.1763 stud. in Göttingen, 1766 Auditor in Lüchow,



Handschrift Eggers v. 30. 9. 1755.

21 Christian Schlöpke: Chronik oder Beschreibung der Stadt und des Stifts Bardowick, Lübeck 1704, S. 434 oben; Jürgen Peter Ravens: Vom Bardengau zum Landkreis Lüneburg, 2. Aufl., Lüneburg 1985, S. 40–42, 316–319.

22 Eduard Diederich: Geschichte des Postwesens in Lüneburg, Hamburg 1891, S. 19 f.; H. Hampe: Postgeschichtliche Sippenkunde, in: Deutsche Postgeschichte 3, Leipzig 1941, I, S. 40.

3.3.1769 in Winsen/Luhe, 7.11.1769 Amtschreiber in Wustrow bei Lüchow, 1771 in Hoya, 1774 Gifhorn, 1782 erneut in Hoya, 1786 Amtmann in Calenberg/Leine, 1791 in Erichsburg bei Dassel/Solling, 1795 erneut in Calenberg, Vater von sechs Kindern, Ⓞ Lüneburg 3.3.1775 Christina Freya Catharina (* Lüneburg 5.12.1755), Tochter des Lüneburger Stadtarztes Dr. med. Philipp Conrad *Leonhard* (Göttingen 1722 – Lüneburg 4.1766) Ⓞ 1754 eine Tochter des Hamburger Stadtphysicus Dr. med. Heinrich Christoph *Krüger* und der Freya Gisela *Lepper* aus Lüneburg).

Seine Tochter Emilia Christiana Anna *Lepper* (Lüneburg 28.12.1745 – ebd. 12.1.1794), Mutter dreier Kinder, Ⓞ I. ebd. 17.6.1763 den Witwer Heinrich Ludwig *Reinbold* (Burgwedel 16.7.1723 – Lüchow 28.5.1768),²³ 1755 Amtschreiber in Ebstorf, 1758 in Lüchow, 1763 dort Amtmann, der Ⓞ I. Oldenstadt 7.6.1756 Louise Friederike (Lüneburg 25.12.1735 – Ebstorf 15.10.1758), Tochter des Lüneburger Postmeisters Johann Hilmar *Lange* (Lüneburg 24.6.1684 – ebd. 3.1.1740, s. oben) Ⓞ 1715 Anna Elisabeth *Lange* (25.8.1696 – Lüneburg 5.5.1739). – Sie Ⓞ II. 8.11.1771 Georg Wilhelm *Neubourg* (Nienburg 15.10.1732 – Dannenberg/Elbe 8.6.1778), Postmeister in Dannenberg, Sohn des Ferdinand *Neubourg* (Reelkirchen/Lippe 6.4.1698 – Nienburg 15.4.1754), Nienburger Festungsbauverwalter und Oberkommissar, Ⓞ Nienburg 10.4.1722 Anna Ilse *Scholing* (ebd. 10.4.1703 – ebd. 2.1.1761).

6.

1754 bis 1763: Otto Ludwig *Lamprecht* (Gut Breselenz südl. Dannenberg 22.2.1722 – Lüneburg 17.12.1779),²⁴ 14.4.1742 stud. in Göttingen, zunächst Garnison-Auditeur beim Lüneburger Militärgericht, 1754 Korn- und Amtschreiber beim Klosteramt St. Michaelis, 19.7.1763 Zweiter Syndikus, 2.5.1769 Erster Syndikus der Stadt Lüneburg, Ⓞ Lüneburg 22.11.1751 Catharina Regina (Lüneburg 1715 – ebd. 26.4.1795), Tochter des Lüneburger Bürgermeisters (1730–50) Johann Friedrich *Kruckenberg*. Sie Ⓞ I. Lüneburg 27.5.1746 Hartwig Joachim *Wolff*, Commissar und Advokat in Lüneburg.

Sein Vater Friedrich Joachim *Lamprecht* (Dannenberg 1686 – Grabow 30.1.1760), 1710 stud. in Helmstedt, 1716 Gerichtsverwalter auf Gut Breselenz, 1730 Pächter des Oberguts *v. Plato* in Grabow, Ⓞ Margarete Agnes *Warnecke* (1697 – Grabow 9.9.1757).

Seine Tochter Maria Friederica (Lüneburg 3.6.1752 – ebd. 15.10.1782) Ⓞ Lüneburg 25.10.1771 Friedrich Conrad *Eden* (Lüneburg 6.2.1747 – ebd. 6.3.1800), Bilarius (Auditeur), 1784 Schachtmeister, 1795–1800 Vierter Bürgermeister in Lüneburg, er Ⓞ II. Lüchow 12.9.1784 eine Tochter des Lüchower Pastors Wilhelm Christian *Meyer* (Pfarrhaus Altenwerder bei Hamburg 13.10.1715 – Lüchow 20.1.1776) und der am 2.10.1749 in Langendorf bei Dannenberg gefreiten Breselenzer und Gra-

²³ GENEALOGIE, Heft 2/2007, S. 564.

²⁴ Günther v. d. Brelie: Die Lamprecht im Hannoverschen Wendland, Lüchow 1998, S. 59–60.

bower Juristen- und Gutsverwaltertochter Dorothea Elisabeth *Lamprecht* (* Breselenz 15.2.1721), Schwester von Otto Ludwig *Lamprecht* (1723–1779, s. oben).

Sein Sohn Johann Friedrich *Lamprecht* (Lüneburg 2.11.1753 – ebd. 9.10.1756) starb früh.

Seine Tochter Catharina Henrietta (* Lüneburg 1755) ⚭ Lüneburg 9.6.1782 Johann Georg *Krüger*, Jurist, 1795 Senator (Ratsherr) in Lüneburg.

7.

1762 bis 1768: Dr. jur. August Wilhelm *Moser* aus Braunschweig, stud. in Halle, 5.5.1760 in Helmstedt, 1762 Kloster-Notar beim Klosteramt zum Beurkunden von Verträgen, Testamenten, Dokumenten und Geschäften mit St. Michaelis, 1765 bis nach 1803 Advokat und Notar in Lüneburg.

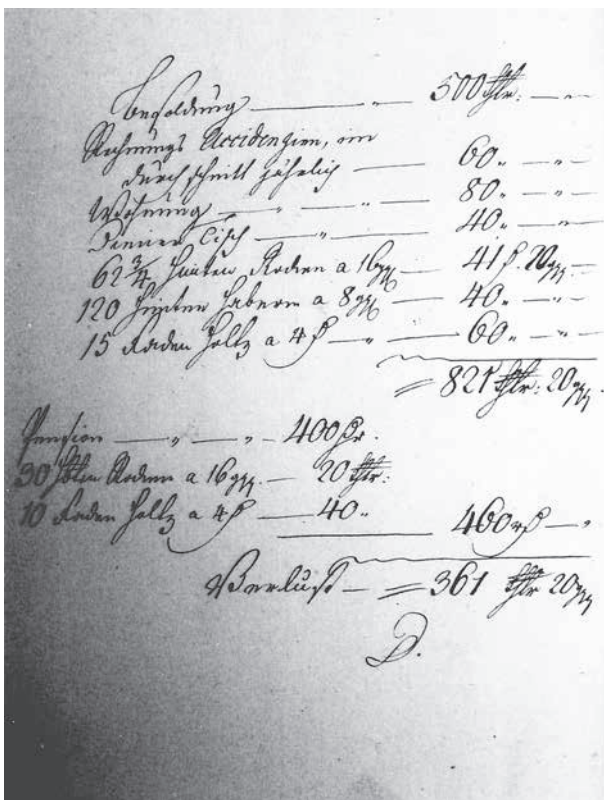
Er ⚭ Lüneburg 19.11.1773 Margaretha Lucia *Soltau*.

8.

1763 bis 1793: Friedrich August *Diehle* (Lüneburg 20.12.1728 – Bardowick 5.4.1805), 14.4.1750 stud. in Jena, 4.5.1761 in Göttingen, 1763 Korn- und Amtschreiber beim Klosteramt St. Michaelis, 1782 hier Amtmann mit jährlich 500 Taler Besoldung, 63 Himten Roggen, 120 Himten Hafer, 15 Fuder Feuerholz, freier Wohnung usw., 1793 mit 65 Jahren unfreiwillig pensioniert,²⁵ Vater von vier Kindern.

Sein Vater Johann Heinrich *Diehle* (1687 – Lüneburg 23.12.1744), Elbzöllner, 1738 Salinen-Monitor in Lüneburg, ehelichte eine Tochter *Hoefft* aus Dannenberg († Wilhelmsburg bei Hamburg 21.6.1772).

Er selbst heiratete am 6.9.1764 in Nienburg/Weser Sophia Maria (Hannover 24.6.1739 – Westen/Aller bei Verden 9.9.1806), Tochter des Hofkornschreibers



Handschrift Diehle von 1793.

25 Mit jährlich 300 Talern bar, 40 Himten Roggen, 10 Fuder Holz und freier Wohnung pensioniert.

Ernst David *Ebeling* († Hannover-Neustadt 1.7.1746) in Hannover und der Anna Juliane *Heise* († Hannover 28.8.1754).

Sein Sohn Wilhelm Ludwig *Diehle* (Lüneburg 25.4.1765 – Schnackenburg/Elbe 13.9.1838), 1784 stud. in Göttingen, 1788 Auditor in Ebstorf, 1791 Amtschreiber in Wustrow, 1793 in Hitzacker, 1796 in Gifhorn, 1797 in Westen/Aller, später Amtmann und Zollgegenschreiber in Schnackenburg, Ⓞ Kloster Ebstorf 12.1796 Dorothea Johanne Henriette, Tochter des Arnold Rudolf *Leist* jun. (Amtshaus Schwarzenbek/Holstein 6.2.1736 – Ebstorf 17.5.1814),²⁶ 1782 Amtmann in Ebstorf, 1800 dort Oberamtman, Ⓞ Jeinsen 20.6.1769 Elisabeth Hedwig Johanna (Amtshaus Polle 15.10.1747 – Ebstorf 22.3.1813), Tochter des Poller und Calenberger Oberamtmanns Johann Levin Christoph *Rumann* (Amtshaus Northeim 23.4.1705 – Calenberg/Leine 9.1.1774)²⁷ Ⓞ II. Ebstorf 17.1.1734 Elisabeth Magdalena Antoinette *Westphal* (Ebstorf 11.2.1716 – Hannover-Neustadt 26.9.1778). – Dessen Tochter Friederike Christiane Ⓞ 1823 Dr. jur. Carl Philipp Ludwig *Oeltzen* (Hannover 24.3.1792 – ebd. 7.12.1871), 1817 Stadtrichter in Hannover, später dort Stadtsyndikus, Sohn des Johann Carl Adolf *Oeltzen* (1743 – Hannover 25.5.1822), Advokat und Bürger in Hannover, Ⓞ Sophie Antoinette Dorothee *Baring* (Lauenau/Deister 26.10.1760 – Hannover 13.3.1824). – Deren Schwester Caroline Wilhelmine *Diehle* (Westen 30.7.1804 – Osterwald 29.8.1828) Ⓞ Hannover 14.11.1826 Johann Wilhelm Bernhard *Hollmann* (Hannover 30.3.1796 – Göttingen 1.5.1892), 1825 Pastor in Osterwald, 1835 Superintendent in Einbeck, 1856 emeritiert.

Sein zweiter Sohn Carl August *Diehle* (Lüneburg 30.11.1769 – Hannover-Neustadt 21.2.1846), 19.10.1789/2.5.1798 stud. math. in Göttingen, kgl. Inspektor der Wasserkunst in Hannover-Herrenhausen, Ⓞ ebd. 24.3.1835 Juliane Friederike Christiane (* Hameln 23.1.1808), Tochter des Hamelner Gastwirts Johann Friedrich *Wille* und der Catharina Luise *Radecke*.

Seine Töchter Sophia Henriette Charlotte (* Lüneburg 7.4.1772) und Dorothea Charlotte *Diehle* (* Lüneburg 26.2.1776) wurden wie die beiden Söhne in St. Michaelis getauft.

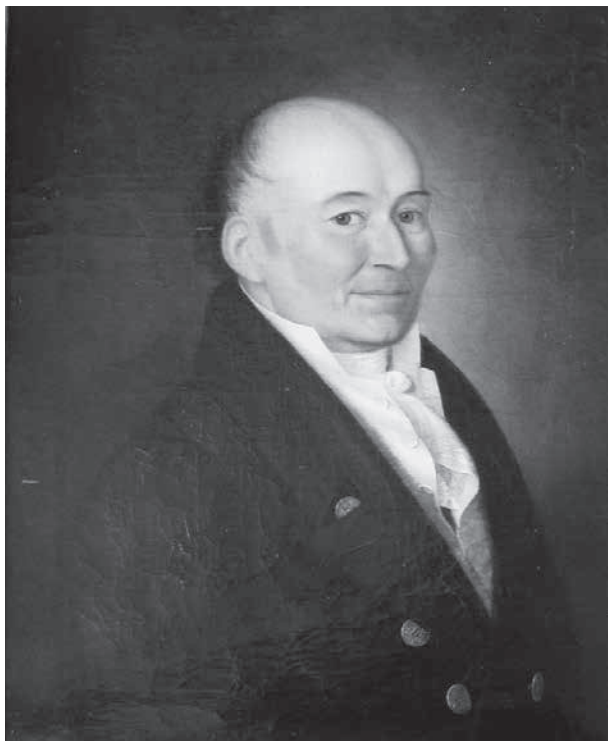
9.

1774 bis 1794: Daniel Heinrich Conrad *Schultze* († Lüneburg 23.8.1799, 52 Jahre alt), zunächst Lüneburger Advokat, 1771 Amtsauditor an St. Michaelis, 1774 hier Kloster-Amtschreiber, auch Licent-Commissar, 1793 wegen langjähriger Trunksucht, täglicher Schwelgerei in den Wirtshäusern und ungebührlichen Verhaltens entlassen.²⁸

26 Archiv für Familiengeschichtsforschung (AfF), Heft 3/2008, S. 18–23; GENEALOGIE, Heft 3/2008, S. 264–265 zu Leist.

27 Hans Mahrenholtz: Die Rumann in Northeim, Göttingen und Hannover, in: Norddeutsche Familienkunde 1959, S. 136 und 1963, S. 142; Tilo Rumann: Im Dienste ihrer welfischen Landesherren – Die Calenberger Linie der Northeimer Familie Rumann, in: Northeimer Jahrbuch 66, ebd. 2001, S. 66–79; GENEALOGIE, Heft 4/2008, S. 336–337 zu Rumann mit Porträt.

28 Stadtarchiv Lüneburg, St. Mich. 167.



Anton Christian Wedekind (1763–1845), 1823, Museum für das Fürstentum Lüneburg.

10.

1793 bis 1842: Anton Christian *Wedekind* (Visselhövede westlich Soltau 14.5.1763 – Lüneburg 14.3.1845, Abb. 15–17),²⁹ 1778 Schüler an St. Michaelis Lüneburg, dann Domschüler in Verden, 1782 stud. in Helmstedt, 1684 in Göttingen, 1786 Amtsanwalt in Hannover, 1790 Amtsauditor in Neustadt/Hohnstein bei Ilfeld am Harz, dort auch Gerichtsschreiber, 1793 Amtschreiber an St. Michaelis Lüneburg für 300 Taler jährlich, freie Wohnung, 32 Himten Roggen, 10 Fuder Holz, Freitisch für seinen Diener und 60 Taler für seinen Registerschreiber, aber gegen eine Kautio[n] von 2200 Talern, für die sein Vater sein Erbgut Groß Häuslingen bei Rethem/Aller mit

einer Hypothek belastete, 1797 für 400 Taler jährlich, 1798 Kloster-Archivar, 1815 Amtmann nach Abzug der Franzosen, 1816 bis 1820 in Abts-Vakanz auch Aufseher der Ritterakademie, 1819 für 500 Taler, 1825/1845 Preis-Stifter für deutsche Geschichtsforschung in Göttingen, 1831 Oberamtmann für 1200 Taler im Jahr (nun ohne Justizsachen), Verfasser historischer Schriften, darunter sein im Stadtarchiv Lüneburg verwahrtes „Klosterkundebuch“ mit 333 Abschnitten über Rechte und Pflichten des Michaelisklosters, 1840 Göttinger und Jenaer Ehrendoktor, 1842 fast erblindet. Sein Grabdenkmal der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften auf dem Lüneburger Michaelisfriedhof an der Lauensteinstraße als Obelisk von 1886 ist erhalten. Am 8. 10. 1901 wurde die Wedekindstraße nördlich parallel der Dahlenburger Landstraße nach ihm benannt.

Sein Vater Heinrich Friedrich (1727 – Visselhövede 1. 10. 1805), 1746 stud. in Göttingen, 1760 bis 1803 juristischer „Amtsvogt“ in Visselhövede, ⚭ 1762 Judith Esther (Pfarrhaus Tostedt 1738 – nach 1812), Tochter des seit 1738 Tostedter und seit 1751

²⁹ Arnold v. Weyhe, wie Anm. 9, S. 401, 446; Allgemeine Deutsche Biographie (ADB) 41, 1896/1971, S. 392–395; Deutsches Geschlechterbuch 187, Limburg/Lahn 1982, S. 481–634; Dieter Brosius: Anton Christian Wedekind (1763–1845), in: Rotenburger Schriften 59, 1983, S. 44–84.



Michaelis-Amtswohnung Wedekind, 1842, Museum für das Fürstentum Lüneburg.

Soltauer Pastors Alexander *Beussel* (Winsen/Luhe 11.4.1710 – Soltau 18.7.1766), Sohn des Winsener Amtschreibers Johann *Beussel*.

Er selbst ⚭ Hannover 22.5.1792 Dorothea Henriette (Hannover 11.6.1765 – Lüneburg 10.6.1835), früh verwaiste Tochter des Pastors und Pastorensohns Johann Philipp *Zwicker* (Goslar 24.10.1713 – Hannover 25.4.1769) an St. Aegidien in Hannover, mit der er keine Kinder hatte.

11.

1824 bis 1850: Christoph Heinrich Ludwig *Schubach* (Plate bei Lüchow 21.10.1792 – Lüneburg 23.2.1864, 71 Jahre), seit 1824 Kornschreiber, Hausvogt und Revierförster an St. Michaelis, wohnte bis 1864 Beim Benedict D 535 in Lüneburg.

Sein Vater Friedrich *Schubach*, Küster der alten St. Marien-Kirche in Plate,³⁰ ⚭ Johanne Sophie *Henke*.

Er selbst ⚭ Plate bei Lüchow 27.8.1824 Anna Elisabeth („Betty“), Tochter des Lüchower Knopfmachers *Behrens*, die ihn mit einem Sohn *Schubach* überlebte.

12.

1842 bis 1868: Friedrich Julius Andreas *Grünwald*, bis 1842 Amtsassessor bei der Landdrostei (Bezirksregierung) Lüneburg, 1842 Kloster-Amtmann für 600 Taler im

³⁰ August Wörmer: Die Kirche zu Plate, Lüchow 1900, 94 S.; A. D. v. Plato: Kleine Geschichte der St. Marien-Kirche zu Plate, ebd. 1988; Hans-Cord Sarnighausen: Zum alten Pfarramt in Plate bei Lüchow, in: Heimatkalender Uelzen 2002, S. 59–62; Wolfgang Jürries: Wendland-Lexikon, Band 2, Lüchow 2008, S. 238.

Jahr, 1852 Bürger in Lüneburg, Neuethorstraße A 190, und bis 1868 Amtmann des neuen Klosteramts Lüneburg.³¹

Am 11.6.1866 ließ seine Schwester Elisa Dorothea *Ulrich* aus Göttingen für ihn in seinem Lüneburger Haus als Kautions eine Bürgschaft über 1000 Taler Courant zugunsten der Klosterkammer beurkunden, die durch verpfändete Obligationen der Landeskreditanstalt abgesichert wurden.³²

Ausblick

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass sämtliche Amtsjuristen dieses adeligen Kloster-Amtes ausnahmslos bürgerlicher Herkunft waren und nach ihrer meist frühen Berufung kaum mehr wechselten. Hier gab es grundsätzlich Stellen für bevorzugte Berufsanfänger auf Lebenszeit. Das ergibt sich schon daraus, dass hier von 1693 bis 1850 nur zwölf Juristen wirkten. Dagegen amtierten etwa in derselben Zeit

z. B. in den Schloss-Ämtern Winsen/Luhe,³³ Celle³⁴ und Harburg/Elbe³⁵ rund 30, 25 und sogar 50 Herren in wesentlich weniger Dienstjahren, um aus den verschiedensten Gründen wieder in andere Ämter versetzt zu werden. Kontinuität und Exklusivität waren in Lüneburg gefragt und wurden nach Möglichkeit gewahrt.

Trotz der durchaus üppigen Vermögensverhältnisse an St. Michaelis mussten seine mit barock-langatmigen, der Amtsordnung von 1674 entsprechenden, Instruktio-



Grabdenkmal Wedekind von 1886, Michaelisfriedhof Lüneburg, Lauensteinstraße.

31 Arnold v. Weyhe, wie Anm. 9, S. 501 unten; Hauptstaatsarchiv Hannover Hann. 113 Nr. 14063 (1842–1868).

32 Christopher Scharnhop: Das Lüneburger Notariat im 19. Jahrhundert, Berlin 2011, S. 190–193.

33 Hans-Cord Sarnighausen: Amtsjuristen des 18. Jahrhunderts in Winsen an der Luhe, in: ZNF, Heft 4/2006, S. 164–177.

34 Sarnighausen: Amtsjuristen von 1703 bis 1868 in Celle, in: GENEALOGIE, Heft 4/2009, S. 739–761.

35 Sarnighausen: Hannoversche Amtsjuristen von 1705 bis 1866 in Harburg, in: Harburger Jahrbuch 23, 2012, S. 132–176.

nen eidlich verpflichteten Beamten vor ihrer Einstellung hohe Sicherheiten leisten. Als junge Korn- oder Amtschreiber hatten sie auch für sich und ihre Familie hart zu rechnen und immer wieder um Gehaltserhöhungen oder Zulagen nachzusuchen, um angemessen leben und repräsentieren zu können. Von ihrer Besoldung waren schließlich auch ihre Diener, Pferde und Kutschen zu halten. Ihre Einnahmen aus Gebühren und Sporteln für Justizsachen fielen im Jahresdurchschnitt nicht hoch aus. Ihre Beförderung zum Amtmann ließ Jahrzehnte auf sich warten und wurde häufig genug gar nicht mehr erlebt. Bei Vakanz oder Verhinderung des Amtmanns mussten sie diesen ohne höheres Gehalt zeitweise lange zusätzlich vertreten. Studiengelder für ihre Söhne überforderten sie häufig.

Im Alter hatten sie keinen Anspruch auf eine gesicherte Pension zu bestimmter Lebenszeit oder in vorhersehbarer Höhe. Sie blieben auf das Wohlwollen des Abts angewiesen, der auf Leistungsabfall durch Krankheit oder Altersbehinderungen wenig Rücksicht nahm. Wiederholt wurden treu gediente Juristen gegen ihren Willen und zu unwürdigen Bedingungen entlassen, um sie durch unverbrauchte junge Kräfte zu ersetzen, denen es dann später wieder ähnlich erging. Die Regierung in Hannover nahm kaum Einfluss auf diese Personalpolitik vor Ort. Insoweit ging es den Beamten nicht viel besser als den gelehrten Professoren der klostereigenen Ritterakademie, die teilweise schwierige Edelknaben aus dem ganzen Fürstentum als Akademisten wie im Internat zu unterweisen hatten, mit ihren Gehältern aber mitunter ebenso wenig auskamen.³⁶ Nur ihr „Inspektor“ (Direktor) erreichte etwa die Besoldung eines wohl gelittenen und betagten Amtmanns.

³⁶ Sarnighausen: Die Professoren Jugler und Gebhardi an der Lüneburger Ritterakademie, in: Zeitdokumente, 5. Heimatbuch für den Landkreis Lüneburg, Husum Verlag 2004, S. 102–113; ders.: Porträts früher Professoren der Lüneburger Ritterakademie von 1655, in: AfF, Heft 4/2010, S. 131–135.

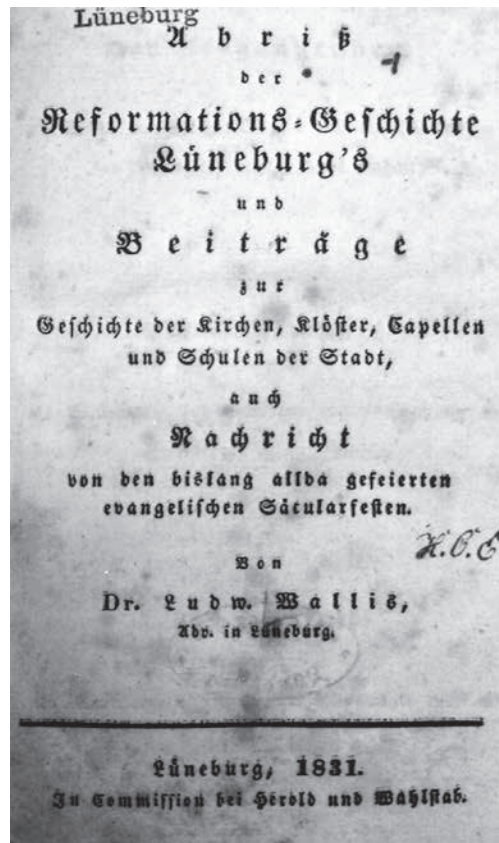
FRIEDRICH SCHMID-WALLIS / HANS-CORD SARNIGHAUSEN

Der Lüneburger Notar und Autor Dr. Daniel Ludwig Wallis (1792–1836)

Einleitung

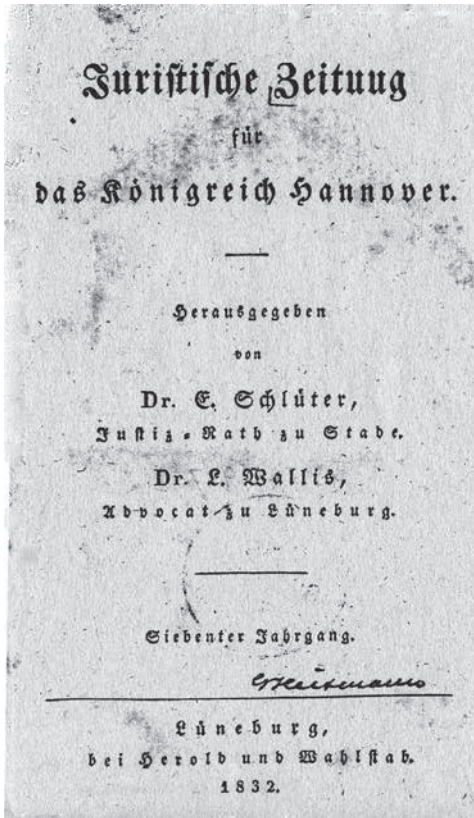
Im Jahre 1831 erschien beim Verlag Herold & Wahlstab im „Heinrich-Heine-Haus“ am Ochsenmarkt 1 in Lüneburg ein „Abriß der Reformation-Geschichte Lüneburgs und Beiträge zur Geschichte der Kirchen, Klöster Capellen und Schulen der Stadt, auch Nachricht von den bislang allda gefeierten evangelischen Säcularfesten“ von Dr. Ludwig Wallis, Advocat in Lüneburg“. Inzwischen gibt es seit 1980 eine Lüneburger Gedenkschrift „Reformation vor 450 Jahren“ mit Forschungsbeiträgen von Dieter Brosius, Uwe Plath, Uta Reinhardt, Martin Voigt und anderen. Davor schrieb Adolf Wrede 1887 „Die Einführung der Reformation im Lüneburgischen“ und G. Matthaei 1930 „Die Einführung der Reformation in Lüneburg vor 400 Jahren“.

Ludwig Wallis kannte aber nur ältere Schriften wie J. G. Bertrams „Evangelisches Lüneburg oder Reformation- und Kirchen-Historie der altherühmten Stadt Lüneburg“ von 1719. Seine Arbeit von 1831 ist bis heute eine Fundgrube mit zahlreichen Lüneburger Einrichtungen und Namen, deren Wert gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.¹ Listen von Pastoren, Lehrern und Schülern, zum Teil mit biographischen Skizzen (S. 150, 163, 176), finden sich darin



Lüneburger Titelseite Wallis von 1831.

¹ Wilhelm Friedrich Volger (1794–1879): Chronik der Stadt Lüneburg 1815–1877, in: Lüneburger Blätter 24, 1978, S. 11–108, bezog sich mehrfach auf Wallis (S. 11, 12, 14, 16, 24).



Juristische Zeitung, Lüneburg 1832, Titel und Symbol.

ebenso wie wichtige Ereignisse bis hin zum Neubau des Johanneums von 1829 nördlich der St. Johanniskirche.

Das Werk entstand während seiner Tätigkeit als Rechtsanwalt, Notar und Obergerichtsprokurator in Lüneburg, wo er seit 1830 als „Dr. phil.“ mit Ehefrau und Kindern in der Reitenden-Diener-Straße 1 wohnte. Er war um 1829 als Jurist oder als Historiker (nicht in Göttingen oder Kiel) promoviert und bereits zuvor als Autor bekannt geworden.

Von 1821 bis 1823 gab er in Lüneburg dreimal den jährlichen „Almanach der Georg-August-Universität zu Göttingen“ heraus, sodann ab 1826 gemeinsam mit dem Stader Obergerichts- und Justizrat Dr. jur. Ernst Wilhelm Gustav *Schlüter* (1793–1841)² die „Juristische Zeitung für das Königreich Hannover“.

² Stammfolge Schlüter in: DGB 122, Limburg 1957, S. 252–253.

Zur Person

Dr. Daniel Ludwig Wallis (* Hameln 26.4.1792, † Lüneburg 21.2.1836)³ kam 1797 mit fünf Jahren als Sohn eines Hamelner Regiments-Chirurgen und Lüneburger Stadtchirurgus nach Lüneburg. Nach dem im Herbst 1802 begonnenen Besuch⁴ des dortigen Johanneums von 1406 unterrichtete⁵ er, nachdem er 1805 die Mutter und 1806 den Vater verloren hatte, ab 1808 für zwei Jahre auf dem Rittergut Helpensen/Weser⁶ bei Lachem nahe Hameln die Söhne (oder Enkel) seines dort 1796 verstorbenen Patenonkels und Großvaters, des Helpenser Gutsverwalters Johann Heinrich Ludwig *Reinecke* (1731–1796), Vater seiner Mutter Catharine Caroline Henriette *Reinecke* (1767–1805). Damals war seine verwandte spätere Gattin Bertha *Reinecke* (1806–1888, s. unten) aus Detmold erst zwei Jahre alt.

Er studierte seit dem 20.10.1810 Jura in Göttingen. Von dort aus soll er sich so gleich an den Befreiungskriegen gegen die Fremdherrschaft durch das napoleonische Frankreich beteiligt haben.

1813 fand er Aufnahme im honorigen Göttinger Corps Hannovera⁷ und veröffentlichte dort bei Vandenhoeck & Ruprecht „Der Göttinger Student oder Bemerkungen, Rathschläge und Belehrungen über Göttingen und das Studentenleben auf der Georgia Augusta“. Dieser frühe Studienführer wurde 1913 und 1981/1995 erneut gedruckt und noch 1986 als „Muster verständlich argumentierenden Stils“ gelobt.⁸ In seinem sechsten Abschnitt finden sich „Gebräuchlichste Ausdrücke und Redensarten der Göttinger Studenten“ als eine Art Wörterbuch der damaligen Burschensprache.

1816 kehrte er als Advokat, schon seit zehn Jahren elternlos, nach Lüneburg zurück, wo das vermietete große Elternhaus Neue Sülze 3 bis zum Verkauf 1820 und zum (Erb-)Teil auch danach noch finanziellen Rückhalt bot. Er wohnte als lediger Mieter zuerst kurz am Markt, dann seit 1816 in der Großen Bäckerstraße 16 (heute Juwelier Haag), seit 1827 schon drei Jahre verheiratet am Schrankenplatz und seit 1830 zur Miete in dem verputzten Fachwerkhaus⁹ Reitende-Diener-Straße 1 gegen-

3 Juristische Zeitung für das Königreich Hannover, Band 11, Lüneburg 1836, S. 64 mit seiner Todesanzeige als Mitredakteur; Rolf Wilhelm Brednich: Denkmale der Freundschaft. Die Göttinger Stammbuchkupfer, Friedland 1997, S. 77 mit Unterschrift D. L. Wallis vom 29. 8. 1811; SUB Göttingen 8° H lit 47 p c 8; Christopher Scharnhop: Das Lüneburger Notariat im 19. Jahrhundert, Hamburger Dissertation 2008, Berlin 2011, S. 319.

4 Stadtarchiv Lüneburg, Rep. 23 Album Nr. 1b, S. 139 unten.

5 Genealog. Nachlass Eduard Wallis aus Dortmund bei Peter Fiedler in Achim.

6 Prof. D. Johannes Meyer, Göttingen: Geschichte des Geschlechts v. Mengersen (bis heute auf Gut Helpensen), Leipzig 1937 (SUB Göttingen); Genealog. Handbuch des Adels 113, Limburg/Lahn 1997, zu v. Mengersen.

7 Heinrich Curschmann: Blaubuch des Corps Hannovera zu Göttingen, Band 1, 1809–1899, Göttingen 2002, Nr. 99.

8 Helmut Henne: Jugend und ihre Sprache, Berlin 1986, S. 1.

9 Lüneburger Adressen im Hamburgischen Adressbuch 1827, S. 665; 1828, S. 689; 1830, S. 709; Doris Böker: Hansestadt Lüneburg mit Kloster Lüne. Baudenkmale in Niedersachsen 22.1, 2009, S. 528.



Reitende-Diener-Straße 1, Westfront, 2011.

über von den schmucken städtischen Garlop-Reihenhäusern¹⁰ Nr. 9–17 von 1558, also stets nahe beim Rathaus.

Er gehörte zur „Lüneburger Klubgesellschaft von 1785“ für Beamte, Offiziere, Akademiker und Großkaufleute, die u. a. ein „Leseinstitut“ mit Büchern und Zeitschriften, Billardspiele mit livrierten Dienern und eine Armenkasse unterhielt.¹¹

Damals begegnete er auch dem fünf Jahre jüngeren Dichter und Spötter Dr. jur. Heinrich Heine (1797–1856),¹² der bei Besuchen seiner Eltern um 1824 in Lüneburg gern etablierte Honoratioren provozierte und attackierte. Von einem Festessen der

10 Klaus Alpers: Die lateinischen Inschriften der Garlophenhäuser, in: Lüneburger Blätter 21/22, 1970/71, S. 49–84.

11 Stadtarchiv Lüneburg, Rep 101 Nr. 1 B 13 mit Mitgliederliste vom 7. 10. 1825; Wilhelm Reinecke: Klubgesellschaften in Lüneburg, in: Lüneburger Museumsblätter 11, 1925, S. 231–235; Gustav Luntowski: Kultur und Politik in Lüneburgs Geschichte des 19. Jahrhunderts, in: Lüneburger Blätter 17, 1966, S. 29–46; Evelin Schade: Vereinsleben in Lüneburg (1814–1850), ebd. 1982, Lehrer-Examensarbeit, Stadtarchiv Lüneburg Bn 33.

12 Neue Deutsche Biographie, Band 8, Berlin 1969, S. 286–291; Jochanan Trilse-Finkelstein: Heinrich Heine – Gelebter Widerspruch, Eine Biographie, Aufbau Taschenbuch Verlag, Berlin 2001, mit Personenregister; Joseph A. Kruse: Heinrich Heine, Leben und Werk in Daten und Bildern, Insel Verlag, Frankfurt am Main 1983; ders. u. a.: „Ich Narr des Glücks“, Heinrich Heine 1797–1856, Bilder einer Ausstellung, Verlag J. B. Metzler, Stuttgart 1997; Jan-Christoph Hauschild/Michael Werner: Heinrich Heine, Eine Biographie, 1997, Ullstein-Buch Nr. 26566; Fritz J. Raddatz: Taubenherz und Geierschnabel, Heinrich Heine, Eine Biographie, Weinheim und Berlin 1997; Christian Liedtke: Heinrich Heine, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg 1997; Hans-Cord Sarnighausen: Heinrich Heines Cousine Charlotte Christiani (1813–1869) in Lüneburg, in: Lüneburger Blätter 32, 2010, S. 161–172.



*Sophie Dorothea Bertha Wallis,
geb. Reinecke (1806–1888).*



*Friedrich Christian Justus Reinecke
(1775–1842).*

„Totenkasse“, eines Versicherungsvereins, berichtete später der Lehrer und Schriftsteller Carl Cassau (1840–1909),¹³ dass dessen Vorstand „ein kleiner verwachsener Advokat Dr. Wallis in mancher Beziehung im Ort tonangebend war. Wallis aber, als Tisch-Präsident oben an der Tafel hockend, meinte gegen Heine, als der Wein schon anfang seine Wirkung auszuüben: „Machen Sie doch mal einen Witz, Herr Doktor!“ – „Ja wohl!“ entgegnete Heine: „Sehen Sie da, meine Herren“, auf Wallis zeigend und die Tafel mit den Augen streifend, „einen kleinen Punkt hinter einer langen Periode!“

Im Oktober 1833 gründete Dr. Wallis mit Landdrost (Regierungspräsident) Dr. jur. Johann Georg Meyer (1784–1858) und St. Johannis-Senior Johann Ludwig Christoph Deichmann (* Hannover 22. 11. 1792, † Lüneburg 16. 7. 1864) einen evangelischen Missionsverein in Lüneburg.¹⁴

Der Notar heiratete in Detmold am 9. 6. 1824 mit 32 Jahren die Cousine seines Vaters Sophie Dorothea Bertha Reinecke (* Detmold 2. 4. 1806, † ebd. 29. 4. 1888), Tochter aus der ersten Ehe des dortigen Lippischen Obristleutnants Friedrich Christian Justus Reinecke (* Wesergut Helpensen, Kirche Lachem, 15. 1. 1775, † Detmold

¹³ Carl Cassau: Heinrich Heine in Lüneburg, in: Nordwest 8, Bremen 1885, Nr. 34, S. 279; Werner H. Preuß: Heinrich Heine und das Heine-Haus in Lüneburg, Husum 2007, S. 47.

¹⁴ Wilhelm Friedrich Volger (1794–1879): Chronik der Stadt Lüneburg 1815–1877, in: Lüneburger Blätter 24, 1978, S. 24 oben.

11. 6. 1842),¹⁵ mit Katharina († Detmold 1820), Tochter des lippischen Landbaumeisters Christian *Teudt* (1775–1813) aus Lübeck in Detmold.

Der Obristleutnant war ein Sohn des Helpenser Gutsverwalters Johann Heinrich Ludwig *Reinecke* (* Kornzinshaus Syke August 1731, † Gut Helpensen/Lachem 6. 10. 1796 mit 65 Jahren),¹⁶ Conductor (Verwalter, Pächter) des Ritterguts Helpensen,¹⁷ und der Anne Christine Dorothea *Hasse* (* ... 14. 10. 1741, † Helpensen/Lachem 24. 10. 1811 mit 70 Jahren). Der Offizier freite in zweiter Ehe in Lüneburg 21. 12. 1822 seine Nichte Wilhelmine Ernestine „Minna“ (* Hameln 19. 4. 1790, † Detmold 2. 5. 1877), Tochter des Lüneburger Stadtchirurgen Ernst Christoph *Wallis* (1754–1806) und damit Schwester des Notars.

Mit Bertha *Reinecke* (1806–88) bekam der Notar in Lüneburg sieben Kinder, darunter am 1. Mai 1830 einen als Botaniker namhaft gewordenen Sohn Gustav *Wallis* (s. unten). Schon nach elfjähriger Ehe starb der Familienvater am 21. Februar 1836 mit nur 43 Jahren und neun Monaten an „Entkräftung“.¹⁸ Hätte er gesünder und länger leben können, wären gewiss weitere beachtliche Schriften von ihm erschienen.

Seine ihn bis 1888 überlebende Witwe zog 1836 mit den Kindern wieder nach Detmold. Seine zahlreich hinterlassenen Bücher wurden am 16. 1. 1837 durch den Lüneburger Advokaten Dr. Blumenthal im „Schütting“ öffentlich versteigert. Sein eigenes Haus Große Bäckerstraße 16 veräußerte die Witwe aus Detmold am 2. 3. 1837 für 2255 Reichstaler.

Ein Bruder

Des Notars Bruder Julius Wilhelm Ferdinand *Wallis* (* Lüneburg 16. 4. 1797, † Detmold 19. 4. 1876), 1825 Bürger in Lüneburg, Große Bäckerstraße, 1818 bis 1837 dort Essigbrauer/-fabrikant, heiratete in Lüneburg am 7. 10. 1825 Friederike Louise Elise († Lüneburg 30. 4. 1861 mit 56 Jahren an Lungen-Tbc), Tochter des Otto Johann Carl v. *Bonn* (* Oldenstadt bei Uelzen 15. 6. 1772, † Groß Hehlen 11. 5. 1841),¹⁹ 1814 Pastor in Winsen/Luhe, seit 1820 in Groß Hehlen bei Celle, und der Elise Bertha *Harten*. – Deren Tochter Johanne Wilhelmine Elise *Wallis* (* Lüneburg 17. 12. 1832,

15 Wilhelm Oesterhaus: Aus der Geschichte der Fürstl. Lippischen Truppen 1807–1815, Detmold 1909, S. 9, 44; Eckart Kleßmann (Hrsg.): Unter Napoleons Fahnen. Erinnerungen Lippischer Soldaten aus den Feldzügen 1809–1814, Bielefeld 1991, S. 164, 168, 192, 200, 207, 208, 210, 214, 223, 226, 230, 235, 237, 240, 260, 262, 272, 273, 277, 280, 283, 286, 291 zu *Reinecke*.

16 Sohn des Johann Heinrich *Reinecke*, bis 1740 Kornschreiber des Amts Syke (Kirche Barrien) im dort erhaltenen herzoglichen Kornzinshaus von 1592, s. dazu Sarnighausen, Kurhannoversche Amtsjuristen von 1696 bis 1866 in Syke, in: Zeitschrift für Niederdeutsche Familienkunde, Heft 1/2010, S. 187–201.

17 Das jetzige Herrenhaus Helpensen entstand 1832 neu, das sog. Archivgebäude aber schon 1732. Siehe Anm. 6.

18 Sterbeverzeichnis 1836 des Magistrats zu Lüneburg, Stadtarchiv Lüneburg AA S 12,3.

19 Sohn des Hannov. Oberlandbaumeisters Otto Heinrich v. Bonn (1703–1785); Stefan Amt: Das Landbauwesen Kurhannovers im 18. Jahrhundert, Oberlandbaumeister Otto Heinrich von Bonn (1703–1785), Hannover 1999.



*Ernst Christoph Wallis (1754–1806),
Hamelner Stammbuch-Silhouette vom
7.3.1785, SUB Göttingen, 8° H lit 48 W,
37v/38, S. 38.*

lüneburger Land- und Stadtchirurgen Georg Ludwig *Hagelberg* (* Melbeck bei Lüneburg 4. 4. 1732, † Lüneburg 6. 12. 1793) und Johann Christian Gotthard *Niemeitz*, Theaterförderer in seinem 1779 erworbenen späteren „Heinrich-Heine-Haus“ am Ochsenmarkt 1.

Der 1783 bis 1796 in Lüneburg wirkende Stadtphysikus und Medizinautor Dr. med. Leberecht Friedrich Benjamin *Lentin* (* Erfurt 11. 4. 1736, † Hannover 26. 12. 1804)²⁵ und der dortige Bürgermeister Dr. jur. Christian Friedrich *Olde-*

† Detmold 20. 12. 1893)²⁰ wurde in Detmold 15. 5. 1866 die Gattin des Witwers Johann Gottfried *Heise* (* Ludwigslust/Meckl. 8. 4. 1805, † Detmold, Leopoldstraße 12. 7. 1894), seit 1839 Küchenmeister des Ministers Carl Friedrich Alexander Freiherr v. *Arnswaldt* (1768–1845)²¹ in Hannover.

Der Vater

Sein Vater Johann Ernst Christoph *Wallis* (* Haynrode/Thüringen 11. 10. 1754, † Rinteln 18. 11. 1806), war seit 29. 4. 1797 Stadtchirurgus²² in Lüneburg, 16. 7. 1799 (1800 Bürger) im einstigen Patrizierhaus Neue Sülze 3 aus dem 16. Jahrhundert mit klassizistischer Putzfassade.²³ Er lernte seit 20. 10. 1781 am preußischen Collegium-medico-chirurgum in Berlin²⁴ und wurde zunächst Titular-Regiments-Chirurgus im Offiziersrang beim Militär in Hameln. Von dort bewarb er sich, seit 1787 verheiratet, am 22. 4. 1796 als Nachfolger der vorherigen beiden Lüne-

20 DGB 158, Limburg/Lahn 1971, S. 125.

21 Allgemeine Deutsche Biographie 1, Leipzig 1875, S. 598–599.

22 Georg Fischer: Chirurgie vor 100 Jahren, Leipzig 1876, 585 Seiten; H. Deichert: Geschichte des Medizinalwesens im Gebiet des ehem. Königreichs Hannover, Hannover 1908, S. 66 f, 296–298.

23 Doris Böker: wie Anm. 9, S. 511. Am 16. 7. 1799 kaufte Wallis es von Bürgermeister Conrad v. Döring.

24 Herbert Lehmann: Das Collegium medico-chirurgicum in Berlin als Lehrstätte der Botanik und der Pharmazie, Dissertation, Berlin 1936, S. 27, 85–88; Detlef Rüter: Über das medizinische Berlin, Texte des 18. Jahrhunderts, ebd. 1990, S. 32, 47.

25 ADB 18, Leipzig 1883, S. 262–265; Johann Kaspar Philipp Elwert: Nachrichten von dem Leben und den Schriften jetzt lebender deutscher Ärzte, Hildesheim 1799, S. 317–324; Friedrich Müller: Lüneburger beamtete Stadtärzte 1332–1932, in: Zeitschrift für Niedersächsische Familienkunde Nr. 8/9, 16. Jgg., Hamburg 1932, Sonderdruck, S. 10 (Stadtarchiv Lüneburg H 4).

cop (1741–1806)²⁶ hatten den hohen Rat (Magistrat) schon am 17./19.10.1795 dringend ersucht, einen geeigneten Stadtchirurgen als Wundarzt und Geburtshelfer mit angemessener Besoldung auch unter den jungen Hamelner Regiments-Chirurgen zu suchen. Wallis kannte den Lüneburger Ratsapotheker Julius Konrad *Backhaus*, der seine Bewerbung befürwortete. So berief ihn der Rat mit Genehmigung der kurhannoverschen Landesregierung vom 10.3.1797 für 200 Taler im Jahr und vereidigte ihn am 29.4.1797 mit seinem Namenszug und gut erhaltenen Siegel (Pferd am Baum) auf seine Pflichten als Wundarzt und Geburtshelfer. Dazu gehörte das unentgeltliche Behandeln mittelloser Patienten. Innere Krankheiten blieben den an Universitäten studierten Medizinern vorbehalten.



*Ernst Christoph Wallis (1754–1806)
in Hameln.*

Von einer Anklage, sich gemeinsam mit dem am 12.7.1799 vereidigten Stadtarzt Dr. med. Levin Arnold *Ebeling* († Lüneburg 24.3.1813) 1801 in eine andere Arztpraxis gedrängt zu haben, sprach das französische Justizdepartement in Hannover beide frei; sie kamen mit einem Verweis davon.²⁷

Am 15.8.1806 erbat er als Witwer erkrankt beim Lüneburger Rat einen unbefristeten Kur-Urlaub in Rinteln, der ihm zur Genesung bewilligt wurde. Dort verstarb er jedoch ungeheilt am 18.11.1806 mit 52 Jahren wohl an der ansteckenden Schwindsucht (Lungen-Tuberkulose).

Er wurde in der Kirche Lachem bei Hameln am 20.9.1787 getraut mit Cathrine Caroline Henriette (* Wesergut Helpensen bei Lachem 18.3.1767, † Lüneburg 10.8.1805), Tochter des Johann Heinrich Ludwig *Reinecke* (* Kornzinshaus Syke im August 1731, † Gut Helpensen/Lachem 6.10.1796 mit 65 Jahren),²⁸ Conductor (Verwalter) des Ritterguts Helpensen, und der Anne Christine Dorothea *Hasse* (* 14.10.1741, † Helpensen/Lachem 24.10.1811 mit 70 Jahren).

26 Stammfolge Oldekop in: DGB 180, Limburg/Lahn 1979, S. 317–476; Gudrun Heuschen: Der Vaters Zeitung an die Söhne, Königstein/Taunus 2006, S. 291; rezensiert in: Zeitschr. f. Niederdeutsche Familienkunde, Heft 3/2006, S. 132.

27 Friedrich Müller, wie Anm. 25, S. 11.

28 Siehe oben Anm. 5, 16, 17.



Neue Sülze 3 in Lüneburg, 2011.

Vorfahren

Der Großvater des Notars, Johann Daniel *Wallis* (* Herzberg/Harz 18.2.1724, † Silkerode/Thüringen 18.6.1800),²⁹ Oekonom, Pächter in Haynrode und dann der beiden Oberhöfe in Silkerode im thür. Eichsfeld, heiratete in Haynrode/Thür. 15.5.1753 Sophie Magdalene (* Haynrode 5.9.1734, † Herzberg 20.12.1820), Tochter des Johann Andreas *Gunkel* in Haynrode.

Dessen Vater Johann Georg *Wallis* (* Herzberg 1.1.1695, † ebd. 28.9.1758), Knochenhauer/Schlachter in Herzberg, ehelichte dort 11.2.1723 seine Cousine Anna Maria Gertrud (* Herzberg 1.11.1705, † ebd. 4.4.1770), Tochter des Herzberger Brantweinbrennermeisters Hans Ernst *Neimke* (* Herzberg 14.11.1672, † ebd. 11.11.1714) und der in Herzberg 11.11.1704 angetrauten Ilse Sophia (* Herzberg 23.1.1682, † ebd. 28.4.1723), Tochter des Oekonoms und Landvermessers Johann Wilhelm *Wallis* (* Herzberg 2.12.1656, † ebd. 11.4.1735), Bruder des Fleischers Johann Daniel *Wallis* (1658–1737, s. unten).

Dessen Vater Johann Daniel *Wallis* (* Herzberg 16.2.1658, † ebd. 1.9.1737), Fleischer und Landwirt in Herzberg, nahm in Herzberg 1.12.1687 zur Ehefrau Anna Maria (* Hattorf bei Herzberg 1.11.1670, † Herzberg 15.2.1728), Tochter

²⁹ Siehe oben Anm. 5.

gendären) Familienchronik Wallis von 1779/1808 verlor er schon im sechsstündigen Gefecht der siegreichen Schweden vom 5. 4. 1632 bei Rain am Lech mit General Tilly unter 3000 gefallenem Kaiserlichen beide Beine und verstarb daran in Landshut/Bayern.³¹ Dann könnte aber sein Sohn Gregorius nicht wie überliefert bis 1647 bei ihm im Krieg geblieben sein.

Kinder

1.

Der Notar-Sohn Justus Heinrich Julius Wallis (* Lüneburg 21. 9. 1825, † Thorn an der Weichsel/Westpreußen 5. 3. 1871), seit 1853 Buch-, Kunst- und Musikalienhändler in Thorn, heiratete in Thorn 1. 5. 1860 Caroline Lina Friederike Kublo (* Surakarta/Java, Tenggah/Indonesien 26. 1. 1832, † Thorn 13. 4. 1907).



Gustav Wallis (1830–1878), 1868.

Dessen Sohn Paul Justus Wallis (* Thorn 17. 4. 1867, † ebd. 12. 07. 1942), Buchhändler und Kaufmann in Thorn, ehelichte in Thorn 3. 10. 1893 Helene Luise Antonia Gerbis (* Thorn 14. 8. 1875, † ebd. 6. 4. 1942).

Dessen Enkel Ernst Paul Justus Wallis (* Thorn 13. 9. 1894), Buchhändler und Kaufmann in Thorn, als Reserveoffizier seit 1944/45 verschollen bei Kämpfen um Thorn, vermählte sich in Stettin 9. 9. 1926 mit Charlotte Emmi Johanne Glawe (* Thorn 20. 9. 1901, † Kirchheim unter Teck 2. 8. 1986). Sein Bruder Hans Ferdinand Justus Wallis (* Thorn 28. 9. 1895, † 1945 Thorn, im Lazarett), Buchhändler und Kaufmann in Thorn, heiratete 12. 1929 Margarethe Amalie Schoebel (* 20. 9. 1906).

³¹ Henkel, wie zuvor, S. 18.

2.

Der Sohn Christian Ludwig Wilhelm *Wallis* (* Lüneburg 9.5.1827, † Trenton/New Jersey, USA ...), Kaufmann und Regiments-Kapellmeister ebd., bekam seine zweite Ehefrau Auguste Sophie *Jördens* am 23.12.1823 in Barntrop/Lippe und wanderte mit ihr aus.

3.

Die Tochter Henriette Cäcilie (* Lüneburg 12.2.1829, † Detmold 22.4.1848) blieb ledig.

4.

Der Sohn Gustav Ludolph Christian *Wallis* (* Lüneburg 1.5.1830, † Cuenca/Azuay/Equador 20.7.1878),³² Patensohn des Stader Justizrats Dr. *Schlüter* (1793–1841),³³ unverheiratet, war ein bedeutender Botaniker und Reisender. Er ging 1860 im Auftrag des Brüsseler Kunstgärtners und Orchideenforschers Jean Jules Linden (* Stadt Luxemburg 3.2.1817, † Brüssel 12.1.1898) nach Südamerika, um neue Pflanzen lebend nach Europa zu importieren. Dort verbrachte er acht Jahre in Brasilien, Peru, Bolivien, Ecuador, Kolumbien, Venezuela, Panama und Costa Rica. 1868 bereiste er die Philippinen, und kehrte 1871 nach Südamerika zurück, wo er 1878 im Hospital in Cuenca an einer fieberhaften Dysenterie (Ruhr) starb. Er schaffte über 1000 neue Pflanzenspezies nach Europa.

5.

Die Tochter Alwine Elisabeth (* Lüneburg 24.2.1832, † Detmold 15.6.1907) lebte als Homöopathin in Detmold, Lemgoer Straße 1, am längsten.

6.

Der Sohn Dr. med. Heinrich Hermann Theodor *Wallis* (* Lüneburg 4.1.1834, † Brake/Lippe 22.1.1871), 1853 Abitur in Detmold, 18.10.1853 stud. med. in Göttingen, starb als junger Arzt mit nur 37 Jahren an einer Sepsis (Blutvergiftung) in der 1811 gegründeten Heilanstalt Brake/Lippe.

7.

Die Tochter Johanne Juliane Dorette (* Lüneburg 3.11.1835, † Louisville/Kentucky, USA ...) heiratete in Horn-Bad Meinberg/Lippe 27.8.1854 ihren Musiklehrer Gustav Heinrich Simon Christian *Wagener* (* 3.6.1828) und ging mit ihm nach Übersee.

32 Karl Müller: Gustav Wallis. Eine biographisch-naturgeschichtliche Skizze, in: Die Natur, Zeitung zur Verbreitung naturwiss. Kenntnis, Nr. 5, Halle 1870; James Herbert Veitch: Hortus Veitchii, London 1906, S. 62 (SUB Hamburg), Reprint by Caradoc Doy 2006.

33 Siehe oben Anm. 2.

Ausblick

Der Überblick zeigt die Entwicklung einer vor 1630 im Südharz sesshaft gewordenen ländlichen Handwerkerfamilie der angesehenen Knochenhauer, die auch durch das Versorgen des üppigen Schlossbetriebs³⁴ in Herzberg mit Fleischwaren zu Wohlstand gelangten, aber durch wiederholte Feuersbrünste in und nach dem Dreißigjährigen Krieg ihre Häuser und Habe wieder verloren, sich jedoch nicht entmutigen ließen. Das Geschlecht behauptete sich fortan in selbstständigen Berufen als Gutsverwalter, Stadtchirurgus, Essigfabrikant und Advokat mit literarischen Erfolgen in den städtischen Verhältnissen Lüneburgs und Detmolds. Ein Buch-, Kunst- und Musikalienhandel in Thorn an der Weichsel ernährte weitere drei Generationen. Ein namhafter Botaniker und Orchideenforscher in Südamerika krönte das Ansehen der zahlreichen Verwandten. Auswanderer suchten ihr Glück zeittypisch in den Vereinigten Staaten von Amerika. Heute finden sich Stammtafel-Versuche für andere Zweige im Internet unter „Gregorius Wallis webtrees“.

Nicht alle Namensträger *Wallis* lassen sich dieser norddeutschen Familie zuordnen.³⁵ Der Name war und ist nicht selten genug und nach seiner ursprünglichen Herkunft (sicher nicht aus dem Kanton Wallis in der Schweiz) ebenso ungeklärt wie das überlieferte Pferd-Wappen. Vielleicht führt dieser Beitrag insoweit zu Klärungen und Ergänzungen. Für Lüneburg jedenfalls sollte weder der einst namhafte Notar als Publizist noch der Stadtchirurgus mit seinem damaligen Berufsbild in Vergessenheit geraten.

34 Hans Grüneberg: *Schloss Herzberg und seine Welfen*, Herzberg 1993.

35 Siehe z. B. Georg Olivier Wallis (1673–1744), in: *Allgemeine Deutsche Biographie (ADB)*, Band 40, Leipzig 1896, S. 749–751.

FRIEDRICH BRÜNING

Professor Dr. h. c. Ludwig Bückmann: Ein Lüneburger Lehrer und Sprachforscher

Am 20. September 1858 wurde dem Pastor Rudolf Bückmann und seiner Ehefrau Ida geb. Kottmeier in Bartholfelde im Kreis Herzberg ein Sohn geboren, dem sie die Namen August Otto *Ludwig* gaben. Am 3. Oktober 1858 wurde das Kind in der Bartholdi-Kirche zu Bartholfelde getauft. Er war das 7. Kind der Eheleute Bückmann, nach ihm kamen noch drei weitere. Rudolf Bückmann, geb. 1808, war seit 1852 Gemeindepastor in Bartholfelde, und sein Einkommen in dieser kleinen Gemeinde reichte kaum aus, um die große Familie zu ernähren. Daher hatte er sich seit längerem um eine besser dotierte Pfarrstelle bemüht. Im April 1862 wurde ihm die Stelle des Superintendenten in der neu gegründeten Superintendentur Bevensen zugewiesen. Damit verbesserte sich sein Jahresalär von 850 Talern auf immerhin 1350 Taler. Als er die Versetzungsurkunde erhielt, musste die Familie allerdings erst einmal auf den Landkarten nachsehen, wo denn dieses Bevensen eigentlich liege. Im Juni 1862 bezogen sie dann das am Ilmenauufer belegene Pfarrhaus in Bevensen. Dort verbrachte Ludwig Bückmann seine Kindheit und Jugend, es wurde seine eigentliche Heimat. Der Name Ludwig Bückmann ist bis heute in Lüneburg ein Begriff und in der Heiderregion besonders durch seine Arbeiten zur Sprachforschung bekannt geworden. Darauf wird noch einzugehen sein.

Die Vorfahren von Ludwig Bückmann lassen sich anhand eines in seinen Personalunterlagen beim Lüneburger Johanneum befindlichen Familienstammbaums mütterlicherseits bis 1622 und väterlicherseits bis 1695 zurückverfolgen. Möglicherweise lässt sich der Name Bückmann mit dem bei Hoya an der Weser belegenen Ort Bücken in Verbindung bringen, denn der erste Namensträger, der 1695 geborene Hans-Ad. Bückmann, war auf dem Familienhof in Asendorf bei Bücken ansässig. In der Generationenfolge von acht Generationen lassen sich nicht weniger als 13 lutherische Geistliche sowie zwei Konsistorialräte nachweisen. Mit Ludwig Bückmanns Bruder Rudolf endete diese pastorale Reihe vorläufig.

Kindheit und Jugend in der Bevenser Superintendentur

Es mag eine vergleichsweise glückliche Kindheit gewesen sein, in der der Knabe aufwuchs. Ein Foto aus der Zeit etwa 1862/63 zeigt die Familie mit den spielenden Kindern vor dem Haus der Superintendentur, es scheint ein Bild des Friedens und eines intakten Familienlebens zu sein. Man lebte im Königreich Hannover in ruhigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen, die Kirche und ihr Superinten-

dent waren regierungstreu, und er genoß Ansehen bei den Bürgern des Fleckens Bevensen. Die ersten Schuljahre wird Ludwig in dem alten Schulgebäude neben der Kirche erlebt haben, nur wenige Schritte vom Elternhaus entfernt. Heute steht dort das Gemeindehaus der Kirchengemeinde. Seit 1847 war Bevensen der Eisenbahn angeschlossen und so mit der weiten Welt verbunden. Einen Einschnitt für die treuen Hannoveraner, zu denen Rudolf Bückmann zählte, bedeutete im Jahre 1866 das Ende des Königreichs Hannover und die Annexion durch Preußen. Aber als 1871 das neue Deutsche Reich entstand, schien die Welt wieder in Ordnung. 1874 wird der nun 16jährige Ludwig die festliche Einweihung des Kriegerdenkmals auf dem Kirchplatz im Beisein des Kaisers miterlebt haben, aus welchem Anlaß sein Vater die Festrede hielt. Am Palmsonntag, dem 3. April 1873, wurde Ludwig in der Bevenser Drei-Königs-Kirche von seinem Vater konfirmiert.

Nach der Grundschule in Bevensen, wo die Kinder in der Regel bis zum Konfirmationsalter von 14 Jahren unterrichtet wurden, wird Ludwig Bückmann als Fünfzehnjähriger im Jahre 1873 Schüler des Königlichen Gymnasiums in Celle. Warum seine Eltern das Gymnasium in Celle für ihn wählten und nicht die näher gelegenen in Uelzen oder Lüneburg, ist nicht ersichtlich. Auch sein jüngerer Bruder Otto, geb. 1861, wurde Schüler des Celler Gymnasiums. In das etwa 70 Kilometer von Bevensen entfernte Celle konnten sie natürlich nicht täglich zur Schule fahren, sondern wohnten dort in Privatquartieren. Am 21. September 1877 erhielt Ludwig von der Prüfungskommission des Gymnasiums Celle das Zeugnis der Reife, entsprechend dem heutigen Abitur. Seine Zeugnisnoten waren nach heutigen Maßstäben nicht gerade herausragend, sie ergeben einen Notendurchschnitt von etwa 2,4. Einzig im Fach Mathematik schnitt er mit „sehr gut“ ab.

Zum Militärdienst wurde der Abiturient nicht herangezogen, man stufte ihn in die Ersatzreserve I ein. Während sein älterer Bruder Rudolf (geb. 1849) sich der Theologie gewidmet hatte, studierte Ludwig 1877/78 an der Universität Leipzig und 1878 bis 1881 in Göttingen in den Fächern Germanistik, vergleichende Sprachwissenschaft und klassische Philologie. Am 4. Februar 1882 unterzog er sich in Göttingen der Prüfung für das höhere Schulamt, wofür er drei schriftliche Prüfungsarbeiten in Philosophie, Philologie und Deutsch zu erbringen und eine ausführliche mündliche Prüfung zu bestehen hatte. Die Beurteilung durch die wissenschaftliche Prüfungskommission befand die Ergebnisse im großen und ganzen positiv. Im Deutschen glänzte er mündlich mit gründlichen Kenntnissen althochdeutscher und mittelhochdeutscher Texte. Hier zeigten sich schon die Neigungen des späteren Sprachforschers. Die Kommission erteilte ihm das Zeugnis Ersten Grades „pro facultate docendi“ mit der Befähigung, die griechische, die lateinische und die deutsche Sprache in allen, die Religion in den mittleren und unteren Klassen eines Gymnasiums oder einer Realschule zu lehren. Über die Einzelheiten des mündlichen Examens und seine Vorbereitungen darauf hat er einen sehr lebhaften Bericht an seine Eltern geschrieben, aus dem die Freude über sein erfolgreiches Abschneiden überdeutlich wird. Natürlich wurde das im Freundeskreise der Studenten ausgiebig gefeiert, wo-

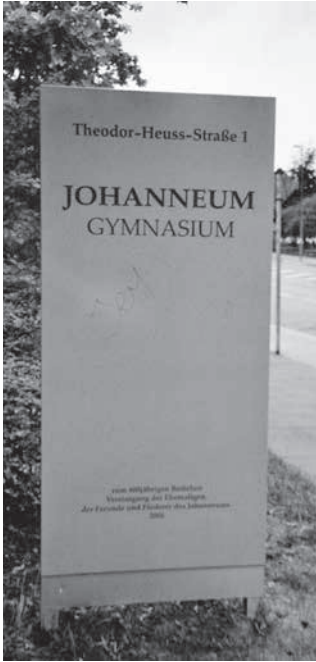


Das ehemalige Gebäude des Johanneums (erbaut 1872/73), in dem Ludwig Bückmann von 1886 bis 1922 lehrte

rüber er schrieb: „Von meiner kneipe am Sonntag abend und meinem feierlichen abschiede vom burschentum könnte ich ebenso viel seiten füllen, als ich schon gefüllt habe. Es hatten sich über 20 meiner näheren bekannten eingefunden und erfreuten mich mancherleiweise. Um 2 kamen die polizisten und erklärten feierabend.“ (Seine Marotte zu der Zeit war die Kleinschreibung.)

Das Lüneburger Johanneum wird Bückmanns berufliche Lebensaufgabe

Ludwig Bückmann begann seine Lehrtätigkeit mit dem Probejahr zunächst am Gymnasium in Göttingen und ab April 1883 als wissenschaftlicher Hilfslehrer am Gymnasium Stade, wo er bis April 1886 verblieb. Ostern 1886 wurde er am Gymnasium Johanneum zu Lüneburg als 10. ordentlicher Lehrer angestellt. Am 29. April ist er dort offiziell in das ihm übertragene Amt eingeführt und am gleichen Tage durch Oberbürgermeister Lauenstein formgerecht vereidigt worden. Für den Vater Rudolf Bückmann wird es eine große Freude gewesen sein, den guten Abschluß der Ausbildung seines Sohnes und den Start in die Berufslaufbahn mit einer festen Anstellung an dem renommierten Lüneburger Gymnasium erleben zu können. Er ist wenige



Oben: Leitspruch des Johanneums „Doctrinae. Virtuti. Humanitati.“ über dem Portal des ehemaligen Schulhauses (erbaut 1829)

Links: Vom Freundeskreis des Johanneums zum 600-jährigen Schuljubiläum gestiftete Stele

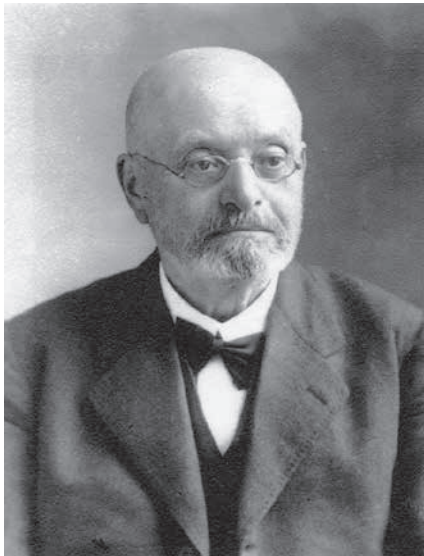
Tage danach, am 10. Mai 1883, im Alter von 75 Jahren gestorben, nachdem er bis dahin sein Amt des Superintendenten in Bevensen noch voll wahrgenommen hatte.

Zur Zeit von Ludwig Bückmann befand sich das Gymnasium Johanneum in dem 1870/72 errichteten Gebäude am Clamartpark, wohin es aus dem ehrwürdigen Schulhaus von 1829 neben der Johanniskirche umgesiedelt war. Heute ist hier eine Sonderschule, die „Johannes-Rabeler-Schule“, untergebracht. Wer das heutige Johanneum sucht, findet es nur schwer. Seit 1978 befindet es sich weit vor den Toren der Stadt an der Theodor-Heuß-Straße in einem Ziegelbau im sterilen Baustil der 70er Jahre, der wahrlich keine Schönheit darstellt. Einzig eine moderne Stele an der Zufahrt von der Straße her, die vom Freundeskreis des Johanneums aufgestellt worden ist, weist auf das ehrwürdige Alter von 600 Jahren der Schule hin, das im Jahre 2006 mit einem Jubiläumsfest begangen worden ist. Die Worte des Leitbildes, die seit 1829 über dieser Lehranstalt standen und heute noch über dem Portal des alten Hauses in der Haagestraße stehen, sind jetzt links neben dem Eingang in Augenhöhe angebracht worden. Sie lauteten: *Doctrinae, Virtuti, Humanitati*, sinngemäß übersetzt: Bildung, Leistung, Solidarität. Gemäß diesem Leitbild geht es dem Johanneum darum, die Bildung des ganzen Menschen als Aufgabe zu verstehen. So deutete Bundespräsident Köhler das alte Leitbild in seinem Grußwort zum 600-jährigen Jubiläum.

Das Johanneum ist fortan zur beruflichen Lebensaufgabe Bückmanns geworden, und er blieb dort ohne Unterbrechung bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand im Jahre 1922. 1892 wurde er zum Oberlehrer ernannt, erhielt durch Patent vom



*Ludwig Bückmann als junger Oberlehrer
am Johanneum, ca. 1895*



*Prof. Dr. h. c. Ludwig Bückmann im
Ruhestand, ca. 1922*

19. Dezember 1903 die Berechtigung, den Professorentitel zu führen und durch Erlaß vom 4. Februar 1904 den Rang der „Räte vierter Klasse“ verliehen. In den Jahren 1893 und 1894 unternahm er zwei jeweils mehrwöchige Studienreisen nach Griechenland, wofür ihm das Provinzial-Schulkollegium zu Hannover jeweils Urlaub vom Schulunterricht bewilligte. Einem Unterrichtsplan des Johanneums aus dem Jahre 1908 ist zu entnehmen, dass er zu der Zeit 20 Wochenstunden in den Abteilungen Gymnasium und Realgymnasium unterrichtete, davon 12 in Latein und die übrigen in Deutsch, Religion und Geografie. Im Unterschied zu allen anderen 25 Lehrkräften der Schule, davon zehn Professoren, wird Bückmann nicht als Ordinarius einer Klasse ausgewiesen. Eine Schulklasse auf Disziplin zu halten, war wohl nicht seine starke Seite. Die Schüler ließen ihn das hin und wieder spüren. Ein von ihm am 12. Januar 1908 verfaßter handschriftlicher Bericht über eine Unterrichtsstunde, der Bestandteil seiner Personalakte geworden ist, lässt erkennen, dass er einem ihm von den Schülern zugeordneten Schabernack ziemlich hilflos gegenüberstand.

1895 verheiratete Ludwig Bückmann sich mit der 17 Jahre jüngeren Luise Franck aus Barmen, die Trauung vollzog sein Bruder, Superintendent Rudolf Bückmann II, geb. 1849. Aus der Ehe sind vier Kinder hervorgegangen, nämlich Rüdiger Wolfram Ludwig, gen. Lüdeke, geb. 1896, im Mai 1915 im Ersten Weltkrieg gefallen, Ingolf geb. 1898, Reinhild geb. 1900 und Wiltrud geb. 1903. Die Familie hatte ihren Wohnsitz in einer gemieteten Wohnung im Hause Lüneburger Weg Nr. 8, das jetzt nicht mehr steht. Nach Erinnerung seiner noch lebenden Enkeltochter Ebba war ihr Großvater ein strenger Lehrer, aber Lehrer mit Begeisterung. Er war

von eher untersetzter Statur, trug in der Öffentlichkeit stets den althergebrachten Gehrock, gab sich aber dennoch nicht nur den Habitus des Gelehrten. Er liebte Wagner-Opern, unternahm in der Freizeit gern größere Wanderungen und ging noch bis ins hohe Alter regelmäßig ins Schwimmbad. Der Generation seiner Enkelkinder konnte er wunderbare Geschichten erzählen, mit ihnen zeichnen und basteln und ihnen komplizierte Begriffe leicht verständlich erklären.

Die Sprachforschung in der Heideregion wird zur zweiten Lebensaufgabe

Parallel zur Lehrertätigkeit entwickelten sich Ludwig Bückmanns wissenschaftliche und schriftstellerische Aktivitäten. Der Nachlass seines Schrifttums lässt erkennen, dass er in die Erkundung der Herkunft unserer Heimatsprache eine enorm intensive Forschungsarbeit investiert hat. Sie fand ihren Ausdruck in seinen gedruckten Schriften aus dem Zeitraum von 1879 bis zu seinem Tode im Jahre 1941. In der Ratsbücherei Lüneburg findet sich das als Anlage abgedruckte Verzeichnis seiner veröffentlichten Schriften aus dem Jahre 1947, das wahrscheinlich von seiner Tochter Wiltrud erstellt worden ist, die dort lange Zeit bis zu ihrem Ruhestand als Bibliothekarin tätig war. Es enthält fast 100 Arbeiten, davon rd. 30 Besprechungen von Büchern anderer Autoren. Sie sind verstreut in vielen verschiedenen Medien erschienen. Bei den Schriften, zu denen er selbst der Autor war, findet man neben kleinen Gedichten (auch plattdeutschen) und Erzählungen auch Reisebeschreibungen aus Griechenland. Seine romanhafte Erzählung „Ajo, der Guging“ ist im Jahre 1910 als sein einziges Werk in Form eines eigenständigen Buches erschienen. Sie schildert in romantischen Sprachformen Szenen aus dem Leben der Langobarden in unserer Region. Bemerkenswert ist auch seine Beteiligung an dem 1927 von Görge-Spehr herausgegebenen landeskundlichen Werk „Vaterländische Geschichten und Denkwürdigkeiten der Lande Braunschweig und Hannover“. Darin hat Bückmann den Abschnitt „Bevensen“ übernommen und stellt die Geschichte des damaligen Fleckens, seines Heimatortes, in sehr übersichtlicher und anschaulicher Form dar. Wiltrud war es übrigens auch, die im Jahrgang 1956 in der Zeitschrift „Muttersprache“ unter dem Abschnitt „Lüneburger Sprachforscher“ Werk und Wirken ihres Vaters zusammengefasst dargestellt hat.

Bis heute gültige Standardwerke der Ortsnamenforschung

Zwei umfangreiche Arbeiten von ihm zur Ortsnamenforschung sind geradezu als Standardwerke auf diesem Gebiet zu bezeichnen. Der Jahresbericht 1909 des Johanneums veröffentlichte seine Arbeit mit dem Titel „Was bedeutet der Name Lüneburg?“ Er stellt darin fest, dass der Ortsname auf eine Gründung namens Hliuni durch Karl den Großen im Jahre 795 zurückgeht, und er geht der Frage nach, ob die Namensbildung auf slawische Einflüsse zurückzuführen ist, was er verneint. Viele Personen- und Ortsnamen und die Namen der einstigen Lüneburger Siedehäuser untersucht er mit der gleichen Fragestellung. Für ihn war der Schluß eindeutig, dass langobardische und keineswegs slawische Ursprünge zu den Namensgebungen in



Zu L. Bückmann, Orts- und Flurnamen

Gaunamen. Gohnamen, Gohgerichte. **ALTE VÖLKER**
EINGEWANDERTE VÖLKER.

— Gaugrenzen ■ Westgrenze des Vorkommens slavischer Ortsnamen

Übersichtskarte „Gau- und Völker des Lüneburger Landes“ von L. Bückmann, Beilage zum Aufsatz „Orts- und Flurnamen“ in Lüneburger Heimatbuch Bd. 2, 2. Aufl., Schünemann 1927

der Heideregion geführt haben. In einer zweiten umfangreichen Arbeit untermauert er über 75 Seiten hinweg diese These unter der Überschrift „Orts- und Flurnamen“, erschienen im Lüneburger Heimatbuch 1914 und 1927, illustriert mit einer Übersichtskarte „Gau- und Völker des Regierungsbezirks Lüneburg“. In 25 Abschnitte streng gegliedert wird da eine unglaubliche Fülle von einzelnen Namensformen ge- deutet, angefangen mit Volksnamen, Gaunamen, Flussnamen und Waldnamen über Dörfer, Burgen, Haus und Hof und vieles mehr. Beispiel aus dem Unterabschnitt über das Amt Medingen: „Röbbel (1354 Robbelstorff, 1369 Robele, 1450 Rebell). ‚Die Robola‘, zu rabu Knecht. Die erste Form kann d. Ursprung haben: PN Radbald oder Hrodbald.“ Diese beiden Arbeiten zeugen von einem hohen wissenschaftlichen Standard des Verfassers. Nach fachkundiger Meinung sind ihre Erkenntnisse auch aus der heutigen Sicht der Wissenschaft, abgesehen von Details, durchaus noch haltbar.

Eine Geistesverwandtschaft scheint Ludwig Bückmann mit seinem Zeitgenossen Professor Dr. Eduard Kück (1867–1937) verbunden zu haben, der parallel zu Bückmanns Arbeit ebenfalls im Lüneburger Heimatbuch einen sehr umfangreichen und hochwissenschaftlichen Aufsatz „Zur Volkssprache des Lüneburger Landes“ veröffentlicht hat. Bekannt geworden ist er durch sein 1906 erschienenes Werk „Das alte Bauernleben der Lüneburger Heide“ (Leipzig, Verl. Theod. Thomas) und besonders durch seine langjährigen Sammlungen für das nach seinem Tode im Jahre 1942 erschienene dreibändige „Lüneburger Wörterbuch“ (Neumünster, Verl. Karl Wachholtz), sowie zahlreiche weitere Schriften. Eduard Kück hatte im März 1886 am Lüneburger Johanneum die Reifeprüfung abgelegt, wo Ludwig Bückmann im April desselben Jahres als Gymnasiallehrer angestellt wurde. Bückmann hat Leben und Werk dieses Forschers nach dessen Tode im Jahre 1937 in mehreren Zeitschriftenbeiträgen gewürdigt.

Das Werk Bückmanns wird mit hohen Ehrungen gewürdigt

Bückmanns Veröffentlichungen erschienen in kontinuierlicher Folge in mehr als fünf Jahrzehnten bis an sein Lebensende. Kaum ein Jahr blieb ohne eine seiner Arbeiten, selbst in der Zeit des Ersten Weltkrieges und bis in die Jahre des Dritten Reiches hinein. In Würdigung seiner Forschertätigkeit hat ihm im Jahre 1924 die Philosophische Fakultät der Universität Göttingen die Würde eines Ehrendoktors verliehen. Das Diplom ist versehen mit dem Prädikat „de antiquissima patriae memoria egregie meritum“, zu deutsch etwa: „der sich um die sehr alte Geschichte des Vaterlandes außerordentlich verdient gemacht hat“. Die Ehrenurkunde wurde ihm von dem damaligen Stadtarchivar Prof. Dr. Wilhelm Reinecke persönlich überbracht. Übrigens war seinem älteren Bruder Rudolf, geb. 1849, ebenfalls die Ehrendoktorwürde der Universität Göttingen zuteil geworden, und zwar 1897 von der theologischen Fakultät. Eine weitere hohe Ehrung, die Professor Bückmann zgedacht war, kam infolge seines plötzlichen Todes leider um wenige Tage zu spät. Die Preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin hatte ihm die Auszeichnung mit der Silbernen

Leibniz-Medaille zuerkannt, die ihm in einer Festsitzung am 3. Juli 1941 verliehen werden sollte. Die Nachricht davon erreichte ihn noch an seinem Todestage, die Medaille selbst hat er nicht mehr entgegennehmen können. In der besagten Festsitzung wurden dann posthum durch den Präsidenten der Akademie die Verdienste Bückmanns um die wissenschaftliche Namensforschung gewürdigt.

Am 24. Juni 1941 ist Ludwig Bückmann im Alter von 83 Jahren an einem schnellen Herztod in Merzig im Saarland verstorben, wo er sich mit seiner Frau besuchsweise bei der Familie seines Sohnes Ingolf aufhielt, der dort Leiter einer Heilanstalt und zu der Zeit als Soldat im Kriegseinsatz war. Bis in seine letzten Tage ruhte er nicht. Er schrieb noch an einer weiteren Arbeit über das Lüneburger Land, die er noch am Vorabend seines Todestages auf den Postweg brachte. Sie blieb ungedruckt. Bückmann wurde am 30. Juni 1941 auf dem Lüneburger Zentralfriedhof bestattet. Dort ruht er nun neben seiner 17 Jahre später gestorbenen Ehefrau Luise sowie seinen Töchtern Reinhild, gestorben 1985, und Wiltrud, gestorben 1997. Das Gymnasium Johanneum als seine langjährige Wirkungsstätte hat im Oktober 1941 in der Aula seiner Schule eine nachträgliche Gedenkstunde für den Verstorbenen ausgerichtet, in der Prof. Borchling von der Universität Hamburg, einer der bedeutendsten Historiker und Forscher Niederdeutschlands, in einer Gedenkrede die Persönlichkeit und das Lebenswerk von Ludwig Bückmann nachgezeichnet hat. Der dabei von ihm geäußerte Wunsch, dass die wichtigsten und wertvollsten Arbeiten von Professor Bückmann in einem Sammelband herausgegeben werden sollten, wurde noch in Angriff genommen, konnte aber infolge der Kriegseignisse nicht verwirklicht werden. Die Stadt Lüneburg hat Bückmann den nachstehenden am 30. Juni 1941 erschienenen Nachruf gewidmet:

Nachruf

Am 24. Juni 1941 starb

Professor Dr. h. c. Ludwig Bückmann

36 Jahre, von 1886–1922, hat er als Erzieher am Lüneburger Johanneum gewirkt. Neben dem Schuldienst und bis in seine letzten Tage hinein hat er eine unermüdliche und fruchtbare wissenschaftliche Forschungsarbeit entfaltet. Als Meister der Sprach- und Geschichtsforschung, als bester Kenner des Langobardischen hat er die Anerkennung der wissenschaftlichen Welt gefunden, hat er sich bleibende Verdienste um die wissenschaftliche Erschließung des Lüneburger Landes und die Erhellung deutscher Frühzeit erworben.

Wir werden sein Werk bewahren und fortführen.

Im Namen der Stadt Lüneburg
Wetzel, Oberbürgermeister



Grabstelle Ludwig Bückmanns und seiner Frau Luise sowie ihrer Töchter Reinhild und Wiltrud auf dem Lüneburger Zentralfriedhof

Vorbild für die Namensforschung vieler deutscher Gebiete

Als eine der letzten größeren Arbeiten Ludwig Bückmanns brachte die renommierte Monatszeitschrift für Urgeschichte und Volkskunde „Die Kunde“ in ihrer Nr. 1 des Jahrgangs 1941 seine Abhandlung „Einige sprachliche Altertümer im niedersächsischen Raum als Spiegel der Kultur- und Stammesgeschichte Niedersachsens“, auch diese versehen mit einer von ihm entworfenen Übersichtskarte über die Gaue und Völker des Lüneburger Landes. Es war die Wiedergabe eines Vortrags, den er im Jahre 1939 auf der Langobardentagung in Bardowick gehalten hatte, und es war eine wahre Fleißarbeit. Er stellt darin manche Irrtümer anderer Sprachforscher richtig und behandelt hier erneut auch die Namen der 54 Lüneburger Salzsiedehäuser, unter Beifügung eines detaillierten Lageplans derselben. In Heft Nr. 8 desselben Jahrgangs der Zeitschrift erschien dann als Nachruf auf den inzwischen Verstorbenen eine Würdigung seines Werkes, die ihm anlässlich der Verleihung der Silbernen Leibniz-Medaille hätte zuteil werden sollen. Es heißt darin: „Seine Arbeiten sind Muster einer den strengsten methodischen Anforderungen entsprechenden Heimatforschung, und sie haben wesentlich dazu beigetragen, dass die Lüneburger Veröffentlichungen vorbildlich wurden für die Namensforschung vieler anderer deutscher Gebiete.“ Besser kann man die lebenslange Forschungsarbeit Ludwig Bückmanns kaum beschreiben.

Über Ludwig Bückmanns Haltung zur Politik und zu den Parteien ist nichts



Familientreffen der Bückmanns im Jahre 1924; vordere Reihe 3. u. 4. v. links: Ludwig Bückmann und seine Frau Luise.

Greifbares überliefert. Es ist aber anzunehmen, dass er aus seiner gesellschaftlichen Stellung heraus zu den Kaiser- und Staatstreuen gerechnet werden kann. Insofern wird ihn das Ende des Kaiserreichs mit dem verlorenen Ersten Weltkrieg, in dem sein ältester Sohn gefallen war, schon stark berührt haben. Seine Lehrtätigkeit und besonders seine Aktivitäten als Sprachforscher scheint dieser politische Umbruch aber nicht entscheidend beeinträchtigt zu haben. Im „Dritten Reich“ war Bückmann Mitglied der „Reichsschrifttumskammer“, einer berufsständischen Einrichtung des nationalsozialistischen Staatswesens. Ohne diese Mitgliedschaft wären seine zahlreichen Veröffentlichungen in dieser Zeit kaum möglich gewesen. Äußerungen von ihm, die dem herrschenden politischen Zeitgeist bewusst Rechnung getragen hätten, sind aber nicht erkennbar, eher hatte er wohl eine kritische Haltung dazu. Wohl aber werden seine Erkenntnisse zur Erforschung der deutschen und der langobardischen Sprache in das rassenkundliche Konzept des Regimes gepasst haben.

Mit seiner Heimatstadt Bevensen blieb Prof. Bückmann lebenslang verbunden. Ludwig Bückmann hat das Bewußtsein seiner Herkunft aus Bevensen und die Liebe zu seinem Heimatort nie verloren. Ein besonders eindrucksvolles Zeugnis davon ist seine ausführliche Abhandlung „Zur älteren Geschichte des Fleckens Bevensen“ in zwei Folgen des Uelzener „Heidewanderer“ vom Jahre 1925. Er beschränkt sich dabei auf die Geschichtsepoche des Mittelalters etwa um die Jahrhundertwende 1400 und hat die damaligen Verhältnisse und die geschichtlichen Hintergründe fundiert

und sehr sachkundig beschrieben. Dazu muß er intensive Recherchen angestellt haben, die ihn zu sehr detaillierten Beschreibungen der Örtlichkeit und der zu der Zeit handelnden Personen befähigten. So sucht er sehr plausibel den Verlauf der Grenzen und möglicher Grenzbefestigungen Bevensens zu jener Zeit nachzuvollziehen. Teilweise bezieht er sich als Quelle auf das 1858 erschienene Grundlagenwerk von Manecke, der schon 1827 gestorben war und dessen Grabmal auf dem Lüneburger Michaelis-Kirchhof bis heute erhalten ist. Bückmann hat aber offenbar auch die einschlägigen Urkundensammlungen heranziehen können, aus denen er mehrfach wörtlich zitiert. Das bis heute gültige Standardwerk zur Geschichte Bevensens von Brohmann ist im Jahre 1928 erschienen. Grundlagen dafür hatte schon Bückmann erarbeitet. Das war auch sein Ziel, denn in der Vorbemerkung zu seinem Aufsatz im „Heidewanderer“ schreibt er, dass er darin eine Vorarbeit für einen künftigen Chronisten sah. Brohmann hat denn auch weitgehend darauf aufbauen können. Im Vorwort seiner „Geschichte von Bevensen und Kloster Medingen“ bezieht er sich ausdrücklich auf die Veröffentlichungen von Professor Bückmann sowie die von Lehrer Karl Meyer im „Heidewanderer“. Bei der Einleitung zum Abschnitt „Burg und Flecken Bevensen in der ältesten Zeit“ beruft er sich ebenfalls auf die Aufzeichnungen Bückmanns und hat dann längere Passagen daraus wörtlich übernommen. Bückmann hatte am Schluss seiner Abhandlung geschrieben, er hoffe, dass er mit den Ergebnissen seiner Forschungsarbeit „denen, die mit ihrem Herzen an dem schönen Orte hängen, einen Dienst erwiesen und zugleich für eine Darstellung der folgenden Jahrhunderte einen Anreiz gegeben und eine bescheidene Grundlage gelegt zu haben“. Brohmann konnte sehr gut davon profitieren und hat ausgiebig von dieser Grundlage Gebrauch gemacht.

Die Bückmanns halten bis heute an ihren Familienbanden fest. Fotos von Familientreffen in den Jahren 1922 und 1924, also nach Ludwig Bückmanns Ruhestand, belegen das. Er ist darauf mit seiner Frau Luise zu sehen, ebenso seine Töchter Reinhild und Wiltrud. Noch im Jahre 1962, als sich der Beginn von Rudolf Bückmanns Bevenser Amtszeit als Superintendent zum 100. Male jährte, fand der Bückmannsche Familienverband sich zu einem großen Familientreffen in der Drei-Königs-Kirche in Bevensen zusammen. Und noch 2009 kümmerte sich seine Urenkelin Irmgard Göllnitz geb. Bückmann mit darum, dass die Grabmale von Superintendent Rudolf Bückmann und seiner Frau auf dem Bevenser Friedhof einen dauerhaften würdigen Platz fanden.

Quellen/Literatur:

- Persönliche Aufzeichnungen und mündliche Auskünfte von Irmgard Göllnitz geb. Bückmann, Hamburg und Ebba Fontaine geb. Bückmann, Überherrn-Altforweiler/Saarland sowie Aufzeichnungen von Wiltrud Bückmann, Lüneburg
- „Geschichte der Familie Bückmann“ von Rudolf Bückmann III (1888–1969), 1961, mitgeteilt von Irmgard Göllnitz geb. Bückmann
- Stammbaum der Familie Kottmeier, ca. 1887
- Stadtarchiv Lüneburg, Rep. 23 Johanneum, B 8.8a Personalakten der Lehrkräfte: Bückmann
- Stadtarchiv Lüneburg, Rep. 23 Johanneum, Jahresbericht 1909, S. 3–18, Bückmann „Was bedeutet der Name Lüneburg?“
- Stadtarchiv Lüneburg, Rep. 23 Johanneum, „Geschichte des Johanneums zu Lüneburg“ in Festschrift zur 500jährigen Jubelfeier im Sept. 1906 von Görge/Nebe (Lüneburg 1906, v. Sternsche Buchdr.)
- Stadtarchiv Lüneburg, Johanneum, Festschrift 600 Jahre Johanneum, Hg. Johanneum, Lüneburg 2006
- Stadtarchiv Lüneburg, Ordner Zeitungsausschnitte zu Personen, Bückmann, Lüneburgsche Anz. v. 29.10.1941
- Ratsbücherei Lüneburg, Bkn. 18.40, Bückmann, Ludwig: Verzeichnis seiner Schriften, 1947
- Stadtbücherei Uelzen: Bückmann, Zur älteren Geschichte des Fleckens Bevensen, Heidewanderer Nr. 24/25 v. 19./26.6.1925, S. 191/192, 196–198
- Bückmann: „Ajo der Guging“, Verl. Schünemann Bremen, 1910
- Bückmann: „Bevensen“ in Görge/Spahr, Vaterländische Geschichten und Denkwürdigkeiten der Lande Braunschweig und Hannover, Bd. II Hannover, Verl. Appelhaus Braunschweig III. Aufl. 1927, S. 557
- Bückmann: Einige sprachliche Altertümer im niedersächsischen Raum als Spiegel der Kultur- und Stammesgeschichte Niedersachsens, in „Die Kunde“ 9. Jg. 1941 Nr. 1, S. 1–16
dto. Nr. 8, S. 158/159 Wetzels: Nachruf Prof. Bückmann
- Lüneburgsches Anzeiger Juni 1941: Nachruf Bückmann (als Mikrofilm in der Ratsbücherei Lüneburg)
- Bückmann: „Orts- und Flurnamen“ in Lüneburger Heimatbuch, Hg. Otto u. Theod. Bencke, 2. Auflage 1927 Bd. 2 S. 93–167
- F. Brohmann: Geschichte von Bevensen und Kloster Medingen, Verl. Magistrat Bevensen 1928, S. 5 Vorwort u. S. 15 Burg und Flecken Bevensen in der ältesten Zeit
- Martin Stünkel/Emil Schulze: Bevensen im Wandel der Zeit, Becker Uelzen 1968, S. 78–86
Bückmann
- Dr. Fritz Riggert: Die alten Bürgerstellen und Reihenhäuser in Bevensen, Hg. Stadt Bevensen 1979, Hs. Nr. 143 Die Superintendentur
- Hans Funke/Gabriele Fricke: Die evangelisch-lutherischen Pastoren des Kreises Uelzen, Hg. Museumsverein Uelzen 2004, S. 46/47 Bückmann
- Meyers Enzyklopädisches Lexikon Bd. 19: S. 748, Reichskulturkammer/Reichschrifttumskammer, Bibliogr. Institut Mannheim 1977

Friedrich Brüning: Prof. Ludwick Bückmann aus Bevensen, ein Leben als Lehrer und Sprachforscher, in: „Der Heidewanderer“, Heimatbeilage der Allgemeinen Zeitung Uelzen Nr. 50/51 v. 12./19. Dezember 2009

Verzeichnis der Schriften Ludwig Bückmanns

Vorbemerkung

In einer Gedenkveranstaltung nach dem Tode von Ludwig Bückmann am 28. Oktober 1941 hat Professor Borchling von der Universität Hamburg in seiner Gedenkrede den Wunsch zum Ausdruck gebracht, dass die wichtigsten und wertvollsten Veröffentlichungen von Prof. Bückmann in einem Sammelband herausgegeben werden mögen. Dazu ist es nicht gekommen. Immerhin ist aber im Jahre 1947 eine Zusammenstellung seiner Schriften in Listenform entstanden, die als maschinengeschriebenes Manuskript in der Ratsbücherei Lüneburg vorliegt und dort unter der Signatur „Bkn 18.40“ verzeichnet ist. Diese Liste trägt zwar keinen Autorennamen, dürfte aber mit ziemlicher Sicherheit von Ludwig Bückmanns Tochter Wiltrud Bückmann (1903–1997) stammen, die jahrzehntelang in der Ratsbücherei als Bibliothekarin tätig war. Diese Vermutung liegt umso mehr nahe, als Wiltrud Bückmann eine sehr ähnliche Arbeit über die Schriften von Prof. Dr. Wilhelm Reinecke (1866–1952), des Lüneburger Stadtarchivars und Museumsdirektors, zusammengestellt hat, diese allerdings nicht chronologisch, sondern nach Themenkreisen geordnet. Dieses Verzeichnis ist mit ihrer Namensnennung als Autorin in Heft 4 der Lüneburger Blätter 1953 abgedruckt worden. Wir veröffentlichen hier eine inhaltliche Wiedergabe des Manuskriptes über die Bückmann-Schriften, um es damit einem breiteren Interessentenkreis zugänglich zu machen.

Die Angaben sind nach Jahreszahlen geordnet. Seitenangaben fehlen.

- 1879 Zwergkönig Laurin. Ein Spielmannsgedicht aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts. Übers. von L. Bückmann und H. Hesse. Leipzig: Reclam. Universalbibliothek 1235.
- 1886 Besprechung zu: Moritz Trautmann, Die Sprachlaute im Allgemeinen und die Laute des Englischen, Französischen und Deutschen im Besonderen. Herrigs Archiv f. neuere Sprachen und Litteraturen. Bd. 77.
Zu Goethes Faust II,4. Miscelle. Herrigs Archiv. Bd. 77.
- 1890 Die Rabenschlacht. Nach dem altdeutschen Heldengedicht bearb. v. L. Bückmann. Leipzig: Reclam. Universalbibliothek 2665.
- 1893 Der Vers von sieben Hebungen im deutschen Strophenbau. Jahresbericht des Johanneums zu Lüneburg, Ostern 1893.
- 1896 Reiseerinnerungen aus Hellas. Vortrag. Verein der Mitglieder des höheren Lehrstandes in der Provinz Hannover. Auszug aus dem Protokoll der 13. Generalversammlung v. 29. 12. 1896 zu Hannover.
- 1903 Der Schafkoven. Ein Idyll aus der Heide. Hannoverscher Courier 1903, 31. Juli.
- 1904 Auf der apulischen Eisenbahn. Sonntagsblatt des Reichsboten 1904, 52.
- 1905 Japanische Lyrik. Unser Hausfreund, Sonntagsblatt des Hannoverschen Couriers 761. 16. Juli 1905.

- Der Gespensterwald. Eine Erzählung in Briefen. Sonntagsblatt des Reichsboten 1905, 47–49. Nov. Dez.
- 1909 Was bedeutet der Name Lüneburg? Jahresbericht des Johanneums zu Lüneburg. Ostern 1909.
- 1910 Im Tal der Schmalenau. Niedersachsen XV, 20.
Ajo der Gucing. Eine Erzählung aus dem Bardengau. Bremen: Schönemann 1910.
Bespr. zu: K. Kayser, Die Kelten des Bardengaus. Zeitschrift des Hist. Vereins f. Niedersachsen 1910 (1909?).
Bespr. zu: C. Blasel, Die Wanderzüge der Langobarden. Zeitschr. d. Hist. Vereins f. Nieders. 1910.
- 1911 Bespr zu: Richard Linde, Die Niederelbe. Niedersachsen XVI, 11.
- 1912 Über einige Probleme der Flussnamenforschung in der Lüneburger Heide. Niedersachsen XVII, 8.
Über den niederdeutschen Namen des Sperlings. Niedersachsen XVII, 11.
- 1913 Bespr. zu: Ludwig Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgange der Völkerwanderung. Niedersachsen II, 1.
Ingwäonen. Zeitschr. des Hist. Ver. f. Nieders. 1913, H. 4.
- 1914 Orts- und Flurnamen. Lüneburger Heimatbuch, hg.v. O.u.Th.Benecke, Bd.2. Bremen: Schönemann. Dasselbe auch in der 2. Auflage 1927.
Ein Cantus auf das Lüneburger Schwein, in: Vier fröhliche Lieder. 1914 (anlässlich der Hansetagung in Lüneburg)
- 1915 Bespr. zu: E. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, Bd. 2 Ortsnamen, erste Hälfte A–K. 3. Aufl. v. H. Jellinghaus. Göttingische gelehrte Anzeigen 1915,9.
- 1918 Die germanischen Ortsnamen in Nordfrankreich bis zum 50. Breitengrad. Mit Karte. Petermanns geographische Mitteilungen 1918. Gotha: Justus Perthes.
- 1920 Bespr. zu: Förstemann-Jellinghaus, Altdeutsches Namenbuch, Ortsnamen. Zweite Hälfte L–Z. 3. Aufl. Göttingische gelehrte Anzeigen 1920, 7–9.
- 1922 Wilsede. Niedersachsen. XXVII, 12.
Mettenommer. Niedersachsen, XXVII, 24.
Ist fränkische Kolonisation auf alemannischem Boden nachzuweisen? Petermanns geographische Mitteilungen 1922. Gotha: Justus Perthes.
Bespr. zu: A. de Marneffe, Les noms de Villages wallons en Effe, la toponymie de la Marne, la Frontiere linguistique. Petermanns geographische Mitteilungen 192.
Zeugnisse altgermanischen Heidentums in Niedersachsen. Heidewanderer Uelzen VII, 37.
- 1923 Lüneburgische Fluss- und Bachnamen. Niederdeutsche Zeitschr. f. Volkskunde I,1.
- 1924 Über den Rhythmus niederdeutscher Volks- und Kinderlieder. Nd. Zs. f. Volksk. II,1.
Barnagüts. Nd. Zs. F. Volksk. II,1.
Die alten niederdeutschen Volkslieder. Lüneburger Nachrichten, Beilage Heidjer 1.2.
Al over de Woste Heide. Wurdi-giskapu. Heidjer 3.
Markgenossenschaft und Mundart. Heidjer 4.

- Heidemythus. Heidjer 2, Neue Folge.
 Spuren der Langobarden im Bardengau. Heidjer 3.
 De Wärkatten lopt. Heidjer 6
 Hans Voß. Heidjer 13.
 Zur Geschichte des Kyklos 1880–1884. Der humanistischen Verbindung Arkadia gewidmet. Handschrift.
 Eine Zuckerfabrik am Schopenstehl in Hamburg vor der Franzosenzeit. Hamburger Nachrichten., 13. Sept. 1924.
- 1925 Bespr. zu: Adolf Thimme, Aus dem Märchenland der Kindheit. Knabe Frühling. Heidjer 7.
 Zur älteren Geschichte des Fleckens Bevensen. Heidewanderer Uelzen, 24, 25.
 Zur Nobiskrugsage in der Dichtung. Niederdeutsche Heimatblätter Hannover, September.
 Der Bachname Ödeme. Niederd. Zs. f. Volksk. Bremen III, 2.
 Im Bardengau (=2 Abschnitte aus „Ajo“). Niederdeutsche Jugendbücherei, hg. v. J. Thies, Hemelingen, I,1. Fr. Mahnke, Verden/Aller.
 Langobardenzug (=Abschnitt aus „Ajo“). Die Heimat, landschaftliche Ergänzungshefte zum Lesebuch für höhere Mädchenschulen „Der Garten“. 3. Heft: Niedersachsen und Nordmark (von Alb. Lübke, Uelzen). Berlin: Grote.
 Der Kalecksberg. Cellische Zeitung und Anzeigen, Beil. Der Sachsenspiegel, 12.
 Orts- und Flurnamen (des Kreises Harburg). Zwischen Elbe, Seeve und Este. Ein Heimatbuch des Landkreises Harburg, hg. v. H. Laue u. H. Meyer. I. Harburg: G. Elkau.
- 1926 Das Gerding. Romualds Schlachtlied. Der Langobarden Auszug. (Abschnitte aus „Ajo“). Lüneburger Land, T. 1: Geschichtl. Lesestoffe. Ferd. Hirts Heimat-Nachlesehefte. 5.–8. Schuljahr. Breslau: Hirt.
- 1927 Einige Bauernnamen im Winser Schatzregister. Korrespondenzblatt des Vereins f. niederd. Sprachforschung, Jg. 1926/27, Hamburg. (Ehrenheft z. 80. Geburtstag v. H. Jellinghaus).
 Frosch und Kröte in niederdeutschen Flurnamen. Von W. Ramsauer mit einem Zusatz von L. Bückmann. Nd. Zs. f. Volksk. V. 1.
 Bespr. zu: Mahnken, G., Die hamburgischen niederdeutschen Personennamen des 13. Jahrhunderts. Nd. Zs. f. Volksk. V.1.
 Bespr. zu: Jantz-Sillenstede, G., Was uns Orts- und Flurnamen erzählen. Ein Beispiel aus einem gemischtbodigen Gebiet. Nd. Zs. f. Volksk. V. 2.
 Bespr. zu: R: Linde, Der Alte vom Walde. Ein Bismarck-Gedenkbuch. Nd. Zs. f. Volksk. V. 2.
 Der Bardengau und seine Bevölkerung, mit Karte. – Bevensen. Görge-Spehr-Fuse, Vaterländische Geschichten und Denkwürdigkeiten der Lande Braunschweig und Hannover, 3. Aufl. Bd. 2. Braunschweig, Appelhans.
 Bespr. zu: Schmidt-Petersen, J., Die Orts- und Flurnamen Nordfrieslands. Nd. Zs. f. Volksk. V. 4.
- 1928 Das Eindringen der Wenden in den Bardengau, mit Karte, u. Bespr. zu H. Teske, Das

- Eindringen der hochdeutschen Schriftsprache in Lüneburg. Lüneburger Museumsblätter H. 12, Festschrift. Lüneburg 1928.
- Bespr. zu: Erwin Volkmann, Die deutsche Stadt im Spiegel alter Gassennamen. Nd. Zs. f. Volksk. VI. 2.
- Borwall oder Burgwall? Sachsenspiegel, Celle, V.
- Bespr. zu: H. Abels, Die Ortsnamen des Emslandes in ihrer sprachlichen und kulturgeschichtlichen Bedeutung. Nd. Zs. f. Volksk. VI. 4 (Nachtr. VII. 1)
- 1929 Bespr. zu: Ludwig Krause, Die Rostocker Heide im Spiegel ihrer Orts-, Forst- und Flurnamen. Nd. Zs. f. Volksk. VII. 1.
- Bespr. zu: H. Abels, Die Ortsnamen des Emslandes in ihrer sprachlichen und kulturgeschichtlichen Bedeutung. Zs. f. Ortsnamenforschung V. 1.
- Bi de Ilmenau. Siebenstern, Bevensen August 1929.
- 1930 Bespr. zu: Adolf Thieme, Über die Ortsnamen des Kreises Hameln, Im Märchenland der Kindheit. Niedersachsen XXXV, Juni..
- Über die Ortsnamen auf -bach. Nd. Zs. f. Volksk. VIII. 1.
- Bespr. zu: H.A. Prietze, Das Geheimnis der deutschen Ortsnamen. Niedersachsen XXXV, Juli.
- Über Ingwäonismen an der Niederschelde. Nd. Zs. f. Volksk. VIII. 2.
- 1931 Bespr. zu: H.A. Prietze, Das Geheimnis der deutschen Ortsnamen. Petermanns geogr. Mitteilungen 1931 Heft 3/4.
- Bespr. zu: C. Bassen, Das Oldenburger Ammerland. Nd. Zs. f. Volksk, IX 1/2.
- 1932 Bespr. zu: Deutsche Siedlungsforschungen, in Festschrift zu Ehren Rudolf Klötzschkes. Nd. Zs. f. Volksk. IX 3/4.
- 1933 Die Schlacht im Totengrunde bei Wilsede. Abdr. Aus „Ajo“, in Celler Heimatkalender auf das Jahr 1933, hg. v. Dr. Paul Alpers. Celle 1932, Schweiger u. Pick.
- 1934 Igath mons. Zs. f. Ortsnamenf. Bd. X H.
- Hliuni und einige andere Namen des Lüneburger Landes, mit Zusatz v. Jos. Schnetz, Grammatische Bemerkung zu Hliuni.. Zs. f. Ortsnamenf. Bd. X H. 5.
- 1936 Die Flurnamen des Heideparks. T. 1. Zs. „Naturschutzpark“, Mitteilungen des Vereins Naturschutzpark H. V, Sitz Stuttgart, Verl. des Vereins Pfizerstr. 2 D.
- Was nicht auf der Landkarte steht. Niedersächsische Flurnamen in ihrer Bedeutung für Volks- und Heimatkunde. Niedersächsische Tageszeitung Hannover Jg. 6 Nr. 93, S. 12, 2. April 1936.
- Zu nd. Lünig „Sperling“, Korrespondenzbl. des Vereins f. niederd. Sprachforschung, Jg. 1936 Heft XLIX S. 12.
- Bespr. zu: Walter Neumann, Die Flurnamen des Amtes Grevesmühlen, Inaug. Dissertation d. Univ. Rostock 1931, Wismar 1932, Alb Sander. Zs. f. Ortsnamenf. Bd. XII Heft 2.
- 1937 Die Namen der Lüneburger Siedehäuser. Zs. f. Ortsnamenf. Bd. XIII H. 1.
- Bespr. zu: Gustav Matthias: Sprachlich-sachliche Flurnamen-Deutung auf volkskundlicher Grundlage beispielhaft dargestellt an den Orts- und Flurnamen des Kreises Uelzen. Hildesheim & Leipzig, Lax 1936. Nd. Zs. f. Volksk. XV H. 1/2 1937.

- Der Heimatforscher der Heide. Ein Wort der Würdigung für Prof. Dr. Eduard Kück. Nieders. Tagesz. Hannover Nr. 155 v. 7. Juli 1937.
Die Flurnamen des Heideparks T. 2. Zs. „Naturpark“, Mitteilungen des Vereins Naturschutzpark e.V., Sitz Stuttgart, H. 22. Stuttgart, Verl. des Ver, Umlandstr. 14 B.
Das Lebenswerk Eduard Kücks. Harburger Kreiskalender, Ein Heimatbuch auf das Jahr 1938.
- 1938 Eduard Kück. Nd. Zs. f. Volksk. XV Heft 3/4. Bremen 1937.
Ölper, Schwülper, Hedeper? Korrespondenzblatt des Ver. f. niederd. Sprachforschung Heft 51/1 Jg. 1936.
Verband der Familie Bückmann (Kurze Anzeige über den Familientag in Lauenstein), Nds. Tagesz. Weserbergland, Hameln 1. Juni 1938.
Ein alter apa-Name in einem Flurnamen erhalten. Korrespondenzbl. des Ver. f. niederd. Sprachforschung H. 5/3. Jg. 1938.
- 1939 Rueper. Korrespondenzbl. d. V. f. niederd. Sprachforsch. Jg. 1938 H 51/4 Januar 1939.
Alisa. Korrespondenzbl. d. V. f. niederd. Sprachf. Jg. 1939 Heft 52/1 April 1939.
Bespr. zu: Otto Natau, Mundart und Siedlung im nordöstlichen Ostpreußen. Königsberg & Berlin, Osteuropaverlag 1937 (Schriften der Albertus-Universität, geisteswiss. Reihe Bd. 4), Nd. Zs. f. Volksk. XVII, 1, 1939.
- 1940 Die Ortsnamen des Kreises Peine. Peiner Kreiskalender 1940.
Adolf von Geldern und Johann von Cleve in einem mittelniederdeutschen Liede. Nd. Zs. f. Volksk. XVII. 2.
Bespr. zu: Magdalena Hänsel, Die rügenschenschen Fischerflurnamen. Nd. Zs. f. Volksk. XVII, 2/6.
- 1941 Einige sprachliche Altertümer im niedersächsischen Raum als Spiegel der Kultur- und Stammesgeschichte Niedersachsens, Zs. „Die Kunde“ Hannover 1941 Jg. 9 H.1, mit 4 Taf. u. 2 Klappkarten.
- 1942 *nach dem Tode erschienen*: Bespr. zu: Gerhard Ohling, Apen. Was enthält der Name u. welche Bedeutung hatte der Ort in mittelalterlicher Zeit?, Zs. f. Ortsnamenf. Bd. 17 Heft 1

Ungedruckt: Lüneburger Land. Im Besitz des Bibliographischen Institutes?. Letzte Arbeit des Verfassers, beendet am Tage vor seinem Tode am 24. Juni 1941.

Sekundärliteratur

- Brückner, A.: Bespr. zu Bückmann, Das Eindringen der Wenden in den Bardengau, Zs. f. Ortsnamenf. Bd., 5, 1929.
Bückmann, Wiltrud: Ludwig Bückmann, in „Muttersprache“ 9/56, Abschnitt „Lüneburger Sprachforscher“.

DIRK HANSEN

Ein Lüneburger Pädagoge und Demokrat: Prof. Dr. Ernst Gramberg

Eine mutige Johanniter-Petition

„Herr Dr. Gramberg“ hat als Mitglied der Deutschen Staatspartei „aus seiner Einstellung nie ein Hehl gemacht und bei gelegentlichen politischen Erörterungen (Geschichtsunterricht) uns gegenüber auch seine Ansicht vertreten. Er ist jedoch nie so weit gegangen, dass er politisch anders gesonnene Schüler in irgend einer Weise wegen dieser ihrer Einstellung benachteiligt hat. Wir müssen im Gegenteil anerkennen, dass der durch Herrn Professor Gramberg erteilte Unterricht durch den Austausch der entgegengesetzten Meinungen sehr interessant und lehrreich gestaltet wurde. Was den übrigen durch Herrn Professor Dr. Gramberg erteilten Unterricht anbetrifft, müssen wir feststellen, dass jeder Schüler sehr viel lernen konnte, weil Herr Professor Gramberg das vorgeschriebene Lehrpensum in vorbildlicher Weise vorzutragen verstand. ... Die Unterzeichneten würden es sehr bedauern, wenn aus der vorläufigen Beurlaubung Herrn Professor Dr. Grambergs eine endgültige Entlassung würde.

Mit vorzüglicher Hochachtung die Obersekunda des Gymnasiums zu Lüneburg.
18. Mai 1933

An das Ministerium für Wissenschaft, Kunst- u. Volksbildung,
Herrn Dr. Rust, Berlin.“

Abschrift des gleichen Schreibens mit 17 Originalunterschriften „an den Magistrat der Stadt Lüneburg, z. H. des Herrn Oberbürgermeister Dr. Schmidt“, mit der Bitte, „unser Gesuch bei den zuständigen Stellen unterstützen zu wollen“.¹

Was war geschehen? Wie erklärt sich, daß dreieinhalb Monate nach der Machtübertragung auf die NS-geführte neue Reichsregierung unter Hitler am 30. Januar 1933 und nach den Vorkommnissen und ersten dramatischen Folgen des Reichstagsbrandes vom 27./28. Februar 1933 eine Klasse 16/17jähriger Gymnasiasten aus der Provinz sich an die Obrigkeit ihrer Stadt und den preußischen Kultusminister, einen „alten Kämpfer“ der NSDAP, wandte, um ihren Geschichtslehrer wegen seines qualifizierten und objektiven Unterrichts zu behalten? Wie erstaunlich ist eine solche Stellungnahme jugendlicher Direktheit, die alles andere als Unreife, Duckmäusertum oder Schulgehorsam zu verraten scheint. Pluralismus statt Kathedervorgaben, Tolerieren unterschiedlicher Meinungen statt Dozieren schien die Methode dieses

¹ Vorgang in: Stadtarchiv Lüneburg (im folg.: StAL) - VA 1 - 1779 und: Joh. - B 8a

Lehrers zu sein. Die preußische Schulreform von 1924, die auf mehr Selbstverantwortung und Schülerselbstverwaltung gezielt hatte, schien bei dieser Obersekunda gefruchtet zu haben.

Um das Ergebnis vorwegzunehmen: die Schülerintervention hatte keinen Erfolg. Im Gegenteil: sie mochte den „neuen Herren“ geradezu ein Argument geliefert haben, einen solchen Lehrer, der nicht nur in der Schule, sondern auch in der Öffentlichkeit als „Demokrat“ seit Jahren engagiert war, vorzeitig aus der pädagogischen Verantwortung zu ziehen. Der langjährige 1. Vorsitzende der Deutschen Demokratischen Partei (DDP), seit 1930 als Deutsche Staatspartei (DStP) firmierend, in Lüneburg (1919 bis 1930), wurde zum 1.7.1933 vorzeitig in den Ruhestand geschickt. Nicht vergessen wurde die Formel: für die „dem Staate in langjähriger treuer Pflichterfüllung geleisteten Dienste wird die Anerkennung und der Dank der Staatsregierung“ ausgesprochen. Seit dem 2. Mai 1933 „bis auf weiteres beurlaubt“, hatte Gramberg zunächst seine vorzeitige Versetzung in den Ruhestand „aus Gesundheitsgründen“ zum 1.10.1933 beantragt, sich aber auch mit dem endgültigen Ruhestand zum 1.7. oder 1.8.1933 einverstanden erklärt. Nach einigem Hin und Her wird vom preußischen Ministerium sowie seitens der Abteilung für das höhere Schulwesen beim Oberpräsidenten der Provinz Hannover ausdrücklich per 7.9.1933 entschieden, das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“, welches am 7.4.1933 zur Entlassung politisch missliebiger und speziell jüdischer Beamter erlassen worden war, auf den „Studienrat i. R. Dr. Gramberg nicht anzuwenden“. Für die Berechnung der Pensionsansprüche war diese Entscheidung immerhin nicht ohne Belang. Es bleibt offen, ob zumindest insofern die Schülerpetition einen mildernden Einfluß hatte.

In der Sache selber hatte Gramberg „unter seinem Diensteid“ zuvor gegenüber seinem unmittelbaren Dienstherrn, Oberstudiendirektor Dr. Friedrich Hackmann, ausgesagt.² Zur Klage eines Schülers der Untersekunda des Realgymnasiums könne er „auf Grund genauer Erinnerung“ aussagen, daß – um den 4. Februar herum –

„gleich zu Beginn der Geschichtsstunde“ ein Schüler, wahrscheinlich der Kläger selber, gefragt habe, „warum (...) eigentlich Hitler nicht früher (vielleicht auch: nicht schon längst) die Reichsangehörigkeit erhalten hat. Darauf antwortete ich: Das ist sehr einfach zu sagen: weil er es nicht beantragt hat. Damit wollte ich die ganze Sache abbrechen. ... Darauf fragte wieder ein Schüler: Wie hat Hitler die Staatsangehörigkeit denn nun erhalten? Darauf ich: Das müßtet Ihr eigentlich selbst wissen! Dadurch, daß er in einem der Bundesstaaten (ich verbesserte mich dann: Verzeihung! Es heißt jetzt ja Länder) Beamter geworden ist. Dadurch gewinnt man eo ipso die betreffende Staats- und dadurch wieder eo ipso die Reichsangehörigkeit. Auf eine neue Zwischenfrage habe ich dann noch hinzugefügt, daß also in diesem Fall die Reichsangehörigkeit auf einem Umwege erlangt sei. Von „auf unrechte Weise erworben“ kann

2 Zum folg.: „Verantwortliche Vernehmung“, 11.4.1933, in: StAL – Joh. B 8a



*Ernst Gramberg
1913*

*Rechts:
Ernst Gramberg
im Kreise seiner
Lehrerkollegen
1913*



ich schon deswegen nicht gesprochen haben, weil ich die Art und Weise, wie in diesem Falle die R.-A- erworben war, als durchaus mit den bestehenden Bestimmungen in Einklang stehend ansehe und es genau so im Februar tat. So würde also die Äußerung: „auf unrechte Weise erworben“ meiner eigenen Überzeugung widersprochen haben. ... Zu der anderen, mir zugeschriebenen Äußerung, es wäre mir eine Freude, im dritten Reiche als erster pensioniert zu werden, kann ich nur erklären, daß mir von einer solchen Äußerung nichts bewußt ist.“

Der Österreicher Hitler war am 25.2.1932 zum braunschweigischen Regierungsrat ernannt worden und somit deutscher Reichsangehöriger geworden; als solcher konnte er im März 1932 als Gegenkandidat zu Hindenburg bei den Reichspräsidentenwahlen antreten. Gramberg hatte also völlig korrekt dem Schüler geantwortet und sich einer politischen Wertung dabei enthalten. Der ihm unterstellte Pensionierungswunsch läßt aber durchaus die Vermutung zu, daß seine Ablehnung der neuen Reichsregierung wenigstens in Schulkreisen geläufig war. In jedem Falle ist bemerkenswert, wie das Geschehen in einer Geschichtsstunde der Untersekunda des Realgymnasiums Johanneum zur Stellungnahme einer Obersekunda des Gymnasiums geführt hatte. Man wird hier von einer zumindest schulöffentlichen Diskussion aufgrund der Denunziation des Schülers W. sprechen können. Die politischen Ereignisse, ja Umbrüche der von den Nationalsozialisten so genannten „nationalen Revolution“ hatten sichtbar auch schulischen Eingang gefunden. Leider ist nicht überliefert, wie Grambergs Kollegen sich verhalten haben. Der Direktor jedoch, seit 1923 im Amt, kam selber sehr bald in Schwierigkeiten. Auch er war seit Jahren in der Lüneburger Sektion der Deutschen Demokraten als Vorstandsmitglied sowie als Stadtverordneter aktiv und wurde gemäß dem „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ zum 1.10.1933 seines Amtes enthoben; zum Studienrat degradiert.

diert, erklärte er sich aus finanziellen Gründen mit seiner Versetzung nach Goslar einverstanden.³

Eine durchaus vergleichbare Schülerintervention hatte fast gleichzeitig am benachbarten Mädchenlyzeum der Wilhelm-Raabe-Schule stattgefunden, als die Oberprima sich im März 1933 geschlossen, aber vergeblich für ihren Deutsch- und Geschichtslehrer Dr. Robert Brendel beim Provinzialschulkollegium in Hannover einsetzte. Der der SPD nahestehende Studienrat, mit einer Jüdin verheiratet, wurde dennoch drangsaliiert, versetzt und alsbald pensioniert.⁴

Wer war Ernst Gramberg ?

Als Sohn von August Gramberg, evangelisch-lutherischem Pastor, und dessen Ehefrau Johanna, geb. Ibbeken, war Ernst Wilhelm Gramberg am 22.6.1873 in Schweiburg, Amt Varel, Großherzogtum Oldenburg geboren. In Lüneburg starb er am 18.12.1946; die Familiengrabstätte liegt auf dem Zentralfriedhof. Nach dem Abitur am 25.3.1892 in Oldenburg studierte er an den Universitäten Jena, Berlin und Marburg sechs Jahre die Fächer Religion, Hebräisch, Latein, Geschichte und Deutsch und legte die Staatsprüfungen in den Jahren 1899 und 1901 ab. An der Universität Marburg wurde er am 12.5.1898 zum Doktor der Philosophie promoviert (Thema der Dissertation: „Das Jeverland unter dem Drost Bozyck von Oldersum 1527–1540“). Wie schon sein Vater war er im Sommersemester 1892 Mitglied der Burschenschaft Germania zu Jena, der 1815 gegründeten „Urburschenschaft“, geworden und blieb dies auch bis 1934, als alle studentischen Korporationen verboten wurden, bzw. bis zu seinem Lebensende. Als Einjährig-Freiwilliger leistete Gramberg seinen Militärdienst vom 1.10.1898 bis zum 30.9.1899 in Oldenburg beim Infanterie-Regiment No.91, wurde währenddessen zum Gefreiten und Unteroffizier befördert, 1902 zum Vizefeldwebel und als solcher am 12.9.1914 zum Landsturm eingezogen und am 28.4.1916 entlassen. Am 29.8.1918 erhielt er das Kriegsverdienstkreuz.

Am 4.7.1905 heiratete er Charlotte Rose (*10.4.1882, †5.11.1953); das Ehepaar hatte einen Sohn (Hans Gramberg (1919–1984).

Seine Lehrerlaufbahn sah wie folgt aus: 1.1.1900–31.3.1901 Probejahr am Gymnasium Leer, 1.4.1901–30.9.1901 Progymnasium Duderstadt, 1.10.1901–31.3.1902 Wiss. Hilfslehrer am Johanneum zu Lüneburg, 1.4.1902–31.3.1903 Gymnasium

3 Vgl. StAL - ND Hackmann - 1. – Dr. Friedrich Hackmann (*15.11.1879 in Barmen, †24.6.1967 in Heidelberg; ev.-luth.) war von Torgau kommend zum 1.10.1923 als Oberstudiendirektor des Johanneums berufen worden. Von Dezember 1918 bis März 1933 war er Mitglied der DDP/DStP sowie 1923–30 Freimaurer in Torgau. Nach seinem erzwungenen Fortgang von Lüneburg ging er aus gesundheitlichen Gründen zum 1.4.1937 in den vorzeitigen Ruhestand. – Mit Schreiben vom 27.8.1956 dankten anlässlich des 550. Schuljubiläums Dr. Dietrich Mack (1952–1959 Oberstudiendirektor am Johanneum) und das gesamte Kollegium per 40 Einzelunterschriften dem einst geschafften Kollegen mit dem Versprechen, „in Ihrem Sinne an unserem Johanneum in Zukunft zu wirken“. – StAL, ebda.

4 Vgl. Brief der Oberprima in: Wilhelm-Raabe-Schule 1831–1986. Erinnerungen. Hrsg. v. Uwe Plath, Lüneburg 1986, S. 22f. Vgl. auch: Ad multos annos. 175 Jahre Wilhelm-Raabe-Schule zu Lüneburg. Jubiläums-Festschrift hrsg. v. Uwe Plath u. Barbara Scheuermann, Lüneburg 2006, S. 89ff.



Stade, 1. 4. 1903 – 30. 6. 1933 Oberlehrer/Studienrat am Johanneum, 12. 12. 1912 zum Professor ernannt vom Ministerium der geistl. und Unterrichtsangelegenheiten.⁵

Anlässlich versorgungsrechtlicher Ansprüche gab seine Ehefrau Ende 1947 die eidesstattliche Erklärung ab, wonach ihr Mann „im Jahre 1933 wegen seiner politischen Gesinnung (Gründer der demokratischen Partei in Lüneburg) zwangsbeurlaubt und vom 1. 7. 1933 ab pensioniert“ worden sei. Neben seiner Mitgliedschaft im Altherrenbund der Burschenschaft Germania zu Jena sei er Mitglied der Druiden-Loge in Lüneburg sowie der N.S.V. gewesen.⁶ Noch kurz vor Jahresende 1945 traten das Ehepaar Gramberg sowie der Sohn der im November 1945 gegründeten „Demokratischen Union Lüneburg“ bei, die über die Jahreswende hinweg dann im

5 Vgl. Personalakte Gramberg in: StAL - Joh. Rep. 23 - B 8a. – Für das Studentenphoto (1892) danke ich der Burschenschaft Germania zu Jena, für das Foto des Lehrerkollegiums am Johanneum (1913) Herrn Gerhard Glombik vom Johanneum und für die 2 Fotos Grambergs im Unterricht Herrn Manfred Göske †.

6 Eidesstattliche Erklärung Charlotte Gramberg, 17. 12. 1947 in: StAL - VA 1 - 1779. – Den sozialen Statusveränderungen entsprechend wohnte Gramberg in Lüneburg 1903: Friedenstr. 4, 1910 Lüner Damm 7, 1. Et.; 1919 Schießgrabenstr. 14, Part.; 1925 Julius-Wolff-Str. 1, 1. Et.; 1934 Feldstr. 4, 2. Et. – Die Loge Sülzmeister im Deutschen Druiden-Orden war im Januar 1922 in Lüneburg gegründet worden.

ganzen Land Hannover bzw. dem alsbald neuen Land Niedersachsen als Freie Demokratische Partei (FDP) an die Öffentlichkeit trat. Mehrfach nahm Ernst Gramberg bis zu seinem Tod noch an FDP-Mitgliederversammlungen teil, ebenso wie seine Frau und sein Sohn in den späteren 1940er Jahren. Der vormalige 1. Vorsitzende der Deutschen Demokraten in Lüneburg war damit einer jener „Weimarianer“, die trotz vorgeschrittenen Alters und gesundheitlicher Belastungen sich dem Aufbau einer neuen „res publica“ nicht versagten und die Schrecken der letzten 12 Jahre überwinden halfen.⁷

Politisches Engagement

Nach dem Sturz der Monarchie und in den „Geburtswehen“ der neuen „Weimarer“ Republik stellte sich Studienrat Dr. Ernst Gramberg als Kandidat der jungen, gerade erst gegründeten Deutschen Demokratischen Partei (DDP) zur Wahl der Nationalversammlung am 19. Januar 1919 zur Verfügung. In zahlreichen Wahlaufrufen und Anzeigen zu öffentlichen Versammlungen in den „Lüneburg’schen Anzeigen“ zeichnete er „im Auftrage des Vorstandes“.⁸ Als Vertreter der Deutschen Demokratischen Partei ließ er sich auch als Mitglied des Wahlausschusses zur Durchführung der ersten Gemeindewahlen in Lüneburg am 2. März 1919 nach dem neuen Wahlrecht benennen.⁹ Mit seiner Unterschrift unterstützte er den Wahlvorschlag der „Liste Egersdorff“ mit ihren 36 Kandidaten, die sich ausdrücklich an „alle bürgerlichen Wähler und Wählerinnen“ wandte und von ca. 20 Vereinigungen und Parteien getragen wurde.¹⁰ Daneben kandidierten zwei weitere Listen: „Wahlvorschlag Lopau“ mit 36 Kandidaten, darunter 5 Frauen, im wesentlichen getragen von Sozial-

7 Beitrittserklärungen der Grambergs vom 27.12. und 31.12.1945 sowie Anwesenheitslisten im Lüneburger FDP-Archiv. Vgl. auch Dirk Hansen, Politische Renaissance – 1945: Liberale in Lüneburg. In: Lüneburger Blätter, hrsg. v. Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg, H. 32/2010, S. 215–233.

8 Vgl. Lüneburg’sche Anzeigen (LA) vom 8.1.1919 und fortlaufend im Januar 1919. Gramberg belegte auf der Niedersachsenliste seiner Partei Platz 16; auf Platz 1 stand Gutsbesitzer Hartmann Freiherr von Richthofen, auf Platz 2 Wilhelm Heile, Schriftleiter der „Hilfe“.

9 Vgl. Bekanntmachung vom 13. Februar 1919, Presseauschnitt in: StAL - B 5 - Nr. 33 I. Mitglieder: aus dem Magistrat: Oberbürgermeister König, Vertreter: Stadtsyndikus Barnstedt, Bürgervorsteher/Rentier Kaulitz, Kaufmann Meißner; als Beisitzer: Studienrat Dr. E. Gramberg, Fräulein Emma Leppert, Geschäftsführer Johannes Lopau, Postsekretär Tychsen; Stellvertreter: Malermeister Theodor Schulz und Kaufmann Oskar Hansen.

Dieses Mandat galt auch über den Wahltermin bzw. die Feststellung der Wahlergebnisse am 8.3.1919 hinaus. So trat das Gremium Ende November 1919 zusammen, um die Nachfolge für einen auscheidenden Bürgervorsteher zu ermitteln. Vgl. handschr. Protokoll vom 20.11.1919, in: StAL - B 5 - Nr. 33 II

10 Hierzu gehörten u.a.: Deutsche Demokratische Partei, Deutschhannoversche Partei, Deutsche Volkspartei, Arbeitgeberverein, Allgemeine Schützengesellschaft, Bürgerverein, Kaufmännischer Verein v. 1858, Verein Lüneburger Kaufleute, Haus- und Grundbesitzerverein, Verein der Wirte, Freiwillige Turnerfeuerwehr, Deutscher Technikerverband. Vgl. Unterstützerliste, handschriftlicher Wahlvorschlag und Wähleraufruf als Presseauschnitt, alle in: StAL - B5 - Nr. 33 I. Vgl. auch LA v. 15.2.1919. – Als Vertrauensmann der DDP fungierte der spätere FDP-Ratsherr Dr. iur. Georg Mackensen und als langjähriger DDP-Bürgervorsteher kandidierte jetzt erstmals Dr. med. Otto zu Jeddeloh.

demokraten, sowie der „Wahlvorschlag Carl A. Meyer“ mit 12 Kandidaten, einer weiteren bürgerlichen, von etlichen „Welfen“ gestützten Liste. In ihren Wahlaufrufen wandte sich die „Liste Egersdorff“ dezidiert gegen die Sozialdemokratie, die „seit den Umwälzungstagen nichts für das Bürgertum getan“ habe. Der „drohenden Gefahr einer sozialdemokratischen Mehrheit in der Gemeindevertretung“ müsse das Bürgertum „durch vollzähliges und geschlossenes Eintreten“ begegnen. „Wenn das Bürgertum und vor allen Dingen das Kleinbürgertum sich nicht selbst hilft, dann kommt es unter die Räder der rücksichtslosen Lohnbewegungen der Arbeiterpartei!“ Als einzige bürgerliche Liste zähle die Liste auch bewährte Frauen zu ihren Kandidaten, ein Hinweis nicht nur auf das neue, erstmals auch für Frauen gültige Wahlrecht, sondern ebenso auf die „welfische“ Konkurrenz.¹¹

Bei 16.205 Wahlberechtigten wurden 11.757 Stimmen abgegeben (ca. 73%); davon erhielt die „Liste Egersdorff“ 3.704, die „Liste Lopau“ 6.463 und die „Liste Carl A. Meyer“ 1.562 Stimmen. 16 bürgerliche (11 „Liste Egersdorff“ und 5 „Liste Meyer“) und 20 sozialdemokratische Bewerber waren gewählt worden. Im Bericht der Stadt an den Regierungspräsidenten über diese ersten allgemeinen, freien und direkten Kommunalwahlen wird denn auch vermerkt, daß „die Wahl für die Angehörigen der bürgerlichen Parteien günstiger verlaufen sein würde, wenn die einzelnen Parteigruppen ... getrennte Wahlvorschläge aufgestellt und sich im übrigen auf die Verbindung ihrer Wahlvorschläge beschränkt haben würden“. Daneben sei zu beachten, „daß die Wahlen durchaus ruhig verlaufen sind“.¹²

Zur Gemeindewahl am 4. Mai 1924 stellte Gramberg sich erneut als Beisitzer im Wahlausschuß zur Verfügung.¹³ Neu allerdings war, daß er sich nunmehr auch selber als Kandidaten aufstellen ließ, wenngleich nur auf Platz 30 fast am Ende der 32 Namen umfassenden Liste. Der wenig aussichtsreiche Listenplatz signalisierte denn auch eher die Solidarität mit der Gruppe als den ernsthaften Willen zu einer Mandatsübernahme. Dieser Wahlvorschlag unter dem programmatischen Namen „Wirtschaftsblock“ wurde angeführt von Rechtsanwalt Dr. Wilhelm Baustaedt und enthielt auf Platz 6 auch den Namen Carl August Meyer, der allerdings als einziger aus seiner vormaligen Liste nun versuchte, die Lehre aus der Zersplitterung des bürgerlichen Lagers zu ziehen. Dennoch zerteilte sich der neu gewählte Stadtrat nach 4 Listen: Kommunisten (3 Mandate), Sozialdemokraten (10), „Welfen“ = Deutsch-Hannoversche Partei (5), Wirtschaftsblock (14).¹⁴ Die Zersplitterung des Parteienwesens wurde auch in Lüne-

11 Wahlaufrufe in: StAL - B 5 - Nr. 33 I. - Diese Frauen waren: Marie von Mangoldt, Betty Jacobsohn, Emma Leppert, Dora Corssen – vier für damalige Lüneburger „klingende“ Namen! Unter den schließlich 36 gewählten Bürgervorstehern saßen dann 4 Frauen: Marie von Mangoldt, Anna Vogeley, Anna Waltje, Marie Diederich.

12 Wahlergebnisse und Bericht vom 1.4.1919, in: StAL - B 5 - Nr. 33 I

13 Mitglieder: OB Dr. Schmidt, Vertreter: Stadtsyndikus Barnstedt, Beisitzer: Lehrer Steinmetz, Senator Lopau, Studienrat Dr. Gramberg, Malermeister Th. Schulz, Stellvertreter: Geschäftsführer Wilfried Sander, Ehefrau Fischer, Kaufmann Oskar Hansen, Fr. Emma Leppert. Vgl. Protokoll vom 4.4.1924, in: StAL - B 5 - Nr. 34 I

14 Wie Gramberg war auch Kaufmann Oskar Hansen sowohl Mitglied im Wahlausschuß als auch Kandidat derselben Liste (Platz 28). So kandidierten für den „Wirtschaftsblock“ ganz überwiegend

burg bei den am gleichen 4. Mai stattfindenden Reichstagswahlen noch evidenter. Der lokale bürgerliche Wahlerfolg sollte in turbulenten Zeiten, die nach Kapp-Lüttwitz-Putsch (März 1920), Hitler-Putsch (November 1923), Inflation und Reparationsproblematik für das Jahr 1924 zweimal Reichstagswahlen erforderlich machten (4. Mai und 7. Dezember 1924), nicht lange anhalten. Die DDP, 1919 u. a. von Theodor Wolff, Hugo Preuß, Max Weber und Friedrich Naumann gegründet und mit Theodor Heuss in eigenen Reihen, wurde ebenso zerrieben wie die Partei Gustav Stresemanns, die DVP. Liberale Demokraten hatten es zunehmend schwer, sich zwischen den Extremen von Rechts und Links zu behaupten.¹⁵

Zu Grambergs politischem und gesellschaftlichem Engagement gehörte auch, daß er sich als DDP-Vorsitzender der Ortsgruppe des vor allem von Sozialdemokraten getragenen, 1924 begründeten „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“ als Mitglied im Vorstand zur Verfügung stellte. Hier zählte nicht die Masse republikanisch gesonnener „Linksliberaler“, sondern die Überzeugung, als solcher sich den Feinden der Republik entgegenzustellen. So wie im Großen, verschloß er sich auch nicht im Kleinen der bürgerschaftlichen Mitarbeit. Als einziger Nicht-Mandatsträger und engagierter Christ wirkte er von 1924–1929 mit in der 5-köpfigen städtischen „Wohnungsverteilungskommission“, die dem Wohnungsamt bzw. Wohlfahrtsamt zugeordnet war. Hier wird auch seine Aufgabe als langjähriger Vorsitzender des Aufsichtsrats des „Beamten-Wohnungsvereins“ eine Rolle gespielt haben.¹⁶

Öffentliches Auftreten, Verstöße, Denunziationen, Anklagen

Kurz nach den Kommunal- und Reichstagswahlen vom 4. 5. 1924 wurde Gramberg wegen „Misshandlung bzw. Beleidigung“ bei der Polizei Lüneburg angezeigt.¹⁷

Kaufleute und Handwerksmeister, dazu 3 Studienräte (Dr. Ernst Gramberg, Dr. Ernst Grevsmühl (Platz 19) und Dr. Hermann Wagner (Platz 32) – letzterer war 1919–25 Lüneburger Vorsitzender der Deutschen Volkspartei/DVP), 1 Rektor (Emil Sprengel), 1 Arzt (Dr. Otto zu Jeddelloh), 1 Architekt (Edwin Reith) und nur 2 Frauen (1 Kaufmannswitwe und 1 Lehrerwitwe). – Auf einer eigenen Unterstützerliste für den „Wirtschaftsblock“ zeichneten u. a. Syndikus Dr. Georg Mackensen, Landgerichtsdirektor Franz Puttfarken (DVP-Vorsitzender in Lüneburg 1925–30), Justizinspektor Hermann Rohde, DVP-Vorsitzender in Lüneburg 1930–33, Tischlermeister Heinrich Thiede, Zahnarzt Dr. Hans Jürgen Ließ, Kaufmann Willi Fressel, Rechtsanwalt Dr. Erich Dieckmann – Männer, die vor 1933 und nach 1945 vielfach politische Aufgaben übernahmen. Vgl. Wahlvorschläge, Zustimmungserklärungen u. Ergebnisse in: StAL - B 5 - 34 I

15 Vgl. Uta Reinhardt, Lüneburg zwischen Erstem Weltkrieg und Drittem Reich. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte, Bd. 54/ 1982, S. 95–127. – Dirk Hansen, Schwarz-Weiß-Rot und Schwarz-Rot-Gold: Der Lüneburger Flaggenstreit 1924 – ein Beispiel politischer Konfrontation. In: Lüneburger Blätter, H. 29/1993, S. 77–96.

16 Zu den städtischen Kommissionen vgl.: Magistrat an das Bürgervorsteher-Kollegium, 21.8.1924, in: StAL - B 5 - Nr. 36. – Zum Beamten-Wohnungsverein vgl. Adreßbücher 1921 bis 1930. – Zum „Reichsbanner“ vgl. Hansen (wie Anm. 15), S. 78ff. – Aus den ansonsten nicht erhaltenen Akten des „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“ vgl. zwei Gesuche an den Magistrat, 28.8.1926 und 24.9.1930, das Rathaus zu Bezirks- bzw. Gautagen des „Reichsbanner“ festlich zu beflaggen. In: StAL - SA - 1182.

17 Vgl. Vorgang, auch zum folg.: Kriminalpolizeiliche Anzeigenaufnahme vom 25. Mai 1924, in: StAL - VA 1 - 1779

Kaufmann Adolf W. stellte Strafantrag, da seine 21jährige Tochter in seiner Gegenwart am Sonnabend, dem 24. Mai, „abends gegen 1 Uhr“ von Gramberg „vorsätzlich körperlich misshandelt und dadurch auch beleidigt“ worden sei, „indem er meine Tochter, die Klavier spielte, mit aller Gewalt von dem Klaviersessel herunterriss und zu Boden warf, sodass sie heute noch heftige Schmerzen empfindet ... Der Grund dieser Handlungsweise Dr. Grambergs war folgender: Meine Tochter spielte den Stahlhelmmarsch (Erhardlied¹⁸). Dr. Gramberg, als Vertreter der Demokratischen Partei, hielt sich verpflichtet, ohne etwas zu sagen, durch diesen Ueberfall das Lied zu unterbinden“. Als Zeugen wurden der Schankwirt und ein Schwiegersohn benannt. Es konnte nicht ausbleiben, daß auch die Schule selber bzw. Direktor Dr. Hackmann sich mit dieser Anzeige befassen mußte; Magistrat und Schulausschuß der Stadt wurden ebenso wie das Provinzial-Schul-Kollegium in Hannover informiert: ein Vermerk Hackmanns über sein Gespräch mit Kaufmann W. ist leider ebenso wenig erhalten wie die Gegenäußerung Grambergs. Das Gericht entschied am 5.9.1924 auf eine Strafe von 150 Goldmark „wegen fahrlässiger Körperverletzung und damit geschehener Beleidigung“. Die Klägerin habe das Recht, „das Urteil einmal in gewöhnlichem Druck“ in der örtlichen Presse zu veröffentlichen. Die Behörde in Hannover reagierte erwartungsgemäß: Gramberg habe sich „durchaus ungehörig und unüberlegt verhalten. ... Wir müssen Sie ernst tadeln, weil Ihr Benehmen dem nicht entsprochen hat, was von dem Lehrer einer höheren Schule erwartet werden muss“. Man mache darauf aufmerksam, „dass schärfere Strafen gegen Sie verhängt werden müssen, wenn Sie wieder Anlass zur Beanstandung geben“.¹⁹

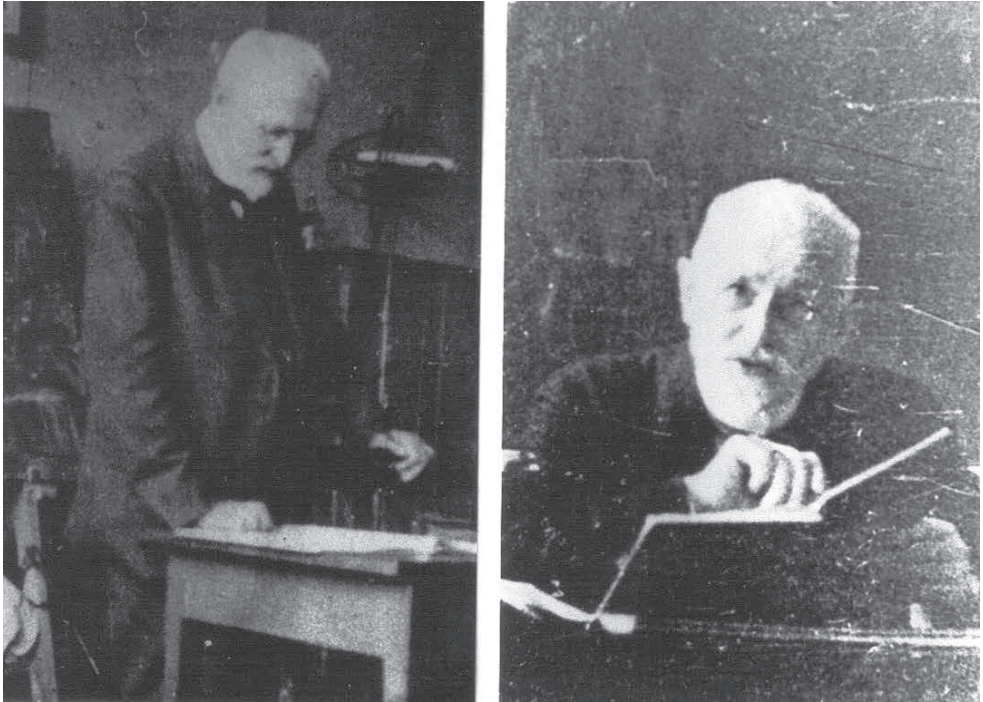
Man geht kaum fehl in der Annahme, daß die politischen Auseinandersetzungen in den frühen 1920er Jahren nicht zuletzt tief ins Persönliche hineingetragen wurden, erst recht wenn eine bürgerliche Öffentlichkeit noch nicht gewohnt war, daß Beamte bzw. hochangesehene Gymnasiallehrer sich öffentlich und aktiv zur Republik bekannten. Im Zuge des „Lüneburger Flaggenstreits“²⁰ um den 14. September 1924 herum war es wiederum Gramberg, der beschuldigt wurde, „schwer betrunken gewesen“ zu sein und „durch hetzerische Reden (sich) an den Ausschreitungen beteiligt“ zu haben“.²¹ Der Beschuldigte erhielt jedoch volle Rückendeckung durch seinen Direktor wie auch den Oberschulrat in Hannover. Eine Untersuchung habe ergeben, daß „beide Anschuldigungen völlig haltlos sind und eine verleumderische Nachrede darstellen. ... Gramberg (habe) die durch die Verfassung gezogene Grenze der politischen Betätigung eines Beamten außerhalb seines Dienstes nicht über-

18 Gemeint war das Kampflied der Marine-Brigade Ehrhardt, eines Freikorps der Jahre 1919/20, dessen Refrain „Hakenkreuz am Stahlhelm, schwarz-weiß-rotes Band“ in politisch rechten Kreisen nachhaltig wirkte.

19 P-S-K an den Magistrat 10. Okt. 1924, in: StAL, ebda.

20 Vgl. dazu Hansen (wie Anm. 15). – Zur politischen Lage und zu politischem Personal der 1920er Jahre in Lüneburg vgl.: Dirk Stegmann, Politische Radikalisierung in der Provinz. Lageberichte und Stärkemeldungen der Politischen Polizei und der Regierungspräsidenten für Osthannover 1922–1933. Hannover 1999.

21 Hackmann, Direktor des Johanneums, an den städtischen Schulausschuß, 22.9.1924, in: StAL, ebda.



schritten ...“; er möge „unnachsichtlich gegen jeden, der die oben angedeuteten Gerüchte noch weiterhin verbreite, Strafantrag wegen Verleumdung stellen“.²²

Der Lateinlehrer Gramberg kannte natürlich die Sentenz „semper aliquid haeret“: noch im folgenden Jahr 1925 gab es diverse Initiativen von unterer Ebene, den Studienrat wegen seiner „immer wieder auftretenden Neigung zum Trinken“, ja gar wegen einzelner Vorfälle „völliger Trunkenheit“ an eine andere Schule außerhalb Lüneburgs zu versetzen; der „Fall W.“ bewiese, daß „eine etwaige Besserung“ nicht zu erwarten sei. Nach ausführlicher Schilderung dieser, möglicherweise eines Burschenschaftlers nicht völlig fernen Persönlichkeitsseite Grambergs, sah sich der Magistrat aber doch gehalten, Grambergs „große Fähigkeiten als Lehrer“ zu würdigen, „der wissenschaftlich durchaus auf der Höhe steht und, solange sein Unterricht nicht durch alkoholische Wirkungen beeinträchtigt ist, anregend und fördernd auf die Schüler zu wirken weiß“. Magistrat und Provinzial-Schul-Kollegium mußten aber schließlich den Bescheid des preußischen Ministers in Berlin akzeptieren, daß Grambergs Versetzung „aus grundsätzlichen Erwägungen nicht in Frage“ komme.²³ Nach erneuter Nachfrage meldete Direktor Hackmann der Be-

²² Ebda.

²³ Vgl. Vorgang in StAL, ebda.: Schriftwechsel zwischen P-S-K und Magistrat vom 2.2., 14.2., 11.3., 13.3. und 15.4.1925. Original Preuß. Minister Becker an P-S-K Hannover v. 15.4.1925 auch in: StAL - Joh - B 8a

hörde in Hannover, „daß seit Ostern 1925 weder dienstlich noch außerdienstlich das Verhalten des Studienrats Dr. Gramberg zu irgendwelchen Beanstandungen Anlaß gegeben habe“. Und der Magistrat zog nach: „Das Verhalten des Studienrats Dr. Gramberg hat seit April vor. Js. nach unsern Wahrnehmungen keinen Anlaß zu Beanstandungen gegeben“²⁴.

Aber wer einmal „in die Amtsmühlen geraten“ ist, der wird auch weiter beobachtet. So erstattete im März 1928 ein Polizeimeister Anzeige, da Gramberg mit anderen zusammen im „Ratsweinkeller“ „bis gegen 3 Uhr“, „also über die um 1 Uhr festgesetzte Polizeistunde hinaus“ verweilt habe. Von der Feststellung der Namen weiterer anwesender Gäste habe er abgesehen, „um etwaige Auftritte mit diesen Personen zu vermeiden, da fast alle anwesenden Gäste ziemlich stark angeheitert waren“²⁵. Bei der Verhandlung vor dem Amtsanwalt gab Gramberg die Beschuldigung zu und erklärte, nach 1 Uhr als Gast des Wirtes ausgehalten zu haben. Mit einer Geldstrafe von 10,- RM wegen Überschreitung der Polizeistunde wurde die Angelegenheit per Strafbefehl vom Amtsgericht geahndet. Ob die Conkneipanten dem „Schuldigen“ beitraten, bleibt ungeklärt.

Neben solchen „öffentlichen“ Belastungen mußte Gramberg auch persönliche Beschwerden ertragen. Nach einem Unfall am 5. Mai 1929, bei dem er von einem Auto angefahren worden war, konnte er wegen schwerer Verletzungen erst Mitte August seinen Dienst wieder teilweise aufnehmen.²⁶ Während des Krieges beantragte der Ruhestandsbeamte Gramberg bei der Stadt eine finanzielle Unterstützung für sich und seine Familie, da er selber „seit Jahren“ an Magengeschwüren leide. Für seinen Sohn wiederum waren außerordentliche Kosten zu tragen, da dieser seit seinem 16. Lebensjahr an Krampfanfällen litt.²⁷

Beruflich – und vermutlich auch politisch – wird Ernst Gramberg aber nicht unglücklich gewesen sein, seit dem 2. Mai beurlaubt und schließlich seit dem 1. Juli 1933 als Pensionär die Geschehnisse am Johanneum wie im ganzen Land verfolgen zu können. Die „neue Zeit“ machte sich an der Schule sofort bemerkbar: am 1. Mai 1933 nahm die gesamte Schule teil am Festzug des vom NS-Regime erstmals gesetzlich als arbeitsfrei erklärten „Tages der nationalen Arbeit“, am 3. Mai war eine Luftschutzvorführung angesagt, am 27. Mai eine Schlageter-Gedenkfeier und am 29. September 1933 eine Feierstunde „Blut und Boden“.²⁸ Der neue, zunächst

24 Vermerk Dr. Hackmanns und Magistrat an P-S-K, 14.1.1926, in: StAL - VA 1 - 1779

25 Anzeige vom 14.3.1928, Verhandlungsprotokoll und Strafbefehl, in: StAL, ebda.

26 Vgl. Bericht von Direktor Hackmann an den Magistrat vom 16.8.1929, in: StAL, ebda.; sowie: Johanneum – Bericht über das Schuljahr 1929/30, S. 13, in: StAL - SA - 1917/2

27 Vgl. handschr. Antrag Grambergs an den Oberbürgermeister vom 20.3.1943 und handschr. Gesuch an den Magistrat der Stadt Lüneburg vom 27.4.1926, in: StAL - VA 1 - 1779

28 Vgl. Jahresbericht 1933/34, S. 2ff. und 15, in: StAL - SA - 1917/2 . – Albert Leo Schlageter, am 26.5.1923 von einem französischen Militärgericht wegen diverser Bombenanschläge zum Tode verurteilt und hingerichtet, galt der extremen politischen Rechten seitdem als Märtyrer. – Entsprechend der NS-Ideologie von „Blut und Boden“ wurde am 29.9.1933 das Reichserbhofgesetz erlassen. – Am Ende seiner Dienstzeit und also nach der Katastrophe, per 14.6.1945, gab St.Dir. Gade eine „Übersicht aller seit dem 30.1.33 abzubauen(sic!) Lehrkräfte“: 1. OStDir Friedrich Hackmann,

noch kommissarische Leiter des Johanneums, Bernhard Gade, brauchte allerdings in seinem Jahresbericht 1933/34 „nur“ zwei personale Veränderungen im Kollegium anzuzeigen: die des versetzten Vorgängers Dr. Friedrich Hackmann und die des mißliebigen Demokraten Dr. Ernst Gramberg. Da bliebe aber durchaus zu fragen, ob die spätere Deutung, daß „ähnlich wie bei der Lehrerschaft“ „es 1933/34 noch bei den Schülern des Johanneums“ stand, „was das Verhältnis zum Nationalsozialismus anbelangt. In den Oberklassen war damals vielfach noch eine kritische Einstellung zu finden“.²⁹ Das oben zitierte Bittgesuch der Obersekunda vom 18. Mai 1933 mag ein Beleg für diese Darstellung gewesen sein. In jedem Fall bleibt es erstaunlich und ungewöhnlich, wie 17 Gymnasiasten sich mit ihrer Unterschrift bekannten und für ihren Geschichtslehrer einsetzten und dabei schulische und politische Maßnahmen nicht fürchteten. Von Zivilcourage, Gerechtigkeitsdenken oder Mut zur Opposition würde man heutzutage sprechen.³⁰ Die „Entfernung“ nicht nur von Lehrern, die seit Jahren als Republikaner und Demokraten vor Ort bekannt waren und diversen „Nachstellungen“ von Rechts sich ausgeliefert sahen, griff im Zuge allseitiger Machtergreifung und „Gleichschaltung“ in Staat und Gesellschaft sehr schnell Platz. Lüneburg machte da – leider – keine Ausnahme.

2. StR Ernst Gramberg, 3. StR Ernst Oetcke, 4. StR Ernst Brake, 5. StR Erich Schaper, 6. StR Dr. Wilhelm Blumenthal. Unter das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ fielen danach Oetcke und Schaper. Vgl. Abschrift, an Abt. f. höh. Schulwesen, Hannover, in: StAL - VA 1 - 1692/1. - Nachfolger des amtsenthobenen Gade wurde ab 1. 10. 1945 Dr. Eduard Höpken.

29 Das Johanneum zu Lüneburg in Vergangenheit und Gegenwart. Festschrift zum 550jährigen Bestehen der Anstalt 1406–1956, S. 38. – Im Blick auf die Lehrerschaft hingegen ist festzustellen, daß am Ende des Krieges 17 von 24 Kollegen Mitglied der NSDAP waren; bis zum Jahr 1937 allerdings waren es tatsächlich nur 3 gewesen. Vgl. handschr. „Verzeichnis des Lehrkörpers des städt. Johanneums“ vom 4. 6. 1945, OStDir. Gade an das städt. Schulamt, in: StAL - VA 1 - 1702.

30 In „Opposition“ zum neuen Staat, der demokratisch legitimierten Republik, sahen sich hingegen im Januar 1919 „die Primaner und Obersekundaner des Gymnasiums und des Realgymnasiums“, als sie sich mit Verve und Entschiedenheit, „nach reiflicher Überlegung und mit Entrüstung“ einstimmig gegen einen Erlaß des neuen preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung mit der Behauptung, es handle sich dabei um „bolschewistische Ideen“, wandten. In dem Erlaß ging es um die Einführung einer „Schulgemeinde“ (gemeint war damit eine regelmäßig tagende Vollversammlung aller Schüler und Lehrer bei gleichem Stimmrecht) sowie eines „Schüllerrates“; ebenso wurde den Schülern „völlige Freiheit zur Bildung unpolitischer Vereine“ gestattet. Das Lehrerkollegium des Johanneum sah „bei aller Anerkennung des Idealismus“ in jenem Erlaß und „bei allem Verständnis und aller Bereitschaft für die großen und neuen erzieherischen Aufgaben“ „einstimmig“ in dem Erlaß u. a. „eine schwere und kränkende Verkennung und Herabsetzung unserer bisherigen treuen und freien Arbeit“ und wandte sich gegen „die schematische Uebertragung parlamentarischer Formen auf eine ganz anders geartete Gemeinschaft“ der Schule. – Erlaß, Schülerstellungnahme und Lehrerentschließung inkl. Anschreiben des Direktors, Prof. Dr. Weynand an das Ministerium vom 22. 1. 1919 in: StAL - Joh. Rep. 23 - A 1d.

DIRK HANSEN

Kultureller Neubeginn in Lüneburg 1945/47 „Erziehung zur Freiheit“

I / Zur Ausgangslage

„Stunde Null“, „Neue Zeit“, Moderne, Erneuerung, Renaissance, Restauration – auch wenn die Begriffe wechseln, so soll doch immer insinuiert werden, daß mit dem Ende des 2. Weltkrieges eine historische Zäsur zu benennen ist, die einschneidend und unverwechselbar gewesen ist. Die Katastrophe und Apokalypse des Krieges, die bedingungslose Kapitulation der deutschen Wehrmacht am 8./9. Mai 1945, der Zusammenbruch des Deutschen Reiches, die Befreiung der Deutschen und Europas vom Nationalsozialismus und auch die Besetzung des Landes durch alliierte Truppen waren Kennzeichen vom Ende und Anfang zugleich. „Wir waren erlöst und vernichtet in einem“, wie es der spätere Bundespräsident Theodor Heuss am 8. Mai 1949 vor dem Parlamentarischen Rat formulierte.

Auch in Lüneburg, das mit zwei Bombenangriffen am 22. Februar und am 7. April 1945 und mehr als dreihundert Toten sowie rund 40 völlig zerstörten Häusern noch vergleichsweise glimpflich „davongekommen“ war und vor dessen Toren am 4. Mai auf dem „Timeloberg“ eine Teilkapitulation der Deutschen unterzeichnet worden war, stellte sich sofort die existentielle Frage nach der Zukunft. Wer überlebt hatte, hatte zunächst die Sorgen um Familie, Wohnung, Ernährung und berufliche Möglichkeiten zu bewältigen. Rationierte Lebensmittel, „schwarzer Markt“, Hunger, fehlender Brennstoff, überbelegte Wohnungen, getrennte und zerstörte Familien, Kranke, Tote und Gefallene, Vermißte, Kriegsgefangene, Heimkehrer, *displaced persons*, Evakuierte, Flüchtlinge und Vertriebene – all das sind nur Stichworte, die die Not des Alltags bezeichnen mögen. Und doch stellten sich auch Fragen nach Staat, Stadt und Gesellschaft. Eine neue „Obrigkeit“, die britische Militärregierung und von eben derselben eingesetzte deutsche, zivile „Behörden“ ergriffen Maßnahmen, der allgemeinen Not und vielfachem Elend zu begegnen und zugleich vor dem Hintergrund der noch allgegenwärtigen Vergangenheit „neue Zeichen“ zu setzen.

Oberst/Colonel L. Rawdon Stansfeld, britischer Militärbefehlshaber der Alliierten in Lüneburg, machte in seiner öffentlichen Ansprache auf dem Lüneburger Marktplatz am 8. Mai 1945 seine Sicht der Lage sehr klar: „Wir sind nicht hier, um das Zivilleben Deutschlands durch unsere mittelbaren und eigenen Anstrengungen wieder herzustellen. Das ist die Aufgabe der deutschen Zivilverwaltung und des deutschen Volkes, welche innerhalb des Rahmens der Militärverwaltung arbeiten. Europa wurde durch Deutschland zu Elend und Hunger gebracht. Die deutsche Nation darf nicht erwarten, daß es ihr besser gehen wird als den Nationen, welche von ihr verge-

waltigt worden sind.“¹ Der von den Briten am 24. Juli 1945 eingesetzte neue Regierungspräsident Walther Fehrmann, 59, Jurist und preußischer Verwaltungsbeamter der „Weimarer“ Zeit, machte denn auch deutlich, wie er die „neue Zeit“ verstand: „Ich halte es für eine meiner ersten und vornehmsten Aufgaben, in allen Kreisen der Beamtenschaft und der Bevölkerung das Verständnis für die Notwendigkeit der Zusammenarbeit mit der Militär-Regierung zu wecken und zu fördern, was einschließt, daß wir die Hilfe anerkennen, die sie uns gewährt und die eine Voraussetzung ist für die Tatsache, daß wir unser Gemeinwesen auf neue Grundlagen stellen können. Dieses Gemeinwesen muß sich auf der festen Grundlage des Rechts und der Gerechtigkeit aufbauen, einer Grundlage, die erst wieder geschaffen werden muß, nachdem der Nationalsozialismus uns in einen Zustand der Rechtlosigkeit, der Unfreiheit und der inneren Unwahrhaftigkeit geführt hat, den ich immer nur mit tiefster Erschütterung miterlebt habe.“² Unter dem Titel „Ausmerzungen – Nazi-Lokalgrößen verschwinden“ berichtete das Nachrichtenblatt der Militärregierung, daß in Lüneburg nunmehr Hermann Lange „mit der Führung der Geschäfte des Bürgermeisters beauftragt“ und der neue Schulrat Bruno Schüttau eingesetzt worden sei.³ Auch der journalistische Kommentar forderte „ein neues Deutschland“, in dem die Nazis „auf keinen Fall“ eine neue Chance erhielten und in dem alle „Deutschen an der Aufgabe der Umformung des öffentlichen Lebens teilnehmen (können); sie können sich ihm auch feindlich gegenüberstellen, was nur den Wiederaufbau hindern und verzögern würde“.⁴

Nachdem am 18. April 1945 englische Truppen in Lüneburg eingerückt waren und Oberstleutnant Helmuth von Bülow als letzter Leiter des Einsatzstabes auf Gut Schnellenberg zusammen mit Polizei-Major Alfred Sehrt sich einer Verteidigung der Stadt verweigert hatte⁵, war bereits zwei Tage später im „Deutschen Haus“, Am Sande 5, eine Dienststelle des britischen Ortskommandanten, zugleich Militärkom-

1 Amtsblatt des Oberbürgermeisters der Stadt Lüneburg, Nr. 2, 19. Mai 1945, S.1 (In: Stadtarchiv Lüneburg – im folg.: StAL – VA 1-785/1)

2 Lüneburger Post (im folg.: LP), Nachrichtenblatt der Alliierten Militärregierung, Nr. 1, Di. 7. Aug. 1945, S. 2 – Die LP erschien bis Ende 1945 zweimal wöchentlich in einer Auflage von 220 000 Stück (Druck: von Stern'sche Buchdruckerei KG – vgl. Friedrich Carl Schilling, Die Sterne und die Lüneburger Presse, in: Lüneburg und die Offizin der Sterne, Lüneburg 1956, S. 255). – Fehrmann amtierte vom 24. 7. 1945 bis zum 7. 5. 1946, nachdem er am 1. 1. 1946 auch vom Oberpräsidenten Kopf in Hannover bestätigt worden war. Vgl. Muthard Hackbarth, Regionalmanagement. Von Obrigkeit zum Dienstleister. Die Bezirksregierung Lüneburg und ein Profil ihres Bezirks. Husum 2002, S. 192.

3 LP Nr. 1, S. 1. – Hermann Lange (*14. 7. 1893 in Itzehoe † 29. 4. 1984 in Lüneburg), bisher Regierungsekretär, amtierte als Bürgermeister vom 17. 7. 1945 bis zum 31. 8. 1947; zwischen Stadtdirektor Lange und Oberbürgermeister bzw. Oberstadtdirektor Werner Bockelmann kam es wegen diverser persönlicher Zwistigkeiten und Anklagen im Sommer 1947 schließlich zum Bruch; vgl. StAL -VA 1-6. – Schüttau war „mit Wirkung vom 9. Juli 1945 zum kommissarischen Schulrat für den Stadtkreis Lüneburg“ von dem von den Engländern ab 1. 5. 1945 eingesetzten Regierungspräsidenten Christian Frh. von Heintze „auf Anordnung der Militärregierung“ ernannt worden. (RP an Oberbürgermeister, 4. 7. 1945, in: StAL -VA 1-1582)

4 LP Nr. 1, S. 2 (anonymer Kommentar)

5 Vgl. Helmut C. Pless, Lüneburg 45. Nordost-Niedersachsen zwischen Krieg und Frieden. Lüneburg 1976, S. 74ff.; vgl. auch: Lüneburg '45 ..., der Krieg geht zu Ende! Katalog einer Ausstellung des Deutschen Salz museums in Lüneburg vom 4. 5. – 31. 10. 1995. Hrsg. v. H. u. Chr. Lamschus. – Vgl.

mandant für den Regierungsbezirk, mit etwa 20 Offizieren und 30 Mannschaften eingerichtet worden. Bürgermeister Lange, sein Vertreter Stadtbaurat Dr.-Ing. Otto Kleeberg, der neue Leiter der Stadtpolizei Hauptmann d. Sch. Plattner und 32 weitere Bedienstete hatten nunmehr die Aufgabe, von Seiten der deutschen Verwaltung aus der Not zu steuern.⁶ Per Stichdatum 22. Mai waren 81.634 Personen in und von der Stadt zu verpflegen, darunter 39.393 festgemeldete Einwohner, ca. 18.000 Flüchtlinge, Evakuierte, Ausländer, 2.500 Durchreisende sowie ca. 21.000 Lagerbewohner in und bei Lüneburg.⁷ Kein Wunder, daß Oberbürgermeister Hans Drape – vom auch soeben erst ernannten RP v. Heintze als politisch unbelastet in sein Amt eingeführt – bei einer „Tagesbesprechung“ mit den Militärbehörden am 5.5.1945 „die Zukunft dunkel schildert“⁸ Der „Finanzbedarf bei der Stadtverwaltung Lüneburg in der ersten Woche“⁹ war am 24.4.1945 vom noch amtierenden Bürgermeister Hauschildt¹⁰ auf ca. 1,1 Mio. RM veranschlagt worden. Mag die Summe auch sehr pauschal oder gar „politisch“ gestaltet worden sein, macht sie doch die Sorgen deutlich; darunter fielen u. a. die Versorgung der Kriegsgefangenen und ausländischen Arbeiter – jetzt – an erster Stelle (180 TRM), Gehälter für Beamte und Angestellte (80 TRM), Volks- u. Mittelschullehrer (30 TRM), Löhne (25 TRM), Familienunterhalt (650 TRM). Im Januar 1946 kennzeichnete der dann amtierende Oberbürgermeister Werner Bockelmann Lüneburg als „die übervölkertste Stadt der Provinz“ und benannte die Hauptsorgen der Stadtverwaltung: Betreuung der Flüchtlinge, Linderung der Wohnungsnot, Versorgung mit Heizmaterial.¹¹ Bereits eine Woche nach Kriegsende hatte Oberbürgermeister Drape im in jedem Hausflur verteilten Amtsblatt bekanntgeben lassen, daß die Militärregierung die „Abgabe von Kleidungsstücken, Schuhen, Decken, Wäsche und Haushaltsgegenständen“ befohlen habe.¹²

auch die Serie „1945 – Ende und Anfang“ in der Lüneburger ‚Landeszeitung‘ (im folg.: LZ) vom 13.2. bis 23.5.1995.

- 6 Vgl. Listen der Militärregierung vom 20.4.1945 und der deutschen Dienststellenleiter, in: StAL -VA 1-4
- 7 Vgl. Auflistung vom 24. Mai 1945, in: StAL -VA 1- 5/1. – Vgl. Dieter Brosius, Zur Lage der Flüchtlinge im Regierungsbezirk Lüneburg zwischen Kriegsende und Währungsreform. In: Dieter Brosius und Angelika Hohenstein, Flüchtlinge im nordöstlichen Niedersachsen 1945–1948. Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, Hildesheim 1985.
- 8 Protokoll v. 5.5.45, in: StAL - VA 1- 6. – Dem vormaligen Senator und Direktor des städtischen Elektrizitätswerks Drape wurde als Bürgermeister der verwaltungserfahrene Karl Olvermann zugestellt. Drape (*25.5.1876 in Hannover † 31.1.1947 in Lüneburg) wie auch Olvermann (*7.8.1881 †1976) amtierten nur bis zum 14.7.1945.
- 9 Vgl. handschriftliche Tabelle in: StAL - VA 1 - 5/1
- 10 Johann Hauschildt, vom NS-Gauleiter im Oktober 1943 von Celle nach Lüneburg berufen, um als Stellvertreter den im Krieg dienenden Oberbürgermeister Wilhelm Wetzel zu ersetzen, amtierte bis zum 30.4.1945.
- 11 LZ v. 29.1.1946, S. 7. – Bockelmann (*23.9.1907 †7.4.1968) war am 1.9.1945 von Oberstleutnant Innes im Beisein von Major Tolley als OB in sein Amt eingeführt worden; vgl. LP 4.9.1945, S.3. Vom 20.3.1946 bis 26.5.1955 fungierte er als Oberstadtdirektor.
- 12 Vgl. Amtsblatt des Oberbürgermeisters der Stadt Lüneburg, Nr. 1, 14. Mai 1945, S. 1. – Zur allgemeinen Notlage vgl.: Cornelia Röhlke, Alltagsprobleme in und um Lüneburg in der unmittelbaren

Im Sommer 1946 wandte sich der Rat der Stadt in einer einstimmig verabschiedeten Resolution an die Militärregierung, die Kürzung der Lebensmittelrationen zurückzunehmen. In bewegenden Worten hatte Ernst Braune, Vorsitzender des Rates der Stadt Lüneburg, die allgemeine Not und deren Konsequenzen geschildert. Auch scheute er nicht zurück, wenn er das Verhungern von KZ-Häftlingen als Vergehen gegen die Menschlichkeit drastisch zum Vergleich heranzog. Unterernährung und Krankheiten wie Tuberkulose seien erschreckend angestiegen. Man müsse auch „an die Auswirkung der Rationskürzung in politischer und krimineller Hinsicht denken“; hungernden Menschen sei alles gleich; „es hilft keine Demokratie und auch kein Strafgesetz“; der Verwaltung werde es schwer gemacht, „die Bevölkerung von dem guten Willen der Besatzungsmacht zu überzeugen“. ¹³ In einem Anschreiben wurde die örtliche Militärregierung auch gebeten zu erwägen, den Zonenbeirat ¹⁴ damit zu befassen. Kein schlechtes Zeichen für Bürgermut vor Obrigkeiten. Die Lüneburger Stellungnahme ist insofern ein früher Vorläufer der „Hungerdemonstrationen“ der Jahre 1947/48 gewesen, die in ganz Niedersachsen gegen die Herabsetzung der Brotrationen stattfanden. Allerdings war der Militärregierung durchaus schon früh „die Unterernährung (als) ein ernstliches Problem“ bewußt, wies sie doch die Stadt im Winter 1945/46 auf die „vordringliche Angelegenheit“ hin, Schulspeisung „für jene Kinder zu organisieren, die ernstlich unterernährt sind“. ¹⁵ So orderte z. B. das Stadtschulamt im Juni 1946 bei einer Lüneburger Firma 336 kg Haferflocken, 134 kg Trockenmilch und 100 kg Zucker zur Verteilung an 6 Schulen. ¹⁶ Erst nach der Währungsreform im Juni 1948 sollten Hungerjahre und Lebensmittelrationierungen allmählich zu Ende gehen.

II / Demokratisierung als Auftrag

War das totalitäre „Dritte Reich“ nach dem „totalen Krieg“ militärisch, politisch und gesellschaftlich am Ende, so suchten die alliierten Siegermächte um so mehr nach einem Neubeginn, der über die reine Gewährleistung funktionsfähiger deutscher Verwaltung hinausging. Im geteilten und besetzten Deutschland galten zunächst einmal die bekannten vier „Ds“ der Potsdamer Konferenz vom August 1945 als Richtschnur: Denazifizierung, Demilitarisierung, Dezentralisierung und Demokra-

Nachkriegszeit. (ungedr. Magisterarbeit) Göttingen 1991. Auf u. a. „Freizeitgestaltung der Bevölkerung in Kultur und Unterhaltung“ (sh. S. 154) ging die Autorin nicht ein.

13 Ratsprotokoll 24.7.1946 und Vermerk Braune 9.8.1946, in: StAL -VA 1- 5/1

14 Der am 15.2.1946 von der britischen Militärregierung berufene Zonenbeirat, besetzt mit 27 deutschen Vertretern aus Landesregierungen, Parteien, Gewerkschaften und Verbänden, sollte als Beratungs- und Koordinierungsgremium dienen. Mitglieder waren u. a. Konrad Adenauer und Kurt Schumacher. – Über die 1. Sitzung des Zonenbeirats in Hamburg berichtete die LZ v. 8.3.1946, S. 3, daß es nach den Worten des stellvertretenden britischen Militärgouverneurs Sir Brian Robertson um die Sicherung eines Lebensstandards gehe, „der die Grundlagen für Demokratie und Selbstachtung“ bilde.

15 Schreiben von Obst.lt. E. M. Harper an Schulrat 8.12.45 und Oberbürgermeister 8.1.46, in: StAL -VA 1-1663

16 Stadtverwaltung an Fa. Willi Cohrs, 12.6.1946, in: StAL - VA 1-1663



Lüneburg unter britischer Kontrolle - aus: Sammlg. Boldt

tisierung. Insbesondere die Briten machten sich zur Aufgabe, „die Demokratie, so wie wir sie verstehen, d. h. die Regierung des Volkes durch das Volk und für das Volk, auf den Ebenen Deutschlands“, wo sie „nie wirklich zur Blüte gekommen, wie dies im britischen Inselreich der Fall gewesen ist“, zu installieren. „Wir sollen das Material vernichten, das Deutschland dazu verwendete, den Krieg zu entfesseln; wir sollen den Deutschen zeigen, daß sich der Krieg nicht bezahlt macht; wir sollen den Geist brechen, der sie in den Krieg hetzte; und wenn wir auf diese Weise das Terrain gesäubert haben, sollen wir Vorbereitungen treffen, die zum Wiederaufbau des deutschen politischen Lebens auf demokratischer Grundlage und zur Mitarbeit Deutschlands im Leben der Völker führen werden.“¹⁷ Mit dieser umfassenden Handreichung sollten die Offiziere der Militärregierung über die Errichtung, Führung und Kontrolle des Verwaltungsapparates hinaus die Deutschen lehren, „wie man das Wort ‚Demokratie‘ richtig buchstabiert“ und die politischen Parteien dazu anhält, sich „für die Wohlfahrt der Gemeinschaft im Ganzen verantwortlich“ zu verstehen.¹⁸ Mögen solche Worte überaus selbstbewußt klingen und verstanden sie sich selbst, die besiegten Deutschen „von dem üblen Unkraut einer neuen Form deutscher Staatsautorität“

17 Richtlinien der Militär-Regierung für die Verwaltung, die örtliche und die Gebietsregierung, sowie für den öffentlichen Dienst. 2. Aufl. (revidiert am 1. Februar 1946), Teil I: Demokratisierung und Dezentralisierung der örtlichen und Gebietsregierung, S. 7. In: StAL - VA 1-1/1

18 Ebd., S. 29

befreien zu sollen, so wird man das geradezu alltägliche Eingreifen britischer Militärs in das Handeln deutscher Behörden vor eben diesem Hintergrund zwölfjähriger NS-Diktatur nachzuvollziehen haben. Die „Umerziehung“ (re-education) der Deutschen wird man aber auch angesichts sehr früher Sorgen der Briten „vor einer Anlehnung der Deutschen an die Sowjets bzw. den Kommunismus“ zu sehen haben und insoweit zumindest im Nachhinein die umfangreichen Vorstellungen als vom „konstruktiven Pragmatismus“ geprägt betrachten.¹⁹

Die ‚Lüneburger Post‘, ‚Nachrichtenblatt der alliierten Militärregierung‘, stellte denn auch einen Bericht unter den programmatischen Titel „Erziehung zur Freiheit“²⁰, in dem Generalmajor W. A. Bishop als britischer Vertreter in der alliierten Kontrollkommission über Ziele und Methoden zur „geistigen Umwandlung und Neuorientierung des deutschen Volkes“ vor Pressevertretern referiert hatte. Deutschland müsse aus dem von der nationalsozialistischen Führung verursachten Chaos herausgeführt werden und „ein Rückfall in ein noch schlimmeres und gefährlicheres Chaos (sei) zu verhindern“. Jeder einzelne Deutsche sei für die Zukunft mitverantwortlich; daher müsse man ihm auch Gelegenheit geben, Verantwortung zu übernehmen. Um zu verhindern, daß „die Einäugigen die Blinden führen“, „müssen wir äußerst vorsichtig sein bei der Auswahl der Deutschen, denen Verantwortung übertragen wird“. Somit ergebe sich die Notwendigkeit von „sorgfältig ausgewählten deutschen Verlegern von Zeitungen, Büchern und Broschüren, Veranstaltungen“. Sobald wie möglich sollten auch Deutsche eigene Zeitungen verlegen und herausgeben; aus Gründen der Papierknappheit sei es nicht möglich, mehr als eine Zeitung an ein und demselben Ort erscheinen zu lassen und es sollten jeweils Gruppen von Personen zugelassen werden, „die verschiedene religiöse und politische Schattierungen vertreten“. Im Bereich des Rundfunks sei bereits der Hamburger Sender mit zunehmend mehr eigenen Programmen erfolgreich und im Bereich von Film, Theater, Bibliotheken, Konzerten und sonstiger Unterhaltung sei man auf dem Wege, „das Alltagsleben wieder in normalere Bahnen zu bringen“. Überall gelte es, „die Deutschen wieder mit der Außenwelt in Fühlung zu bringen“. Radio Hamburg, als Station der britischen Militärregierung, war bereits seit dem 4. Mai 1945 auf Sendung; der für die gesamte Britische Zone installierte Nordwestdeutsche Rundfunk (NWDR) war seit dem 22. September 1945 unter seinem Mentor Hugh Greene eines der wichtigsten Medieninstrumente britischer Besatzungspolitik, bis er mit Adolf Grimme 1948 seinen ersten deutschen Intendanten erhielt. Nach Zeitungen in Aachen und Braunschweig erteilte General Bishop mit Lizenz Nr. 3 fünf bisher leitenden Angestellten der ‚Lüneburger Post‘ das Recht, die „Lüneburger Landeszeitung“ herauszugeben,

19 Vgl. Ulrich Schneider, Niedersachsen 1945/46. Kontinuität und Wandel unter britischer Besatzung, Hannover 1984, S. 35 ff.

20 LP, 17. 8. 1945, S. 1. Hier auch die folg. Zitate.

die seit ihrer Nr. 1, 15. Januar 1946, als „LZ“ in der örtlichen Presselandschaft in vielfacher Hinsicht bestimmend wurde.²¹

Da die Zahl der Zeitungen noch als unzureichend erachtet wurde, hatte bereits im Juli 1945 die örtliche Militärregierung den Lüneburger Oberbürgermeister aufgefordert, an geeigneten Plätzen Lautsprecheranlagen zu errichten, „durch welche die Öffentlichkeit die Sendungen des Radio Hamburg mit den deutschen Nachrichten und Ankündigungen und jede andere Nachricht der Militärregierung hören kann“²². Die Themenliste der Veröffentlichungen in Presse und Bekanntgaben im Rundfunk umfasste u. a. Kleiderabgaben, Impfungen, Armenunterstützung, Stromausfall, Unterrichtsbeginn, Militärorden und Uniformen. Zu festen Zeiten – morgens, mittags, abends – konnten dann die alsbald mit nicht unerheblichen Schwierigkeiten aufgestellten Großlautsprecher an 10 öffentlichen Plätzen der Stadt (u. a. Am Sande, Am Markt, Schrankenplatz, Lambertiplatz, Gemeindehaus Reeperbahnen) Nachrichten verbreiten. Erst im ersten Halbjahr 1948 wurden diese Rundfunkanlagen allmählich wieder abgebaut. Im August 1945 bat die Militärregierung um Nennung von Personen und Themen, die – „nicht ohne Erlaubnis des Hauptquartiers“ – geeignet seien für Rundfunkansprachen, somit auch über die Lautsprecheranlagen, „über Gegenstände von Interesse“ an das deutsche Publikum; der OB wandte sich um Hilfe an drei renommierte Lüneburger.²³

Als eine der ersten Maßnahmen zur Kennzeichnung der „neuen Zeit“ und damit auch der angestrebten Entnazifizierung dürften Straßenumbenennungen zu verstehen sein. Hier trafen offensichtlich Interessen der Besatzungsmacht auf die betroffenen Lüneburger, fragte doch das städtische Vermessungsamt infolge von Anfragen des Melde- wie des Wohnungsamtes den zuständigen Stadtbaurat vier Tage nach Kriegsende, ob „die früheren Straßenbezeichnungen wieder angebracht werden sollen“, nachdem verschiedene „Straßenschilder bereits entfernt sind“. Sehr schnell wies die Militärregierung die Stadt an, „Namen von Straßen und Plätzen, die gegen das Empfinden des Military Government sind, da sie eine Verbindung mit der NSDAP aufweisen, werden so bald wie möglich geändert“; man bitte um eine entsprechende Liste und nach Genehmigung durch die Militärregierung müssten „die Straßennamen sofort umgeändert werden“. Auf diese Weise wurden ab 20. 6. 1945 umbenannt: Adolf-Hitler-Straße in Lindenstraße; Horst-Wessel-Straße in Finkenbergring; Gauleiter-Telschow-Wall in Roter Wall; Legion-Condor-Straße in Bleckeder Landstraße; Schlageterstraße in Marcus-Heinemann-Straße. Im Amtsblatt des Oberbürgermeisters vom 26. 6. 1945 wurden schließlich die Umbenennungen „auf Befehl der Militärregierung“ bekannt gegeben und erläutert. Knapp zwei Jahre später berichtete das

21 Vgl. Schilling (wie Anm. 2), S. 253 ff.; vgl. auch „Erster Schritt zur Pressefreiheit“, Bericht zur Lizenzübergabe in: LZ, 18. 1. 1946, S. 2

22 Major W. E. Tolley an OB, 5. 7. 1945, in: StAL -VA 1-786

23 Vermerk des OB v. 16. 8. 45 über Verfügung von Major Tolley v. 3. 8. 45; die 3 Lüneburger waren: Prof. Dr. Wilhelm Reinecke, Prof. Dr. Hermann Wagner und Schulrat Bruno Schüttau; in: StAL -VA 1-2261

städtische Grundstücksamt dem Rat der Stadt: „Zufolge Zonenpolitik-Anweisung Nr. 39 der Kontrollkommission sind alle Straßenbezeichnungen nazistischen oder militärischen Ursprungs zu entfernen. Die Bedeutung des Ausdrucks „militärisch“ ist nach der genannten Anweisung im vorliegenden Fall lediglich auf Kriegereignisse nach dem 1. 8. 1914 anzuwenden“. Per Ratsbeschluß vom 3. 4. 1947 wurden umbenannt: Schlieffenstraße in Peter-Schulz-Straße; Bülowstraße in Georg-Böhm-Straße; Ludendorffstraße in Hans-Steffens-Weg; Hindenburgstraße in Gartenstraße; Landrat-Albrecht-Straße in Wacholderweg.²⁴ Ein Sonderfall ist die Dietrich-Eckart-Straße, die im September/Oktober 1939 für Kleinsiedlungsbauten geplant wurde, aus Kriegsgründen aber nicht ausgebaut wurde; 1950 erhielt die jetzt neue Straße den Namen Zechlinstraße.²⁵

Der vorübergehend von den Engländern eingesetzte Oberbürgermeister Drape verfügte Ende Mai 1945, daß bei Dienststellen der Stadt, einschließlich Schulen, laut Anordnung der Militärregierung „sämtliche Nazi-Abzeichen einschl. Hakenkreuz und Adler von Gebäuden, Denkmälern, Siegeln, Stempeln, Briefpapier oder anderen Gegenständen bis spätestens 28. Mai 1945 zu entfernen und alle Nazi-Banner und -Flaggen bis dahin zu vernichten sind“; die Meldung aller Dienststellenleiter sei innerhalb von 2 Tagen dem städtischen Hauptbüro schriftlich abzustatten.²⁶ Ein Jahr später relativierte der örtliche Vertreter der Militärregierung die Forderung der Alliierten Kontroll-Kommission vom 13. Mai 1946 zur „Beseitigung deutscher Kriegs- und Nazi-Denkmäler und Erinnerungsstätten“, wenn er dem Oberstadtdirektor schrieb, es sei „nicht beabsichtigt, das natürliche Empfinden irgend welcher Bevölkerungsteile zu verletzen, selbstverständlich ohne Berücksichtigung der unbekehrbaren Nazis und Militaristen“; lediglich „zu beanstandende Sinnbilder oder Inschriften“ seien von den Denkmälern zu entfernen.²⁷

III / Vergangenheit so nah

Alle folgenden Darlegungen zum kulturellen Neubeginn in Lüneburg sind auch vor dem Hintergrund der selbstverständlich jedermann allgegenwärtigen NS-Vergangenheit zu sehen. Der 8. Mai 1945 war natürlich so wenig zu trennen vom 1. September 1939 wie vom 30. Januar 1933. Neben der von der Militärregierung auferlegten

24 Schriftwechsel in: StAL - VA 1-2323/1: Vermessungsamt an Stadtbaurat Dr. Kleeberg, 12. 5. 1945; Major Harper an OB 26. 5. 1945; städt. Grundstücksamt an Rat 28. 3. 1947; Amtsblatt des OB, Nr. 6 v. 26. 6. 1945, S. 1

Vgl. auch: Wilhelm Reinecke, Die Straßennamen Lüneburgs, 3. Aufl. bearb. von Gustav Luntowski, Hildesheim 1966; 4. Aufl. bearb. von Uta Reinhardt, Lüneburg 2003. – Der Rote Wall wurde seit 29. 6. 1949 wieder zur Friedenstraße. Die Gartenstraße wurde per 10. 12. 1952 in Hindenburgstraße rückbenannt. – Am 11. 9. 1964 wurde per Ratsbeschluß eine Straße in der Nähe des Bahnhofs wiederum nach dem 1917 bis 1945 amtierenden Landrat Wilhelm Albrecht benannt. – Das 1. Orgelkonzert des Sommers 1947 gab Organist Carl Hoffmann zu Ehren seines ‚Vorgängers‘ (1661–1733), anlässlich der Umbenennung der Bülowstraße in Georg-Böhm-Straße“ am 8. 6. 1947 (sh. StAL - VA 1-2331/1).

25 Vgl. Straßenbezeichnungen in: StAL - VA 1 - 3040

26 OB Drape an alle Dienststellen, 26. 5. 1945, in: StAL - Joh. Rep. 23 - A 1d.

27 Major Dick an Oberstadtdirektor, 29. 8. 1946, in: StAL - VA 1 - 3040.

Pflicht zur Wahrnehmung derselben werden Aspekte der sehr bewußten „Bewältigung“, der „Aufarbeitung“, der Verdrängung und – zu dieser Zeit zumindest öffentlich eher seltenen – auch Leugnung deutlich. Die von den Alliierten auf der Potsdamer Konferenz beschlossene Entnazifizierung wurde nicht nur sehr unterschiedlich in den vier Besatzungszonen gehandhabt, sondern sie blieb auch trotz der millionenfachen Fragebögen und Spruchkammerverfahren letztlich Stückwerk und kaum jemanden zufriedenstellend. Aber für die frühen Nachkriegsjahre wird man sie dennoch für fast jedermann als eine immer währende und zugleich schwer einschätzbare Realität betrachten müssen. Der Selbstmord Heinrich Himmlers in der Uelzener Straße 31a (23. Mai 1945) und schließlich der erste alliierte Kriegsverbrecherprozeß in der Lüneburger MTV-Halle gegen die KZ-Wächter von Bergen-Belsen (17. September bis 19. November 1945) stehen dafür als herausragende Beispiele auch psychologisch-mentaler Belastung. Ein Lüneburger Leser brachte nach Prozeßende es auf den Punkt: „Wie war es möglich, daß menschliche Wesen so zutiefst unmenschlich sein konnten?“ ... Die Partei, die „die Kotfarbe zur Ehrenfarbe erhoben hatte, zerstörte nicht nur das Recht, sie schändete deutsche Wissenschaft, verhöhnte die Kunst, verleugnete Bildung und verherrlichte Lüge, Uniform und Servilität.“²⁸ Auch das Internationale Militärtribunal gegen die NS-Hauptkriegsverbrecher in Nürnberg ab Oktober 1945 bis zur ersten Urteilsverkündung ein Jahr später bildete jenen Hintergrund für die Spannung zwischen dem Blick auf die Vergangenheit einerseits und dem Auftrag zur Gestaltung von Gegenwart und Zukunft andererseits. In diesen Zusammenhang gehörte natürlich auch das „Stuttgarter Schuldbekenntnis“ der Evangelischen Kirche vom 18./19. Oktober 1945: „Mit großem Schmerz sagen wir: Durch uns ist unendliches Leid über viele Völker und Länder gebracht worden ... Wir klagen uns an, dass wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt zu haben“. Aber wie schwierig in den jetzigen Zeiten existentieller Not es war, Schuld zu bekennen, wurde auch in richtungsweisenden Predigten etwa an der St. Johanniskirche deutlich; noch fehlten die „Bereitschaft zu Auseinandersetzungen mit der eigenen Vergangenheit“ und das „Bewusstsein von dem Ausmaß der Verbrechen“.²⁹ Zumindest im Unterbewusstsein jedoch, so wird man vermuten dürfen, war das „Dritte Reich“ keineswegs fern und absent.

Die „Beerdigung der 243 Ermordeten in Lüneburg“³⁰ im Tiergarten fand unter Teilnahme von „Tausenden von Zuschauern“ statt, darunter „aufgereiht die Vertreter jener Partei, in deren Namen die Greuel verübt wurden“, nachdem „auch bekanntere

28 LP v. 23. 11. 1945, S. 6. – Zur Berichterstattung über die Prozesse vgl. u. a. LP v. 7. 8. 45; 11. 9. 45; 14. 9. 45; 12. 10. 45; 23. 10. 45; 20. 11. 45; 23. 11. 45. Vgl. auch LZ v. 16. 8., 20. 8., 23. 8., 27. 8. 1946. – Vgl. John Cramer, Der erste Belsen-Prozeß in Lüneburg 1945. Hrsg. VVN-BdA, Lüneburg 2010.

29 Christoph Wiesenfeldt, Mobilmachung in der Kirche? Die ev.-luth. Kirchengemeinde Lüneburg 1918–1945, Lüneburg o. J. (2009), S. 170. – Vgl. auch: Christoph Strohm, Die Kirchen im Dritten Reich, München 2011, S. 112. Heinrich Grosse, Hans Otte, Joachim Perels (Hrsg.), Neubeginn nach der NS-Herrschaft? Die hannoversche Landeskirche nach 1945. Hannover 2002.

30 LP v. 5. 10. 1945, S. 3. – Es handelte sich hierbei u. a. um die beim Bombenangriff auf den Bahnhof

Lüneburger Nazis zum Arbeitseinsatz herangezogen“ worden waren, um die Toten zu exhumieren, möglichst nach Nationalität zu identifizieren und in neu angelegten Massengräbern würdig zu bestatten. Chefredakteur Ernst Riggert enthielt sich nicht seines Urteils, wenn er jene „Täter“ beschrieb: „Sie waren blaß und sichtlich erschüttert. Noch nie war ihnen das Resultat des Systems, dem sie zugejubelt hatten, so an die Nerven gegangen. Aber es war nicht die schlechteste Handlung ihres Lebens, zu der sie jetzt auf den Druck einer sühneheischenden Öffentlichkeit herangezogen waren.“ Es mag dahingestellt bleiben, ob statt „dicker Fische“ allenfalls „kleine Parteimitglieder“, gar auf Denunziation hin³¹, zur „Trauerarbeit“ befohlen waren; in jedem Fall wurde der Ehrenfriedhof im Tiergarten für die Folgejahre eine der Stätten, an denen jährlich der Toten und eben nicht nur deren gedacht wird.³² In den ersten Nachkriegsjahren fanden jeweils im November zum Totengedenken nicht nur im Tiergarten von Seiten der Stadt offizielle Gedenkfeiern mit Kranzniederlegungen statt, sondern ebenso auf dem Zentralfriedhof und auf dem „Russenfriedhof“ bei Böhmsholz.³³ Das seit November 1945 agierende „Komitee ehemaliger politischer Gefangener“ schaltete sich zunehmend in die Gedenkfeiern ein, auch zusammen mit der V.V.N. (Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes), um einen „stärkeren und regeren Anteil“ der Bevölkerung zu ermöglichen.³⁴ Der jährliche Volkstrauertag, seit Jahren federführend auf dem städtischen Zentralfriedhof ausgerichtet vom Volksbund Deutscher Kriegsgräberfürsorge, bleibt ein Zeichen des „Nie wieder!“

Sehr früh auch wurden der Stadt Klagen über in Ämtern verbliebene Nationalsozialisten vorgetragen, die z. B. im Arbeitsamt systematisch dafür sorgen würden, daß

am 7.4.1945 unmittelbar umgekommenen und danach ermordeten KZ-Häftlinge. Vgl. Pless (wie Anm. 5), S. 56 ff.; auch LZ v. 6./7. u. 8.4.1991, S. 5

31 Vgl. Pless (wie Anm. 5), S. 61

32 Die Inschrift des 1954 errichteten Mahnmals spricht von 256 KZ-Häftlingen. – Vgl. auch: Immo de Vries, Kriegsverbrechen in Lüneburg. Das Massengrab im Tiergarten. Lüneburg 2000, S. 47ff.; Werner H. Preuß, Lüneburger Denkmale, Brunnen und Skulpturen. Kunst im öffentlichen Raum. Husum 2010, S. 27

33 Vgl. LP v. 27.11.1945; LZ v. 26.11.1947; LZ v. 21.11.1949; Vermerke des städtischen Hauptamtes v. 16.11.1948 und v. 13.11.1952, alle in: StAL - VA 1 - 50. – Der sogenannte Russenfriedhof, genauer: „Friedhof am Osterberg bei Böhmsholz“, umfaßte die Gräber von 48 russischen Kriegsgefangenen, die während des Krieges in diversen Lüneburger Firmen als Zwangsarbeiter eingesetzt worden waren. Die Stadt kümmerte sich mit Hilfe des Volksbundes bis in die frühen 1950er Jahre um kontinuierliche gärtnerische Pflege und bezog diesen Friedhof auch ins jährliche Gedenken ein. – Die 11 alliierten Gräber auf dem „vorläufigen britischen Friedhof“ im Kurparkgelände wurden im Mai 1947 auf den Zentralfriedhof verlegt. – Vgl. StAL - VA 1 - 3030, 3035, 3041. – Zum Arbeitseinsatz von Kriegsgefangenen vgl.: Werner Preuß, Lager Kaland, Bardowick 1996. – Nils Köhler, Zwangsarbeit in der Lüneburger Heide. Organisation und Alltag des „Ausländereinsatzes“ 1939–1945. Bielefeld 2003.

34 „Komitee ehem. pol. Häftlinge“ an den Oberstadtdirektor, 27.8.1947, in: StAL - OPB 308; hier auch als Beispiel das gedruckte Programm der „Gedenkfeier für die Opfer des Faschismus“ am 13.9.1947. – Per 9.11.1945 hatte der Oberpräsident der Provinz Hannover die Regierungspräsidenten verpflichtet, jeweils mithilfe eines „Ausschusses ehem. KZ-Häftlinge“ die Betreuungsmaßnahmen und Unterstützungen aufgrund eines speziell ausgestellten Ausweises zu überprüfen. – Vgl. Oberpräsident Hannover an die RPs, sowie: Zwischenbericht des Komitee an den Oberbürgermeister, 30.11.1945 – in: StAL - OPB 308.

einstige Nazigegner keine neue Beschäftigung finden könnten. Namenslisten mit detaillierten Angaben zur Mitgliedschaft in NS-Organisationen wurden eingereicht in der Erwartung, „daß derartige Elemente nun endlich aus den Ämtern entfernt werden“.³⁵ In einem dreispaltigen Artikel unterließ es die örtliche Zeitung im März 1946 unter der Überschrift „Gab es in Lüneburg eigentlich Antisemiten?“ nicht, neben den Namen verfolgter Lüneburger Juden auch mehrere Namen als „Handlanger des Bösen“ zu benennen, denn es sei wichtig, „daß nicht alles vergessen würde, auch wenn die Geschichte inzwischen entschieden hat. Alle Schuld rächt sich auf Erden“.³⁶

„Auf Anordnung der Militärregierung“ war im Juni 1945 ein „Fonds für die Leidenden der K.Z.“ eingerichtet worden und der Oberbürgermeister bat um Spenden.³⁷ Im August 1945 meldete die ‚Lüneburger Post‘, daß am 19. 8. 1945 zum ersten Mal „im KZ-Erholungsheim Lüneburg, Uelzenerstraße 29, eine jüdische Betstunde für ehemalige KZ-Insassen“ stattfinden wird.³⁸ Im November wurde ein „Jüdischer Club“ in der Bäckerstraße 13 eröffnet, wo die „durch die KZs ge jagten Menschen“ sich „unbeschwert bewegen“ und gepflegt werden sowie „aus ihren Kreisen fremdsprachliche, musikalische und handwerkliche Ausbildung jeder Art“ erhalten können, da die meisten ins Ausland zu emigrieren gedachten.³⁹ Regierungspräsident Fehrman und Oberbürgermeister Bockelmann hatten in kurzen Ansprachen ihre guten Wünsche „nach den Leiden der vergangenen Jahre“ für eine „neue Heimstatt“ überbracht.⁴⁰ Im Sommer 1947 versuchte Commander Barton „als Prellbock zwischen beiden Seiten“, wie er selbst formulierte, Gesuche der Jüdischen Gemeinde auf Rückgabe des jüdischen Friedhofes „Am Neuen Felde“ zu vermitteln. Die während des Krieges dort, zum Teil auf Grabsteinen als Fundament, nicht jedoch über Grabstätten errichtete Baracke des Reichsarbeitsdienstes war nunmehr als Wohnbaracke weiterhin dringend erforderlich, so daß Oberstadtdirektor Bockelmann sich genötigt sah, das Begehren abzulehnen, nicht zuletzt mit dem Hinweis, daß die „alte jüdische Gemeinde längst nicht mehr da“ sei und die „neuen Leute aus Polen“ keinerlei Verbindung mit den Grabsteinen haben“; Oberbürgermeister Braune verwies sodann darauf, daß man den zerstörten Friedhof „als Gedächtnisstätte“ wieder herichten lasse.⁴¹

35 Protokoll der städtischen KZ-Betreuungsstelle über Angaben des in Lüneburg wohnenden Alfred F., als Abschrift an den Regierungspräsidenten, 13. Mai 1945 – in: StAL - VA 1 - 101

36 LZ v. 12. 3. 1946, S. 7

37 Vgl. Amtsblatt des OB, Nr. 6, 26. 6. 1945, S. 1 – in: StAL - VA 1 - 785/1

38 LP v. 14. 8. 1945, S. 5

39 LP v. 16. 11. 1945, S. 3

40 LP v. 20. 11. 1945, S. 7

41 Aus den Gesprächsprotokollen zwischen Militärregierung und Stadt, 5.7. und 27.8.1947. – In einer Schlußbemerkung des Briten leuchtete die „große Politik“ hervor, als dieser auf die Bemerkung Bockelmanns, „die neuen polnischen Juden“ wären „hier nur vorübergehend und (wollen) weiter nach Palästina“, einwarf, „die haben kein Recht nach Palästina zu gehen“. In: StAL - VA 1 - 6. – Zum Jüdischen Friedhof vgl. Sibylle Bollgöhn, Jüdische Familien in Lüneburg. Erinnerungen. Lüneburg 1995, S. 116ff.; Uta Reinhardt, Der jüdische Friedhof in Lüneburg und die Leichenhalle

IV / Kultur – „Nunc demum redit animus“

„Nun endlich kehrt der Geist zurück“ – mit diesem Tacitus-Zitat mochte sich mancher der Hoffnung hingeben, daß die überlebte Apokalypse die Rückbesinnung auf Leistungen deutscher Geistes- und Naturwissenschaftler erlaube.⁴² Ob dieses im Alltag, der zunächst einmal die Frage existentiellen Überlebens stellte, für ‚Otto Normallüneburger‘ gelten mochte, mag dahingestellt bleiben. Die örtliche britische Militärregierung aber legte zum Beispiel angesichts der Sprengschäden am Kloster Lüne sehr früh schon „großen Wert auf Wiederinstandsetzung der kulturellen Stätten“.⁴³ Reisepläne zwischen „London, Bardowick und New York“ beschrieb Yehudi Menuhin, der weltberühmte Violinist, nachdem er – zum ersten Mal seit 13 Jahren wieder in Deutschland – zusammen mit Benjamin Britten honorarfrei am 4. August 1945 vor etwa 800 polnischen Zuhörern und britischen Soldaten ein Konzert gegeben hatte. Beethoven, Mendelssohn, Dvorak standen auf dem Programm.⁴⁴ Völlig entsprechend zu einem solchen kulturellen Auftakt berichtete die ‚Lüneburger Post‘ auf der gleichen Seite zur Rückkehr des einstigen preußischen Kultusministers Adolf Grimme in das Erziehungswesen beim hannoverschen Oberpräsidium, daß nach der katastrophalen „seelischen Veränderung“ es jetzt gelte, „wieder aus dem ‚Stadium des Nichts‘ herauszuführen“ und dafür zu sorgen, „daß Goethes ‚Faust‘ wieder wichtiger ist als die ‚geballte Faust““. Über die Regierungspräsidenten wandte sich der Oberpräsident in Hannover im August 1945 an alle Landräte und Oberbürgermeister, indem er mitteilte, die Militärregierung habe „sich entschlossen, in stärkerem Maße als bisher den Deutschen die Pflege ihres kulturellen Lebens zu gestatten“. Vereinigungen, die sich auf kulturellem Gebiet wie Musik, bildende Kunst, Theater, Kino oder Vorträge betätigen wollten, mußten zwar genehmigt werden, sollten aber auch „die Unterstützung der entsprechenden englischen Dienststellen finden“⁴⁵. In seiner Antwort auf die RP-Verfügung berichtete daraufhin der OB, daß das kulturelle Leben in der Stadt soweit irgend möglich mit allen Mitteln gefördert werde. So sei mit Zustimmung der Militärregierung ein städtischer Musikbeauftragter bestellt worden, der „für die Veranstaltung von Konzerten und Theater aufs

des Architekten Franz Krüger, in: Lüneburger Blätter, hrsg. v. Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg, Heft 31, Lüneburg 2004, S. 205–216; Hans-Cord Sarnighausen, Die alten Lüneburger Friedhöfe, ebda., S. 233f.

42 Mit dem Tacitus-Zitat leitete Ludwig Dehio, ‚Gleichgewicht oder Hegemonie‘ seine ‚Betrachtungen über ein Grundproblem der neueren Staatengeschichte, 1948‘ ein; neu hrsg. v. Klaus Hildebrand (Manesse) Zürich 1996, S. 7. – Vgl. Manfred Overesch, Kulturelle Neuanfänge in Deutschland nach dem 2. Weltkrieg: Renaissance, Restauration, Moderne. In: Deutsche Studien, hrsg. v. Ost-Akademie Lüneburg, H. 107, Sept. 1989, S. 225ff.

43 Vermerk OB Olvermann, 7. 5. 1945, in: StAL - VA 1 - 4

44 Vgl. LP v. 7. 8. 1945, S. 2. – Zu dem von Ende Mai 1945 bis März 1946 für ehemalige polnische Zwangsarbeiter geräumten Bardowick vgl. Pless (wie Anm. 5), S. 144 ff.; Jürgen Peter Ravens, Vom Bardengau zum Landkreis Lüneburg. Lüneburg 1985, S. 256. – Im Amtsblatt des OB verkündete RP Frhr. von Heintze am 27. Mai 1945 „eine zeitweilige Räumung der Stadt Bardowick“. In: StAL - VA 1 - 785/1. – vgl. LZ v. 7. 5. 1946, S. 7 – Adolf Grimme/SPD (1889–1963) war erster niedersächsischer Kultusminister, bevor er 1948 Generaldirektor des neu gegründeten NWDR wurde.

45 Oberpräsident, 24. 8. 1945, in: StAL - VA 1 - 2139

Beste sorgt“. „Für die Zivilbevölkerung steht ein neu eingerichtetes Theater, das Metropoltheater, zur Verfügung und in einem Lichtspielhaus werden täglich außer am Sonnabend vormittags 2 Vorstellungen gegeben. Ein weiteres Lichtspieltheater soll neu errichtet werden. Kirchenorgelkonzerte werden veranstaltet. Eine Singgemeinde ... ist gebildet. Die Hausmusik regt sich. Eine akademische Woche ist geplant.“ Vereinsneugründungen seien aber noch nicht bekannt geworden.⁴⁶

a) Musikleben

Das erste *Konzert* in der Stadt erlebte „die musikfreudige Lüneburger Bevölkerung“ am 1. August 1945 unter dem Motto „Musik für Dich“ im neueröffneten Metropoltheater. Ein „Strauß bunter Melodien“, „schmissige“ Tänze und ein „Schlagerpotpourri“ fanden offenbar guten Anklang.⁴⁷ Die ehemalige „Treibund“-Turnhalle, Neue Sülze 9, war mit 526 Sitzplätzen, einer Bühne 7 x 7,50m, eigenem Flügel, guter Beleuchtung und Zentralheizung⁴⁸ von ihrem Pächter Walter-Hans Adebahr zu einer Unterhaltungsstätte umgewandelt worden, die für Musik- und Theaterveranstaltungen sehr bald unentbehrlich wurde. Mehrere Klavierkonzerte von Bach, Mozart, Schumann, Brahms und Tschaikowsky sowie Liederabende von Händel bis Wolf erfreuten noch im selben Monat das Publikum des voll besetzten Saales. Ein einmaliges Konzert gab der berühmte Pianist Wilhelm Kempff: natürlich – um 16 Uhr – vor vollem Haus.⁴⁹ Unüberlesbar auch der Stolz des Kritikers auf die „deutsche Uraufführung einer 1939 komponierten Violinsonate in C-dur von Paul Hindemith! Auch eine Heimkehr nach sieben Jahren! Aus der großen in die klein gewordene deutsche Welt! Statt Berlin oder Wien unser Lüneburg!“⁵⁰ Diverse Liederabende mit Walther Ludwig lösten „unbeschreibliche Freude und Erhebung“ aus; Rezitationen, Violin- und Klavierkonzerte, ebenso wie ein Opern- und Operettenabend mit namhaften Künstlern aus Hamburg und Breslau bereicherten im Herbst/ Winter 1945/46 die neue Kulturszene Lüneburgs.⁵¹ In der Regel fanden die Konzerte ihr Publikum im

46 OB an RP Lüneburg, 19. 9. 1945, in: ebda.

47 Vgl. LP Nr. 1 v. 7.8.1945, S. 3. – Das Protokoll der Kulturausschusssitzung vom 29.10.1945 weist den 5. August als ersten Konzerttermin aus, dem „in rascher Folge Sonntag für Sonntag weitere musikalische und literarische Darbietungen folgten, die ein immer wachsendes Publikum herangezogen haben“ (in: StAL - VA 1 - 327).

48 Angaben aus einer Zusammenstellung aller „Säle in der Stadt Lüneburg“ des OB v. 4.3.1946, in: StAL - VA 1 - 2139. – Die „Albert-Fuchs-Turnhalle“ des „Treibund von 1848“ wurde nach der einjährigen Übergangszeit als „Metropoltheater“ ab April 1946 zur „Lüneburger Bühne“, dem Vorläufer des späteren „Stadttheater“ bzw. heutigen „Theater Lüneburg“.

49 Vgl. Kurzkritiken in: LP v. 28. 8. 45, S. 2 (Detlef-Kraus-Trio, Johann Seb. Peschko); LP v. 4. 9. 45, S. 2 (Walther Ludwig); LP v. 28. 9. 45 u. 5. 10. 45, S. 3 (Wilhelm Kempff).

50 Vgl. LP v. 26. 10. 45, S. 7.

51 Vgl. Bericht des städtischen Musikbeauftragten, 19. 11. 1945, in: StAL - VA 1 - 2224/1. – Liederabende, mit Hans Olaf Hudemann (vgl. LP v. 15. 3. 46, S. 3) oder Petra von Lange (vgl. LP v. 9. 4. 46, S. 7), fanden nicht nur im „Metropol“ statt, sondern z. B. auch in den Aulen des Johanneums (200 Sitzplätze) oder der städtischen Berufsschule, An der Münze. Im Schützenhaus standen Sitzgelegenheiten für 600 Personen zur Verfügung, in Meyers Garten 500. Der Fürstensaal im Rathaus bot zwar 400 Plätze, aber nur 60 Stühle und keine Heizung; der ‚Huldigungssaal‘ hatte zwar Zentralheizung, aber bei 50

„Metropol“; aber auch das Schützenhaus (z. B. für ein Wohltätigkeitskonzert des „Männerchores ‚Orpheus‘ von 1853“ oder ein „Großes volkstümliches Unterhaltungskonzert“) oder der Saal in „Meyers Garten“ (für ein Solistenkonzert blinder Künstler) wurden von den Veranstaltern beantragt. Doch auch hier war immer die örtliche Militärregierung eingeschaltet, die im Einzelfall die Genehmigung versagte, sei es aus Gründen, daß der Saal „durch die britische Besatzungswehrmacht (sic!) in Anspruch genommen“ wurde, sei es, daß der vorgesehene Dirigent abgelehnt wurde, „da dieser Parteiangehöriger seit 1932 ist“ (sic!)⁵².

Ebenso behielt sich Major Harper als Vertreter der Militärregierung im Stadtkreis Lüneburg die Genehmigung für den Organisten von St. Johannis, Carl Hoffmann, vor, „Konzerte in der Kirche zu geben von 8 – 9 Uhr“; „ein Vordruck des vorgeschlagenen Programms ist 3 Tage vor dem beabsichtigten Konzert hierher zu geben“.⁵³ Solche Art der Kontrolle verknüpfte sich aber durchaus mit der Anregung an das Pastorat, die im wesentlichen unversehrten Kirchen im Sinne einer Partnerschaft zu nutzen. Der Kirche war „eine führende Rolle bei der moralischen Erneuerung Deutschlands zugeordnet“. Der Kapitulation auf dem Timelo-Berg gedachte Feldmarschall Montgomery wenige Tage später in einem Dankgottesdienst in St. Johannis. Überhaupt erwies sich „die Kirche“ „ohne nennenswerte Umbrüche“ sehr schnell „als relativ stabiler Faktor“ im Leben der Stadt.⁵⁴

Carl Hoffmann und Gottlob Rümelin an St. Michaelis hatten „schon drei Wochen nach der Besetzung“ ihre *Kirchenkonzerte* wieder aufgenommen und „Tausenden einen gemeinschaftlichen Musikgenuß ermöglicht“; somit hatte „das Konzertleben in einer vordem nicht gekannten Stärke“ eingesetzt⁵⁵. Die Organisten der beiden Hauptkirchen entfalteten vielerlei Initiativen, um Konzerte für Orgel und Violine, Oratorien, Kantaten und Choräle zwischen Bewährten wie auch Neuem im Programm dem Publikum anzubieten. Natürlich Heinrich Schütz und Georg Böhm, ebenso wie Georg Philipp Telemann, Georg Händel, Johann Sebastian Bach, aber auch Johann Adolph Hasse („Die Pilger“ von 1742, jetzt erstmals in St. Johannis, wenn auch mit kleinerer Besucherzahl als sonst) brachten sie zu Gehör. Die Schwierigkeiten des Alltags waren dabei nicht zu unterschätzen, war doch zum Beispiel die Stimmung der Orgel von St. Johannis für das Oratorium von J. A. Hasse am 7. Oktober 1945 „im Interesse einer guten Aufführung“ über Nacht dringend erforderlich und eben auch „wegen Stromsperre am Tage“ genehmigungsbedürftig.⁵⁶

Plätzen keine Sitzgelegenheit. Säle etwa im Evang. Gemeindehaus An der Reeperbahn, im Hotel ‚Wellenkamp‘, im Gasthaus ‚Mönchsgarten‘ oder die Lambertihalle standen für die Zivilbevölkerung nicht zur Verfügung. Vgl. Saalliste des OB v. 4. 3. 1946, in: StAL - VA 1 - 2139.

52 OB an „Orpheus“ 2. 4. und 5. 4. 46, in: StAL - VA 1 - 2206

53 Major Harper an OB, 15. 6. 1945; am 20. 6. 45 werden Kirchenkonzerte in St. Johannis und in St. Michaelis erlaubt. (StAL - VA 1 - 2331/1)

54 Wiesenfeldt (wie Anm. 29), – Zitate: S. 166f. u. 174. – Vgl. auch: Ernst Strasser, Lüneburg – geliebte Stadt. Uelzen 1969, S. 147f.

55 LP v. 12. 10. 45, S. 3

56 13. 9. 45 städtischer Musikbeauftragter an OB, in: StAL - VA 1 - 2331/1

Geistliche Konzerte der klassischen Literatur standen in „der stolzen Lüneburger Kirchenmusiktradition“⁵⁷. Dr. Robert Pessenlehner, Musikdirektor des neuen städtischen Orchesters und zugleich zuständig für die Musikhinweise und -kritiken in der Lokalzeitung, wußte denn auch anlässlich des 25jährigen Jubiläums Carl Hoffmanns als Organist an St. Johannis dessen „bewundernswerte Vielseitigkeit“ als Kantor, Musiker, Pädagoge und Organisator von zahlreichen Abendmusiken in überschwengliche Worte zu fassen.⁵⁸ Nicht zu vergessen ist der Organist Walter Rogge an St. Nicolai, wengleich diese dritte Lüneburger Hauptkirche von den Engländern bis 1958 als ihre Garnisonkirche genutzt wurde – wie eine später angebrachte Erinnerungstafel in der Kirche ausweist. Liturgiebegleitende Dienste der Organisten und der sehr bald wieder entstehenden Kantoreien wurden wieder – gut protestantisch – selbstverständlicher Teil der Gottesdienste. Zur „Unkostendeckung“ der Kirchenmusik bat die St. Johannis-Gemeinde auf dem maschinengetippten Programm- und Textblatt, man möge „die Tellersammlung am Ausgang reichlich bedenken“, um damit die „Fortführung der beliebten Sommer-Orgelfeierstunden“ möglich zu machen.⁵⁹ Bereits am 4. Mai 1945 hatte Senior Oskar Meyer von St. Johannis beim Oberbürgermeister angefragt, ob am Himmelfahrtstage, 10. Mai, wieder Gottesdienste gehalten werden dürften, da „in den letzten Jahren aus Arbeitsgründen das Himmelfahrtfest auf den nächstfolgenden Sonntag verlegt“ worden sei. OB Olvermann antwortete 5 Tage später, daß der Himmelfahrtstag wieder „als Sonntag gilt und somit Gottesdienst abgehalten werden darf“⁶⁰. Wie sehr die Militärregierung die Kontrolle behalten wollte, zeigt auch die Forderung von Major Tolley, der Oberbürgermeister möge innerhalb von vier

57 LZ v. 12. 4. 46, S. 4. – Vgl. Hinweise und Kurzkritiken zur Kirchenmusik „in gewohnter meisterlicher Weise“ oder mit „ausgezeichnetem Kantoreichor“ bei „zahlreicher Hörschaft“ oder in „vollbesetzter Krypta“ z. B. in: LP v. 25. 9. 45, S. 2; 12. 10. 45, S. 2; 30. 10. 45, S. 3; 28. 12. 45, S. 3.

58 Vgl. LZ v. 12. 4. 46, S. 4

59 24. 6. 45, in: StAL - VA 1 - 2331/1. – Um „die alte Bach-Orgel in der Johanniskirche wieder in normalen Zustand zurückzusetzen“, spendete per Schreiben vom 10. 9. 1945 an den OB der Kaufmann und spätere Senator Walter Bohnhorst 500,- Mark; den gleichen Betrag zum Wiederaufbau des Museums. (StAL, ebda.)

60 Senior Meyer an OB, 4. 5. 45 und OB an P. Meyer, 9. 5. 45, in: StAL - VA 1 - 2331/1. – Zu Oskar Meyers Predigt am Himmelfahrtstag 1945 vgl. Wiesenfeldt (wie Anm. 29), S. 168ff. – Am 16. 5. 45 genehmigte die Militärregierung auch wieder das Abhalten von Gottesdiensten zu Pfingsten „im Bockelsberg an den Ufern der Ilmenau“, wo Pastor Harry Kügler/ St. Nicolai bereits seit 1931 Pfingstandachten gehalten hatte. – Zur besonderen Rolle Küglers innerhalb der Lüneburger Geistlichkeit, der als Mitglied der „Bekennenden Kirche“ nicht nur eine Erneuerung der Kirche erstrebte, sondern auch im Kampf gegen die „Deutschen Christen“ sich artikulierte, vgl. Wiesenfeldt (wie Anm. 29), S. 61ff. u. 84ff. Die Festlegung der gesetzlichen Feiertage über Sonntage hinaus sollte noch bis zur Entscheidung der Militärregierung im März 1947 dauern; im Januar 1946 lag dies noch vielfach im „Ermessen des örtlichen Offiziers der Militär-Regierung“; zu Feiertagen aber wurden schon erklärt: Neujahr, Karfreitag, Ostermontag, Himmelfahrt, Pfingstmontag, Bußtag, 2. Weihnachtstag; Reformationstag in vorwiegend protestantischen Gemeinden und Fronleichnam in vorwiegend katholischen Gemeinden. Vgl. HQ Militär-Regierung, Region Hannover, 10. Januar 1946 an die Regierungspräsidenten; in: StAL - VA 1 - 49.

Tagen eine Namensliste der Lüneburger Geistlichkeit vorlegen; ebenso wurden die entsprechenden Fragebögen angefordert und eingereicht.⁶¹

Wie im gesamten Deutschen Reich seit 1942 waren auch in Lüneburg zahlreiche *Kirchenglocken* beschlagnahmt worden, um sie für Kriegszwecke einzuschmelzen. Neuere Glocken der Kategorie A wurden sofort verhüttet, kulturell wertvollere waren zunächst nach kunsthistorischem Maßstab noch gelagert worden. Laut Oberbürgermeister fehlten jetzt in St. Johannis 1 B-Glocke und 2 C-Glocken, in St. Michaelis 6 C-Glocken und in St. Nikolai 3 B-Glocken. Die „A-Glocken jedoch sind fast alle eingeschmolzen“. Die teilweise sehr alten Glocken „mit einem besonders schönen Klang“ wären für die Stadt „ein unwiederbringlicher Verlust, wenn die Stadt die Glocken nicht zurückerhalten würde“. Ein riesiger „Glockenfriedhof“ in Hamburg-Wilhelmsburg versammelte bei Kriegsende unzählige beschädigte wie erhaltene Glocken und die Stadt bemühte sich im Herbst/Winter 1945/46, die Lüneburger Glocken „möglichst bald nach Lüneburg“ zurückzuholen. Der Hamburger Kantor von St. Michaelis machte wenig Hoffnung: „Die ganze Rücklieferungsaktion wird wohl an Transportschwierigkeiten noch lange scheitern, zumal die meisten der 8–10.0000 Glocken ganz unübersichtlich wie Hüte in einem Hutladen übereinander gestülpt sind und erst mit Hebekrähnen auseinandergezogen werden müssen; dazu fehlt es an den Voraussetzungen, zumal die Kaianlagen der wie tot daliegenden riesigen Lager vielfach durch Bomben beschädigt sind“; auch müßten „erst die ausländischen Glocken zurückgegeben werden, und das sind nicht wenige!“ Der zuständige deutsche Treuhänder beschied den OB, die Militärregierung behalte sich die Freigabe bzw. Rücklieferung vor. Tatsächlich beschied Obst.lt. Harper, nachdem er zunächst die Rückgabe der einwandfrei identifizierbaren Glocken in Aussicht gestellt hatte, die Stadt, daß „die Abteilung Denkmäler, schöne Künste und Archive der Militärregierung Hamburg gegenwärtig nicht mit der Rückgabe der Glocken einverstanden“ sei; deutsche Kirchenglocken dürften erst wieder ausgehändigt werden, „bis die in alliierten Ländern erbeuteten Glocken zurückgegeben worden sind“. Erst 1947 kehrten einige Glocken zurück nach Lüneburg.⁶² Das Geläut der drei Lüneburger Hauptkirchen bewegt die Gemeinden bis in die jüngste Zeit, um dasselbe wieder zu vervollständigen und somit dem Ruf der Kirche zu dienen.

61 MR an OB 19.7.45 u. Namensliste v. 21.7.45, in: StAL - VA 1 - 2331/1

62 Vgl. Schriftwechsel in: StAL - VA 1 - 2331/1: OB an Provinzialkonservator in Celle, 20.10.45; KMD Friedrich Baumgarten, Kantor und Organist an St. Michaelis Hamburg an OB, 12.12.45, in Erwiderung der Bitte des OB v. 4.12.45; Treuhänder Direktor Schneemann, Zinnwerke Harburg-Wilhelmsburg, an OB, 21.12.45; OB an Col. Harper, 3.1.46; Harper an OB 6.1.46 und 23.1.46. – In der 3. Sitzung des städtischen Kulturausschusses beklagte sich der OB: „Der Provinzialkonservator versagt auf der ganzen Linie und kümmere sich um die Lüneburger Angelegenheiten überhaupt nicht“. (Protokoll v. 8.1.1946, in: StAL - VA 1 - 327). – Zur Rückkehr der ersten Glocken vgl. Der Spiegel, Nr. 15, 12.4.1947. – Zu Lüneburgs Glocken vgl. Hermann Wrede, Die Glocken der Stadt Lüneburg. In: Lüneburger Museumsblätter, hrsg. v. Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg, H. 1, 1904, S. 1–56. – Strasser (wie Anm. 54), S. 62ff. – Christoph Wiesenfeldt, Die Apostelglocke von 1436. Das historische Geläut der St. Johanniskirche zu Lüneburg. 39 S., Lüneburg 2011.

Ähnlich engagiert hatte sich der Oberbürgermeister schon früh für die Rückführung der „in der Wittenburger Kirche lagernden Teile der *Orgel* von St. Johannis“ ausgesprochen, wobei es sich um ausgelagerte Teile des Orgelprospekts handelte. Doch stieß er hier beim Provinzialkonservator in Celle auf hohe Skepsis hinsichtlich des Organisten Carl Hoffmann, der die „Realitäten und Notwendigkeiten nicht abzuschätzen vermag“; bei Absprachen mit dem Kirchenvorstand möge man sich an Senior Meyer wenden, „der in geradezu vorbildlicher Weise stets für die herrliche Kirche und ihre einzigartigen Kunstwerke gesorgt“ habe.⁶³

Für Oberbürgermeister Werner Bockelmann schien die Musik „von allen Künsten am meisten geeignet, die Menschen wieder zueinander zu führen und gemeinsam Kraft aus ihr zu schöpfen“ und zu Recht verwies er auf die erfolgreiche Tätigkeit des *städtischen Musikbeauftragten*.⁶⁴ Kaufmann Jakob Groth war bereits am 11.7.1945 von OB Drape zum Musikbeauftragten berufen worden, was allerdings sogleich zum Verweis der Militärregierung führte, wonach „keine Ernennungen ohne die vorherige Zustimmung der MR“ erfolgen dürften; auch müsse der Fragebogen noch ausgefüllt werden; wengleich offenbar genug Vertrauen in Groth bestand, wurde die zwischenzeitliche Tätigkeit doch erlaubt. Brav bat der OB die MR um Genehmigung, die Major Tolley am 20.7. erteilte; eine Woche danach teilte der OB mit, daß auch Groths Fragebogen zufriedenstellend ausgefallen sei. Am 11.10.1945 erfolgte dann die offizielle Verpflichtung zur ehrenamtlichen Mitarbeit.⁶⁵ Neun Jahre stellte er sich dieser Aufgabe mit Leidenschaft und betreute die von ihm ins Leben gerufenen *Meisterkonzerte*, die jahrzehntelang in Lüneburg einen guten Ruf behielten. Bei seinem Abschied wurde „die organisatorische Fähigkeit des klugen Kaufmanns, der sorgfältig kalkulierte ... und die profunde Musikkennerschaft des Musikliebhabers“ gelobt.⁶⁶

Von besonderer Bedeutung wurde die Begründung eines städtischen *Sinfonie-Orchesters*, das sich verstand als Zusammenschluß von „Berufsmusikern und Orchestermusiktreibenden der Stadt Lüneburg und ihrer näheren Umgebung“ zum Zwecke, „einen künstlerisch wertvoll und leistungsfähigen Klangkörper zu schaffen“. Es solle beim Wiederaufbau die kulturellen Aufgaben „auf dem Gebiet der guten Musik“ erfüllen sowie „mithelfen bei der Verständigung zwischen der Besatzungsmacht und dem deutschen Volke“.⁶⁷ Ausführlich wurde dargelegt, daß mit der Aufstellung

63 StAL - VA 1 - 2331/1: OB an Provinzialkonservator der Provinz Hannover, in Celle/Schloß, 20. 10. 45; Antwort von Dr. Deckert an OB, 5. 2. 46.

64 LZ v. 29.1.46, S. 7

65 Vorgänge in: StAL - VA 1 - 452 und: VA 1 - 2209/1 u. 2224/2 u. 2261. – Groth (* 25. 9. 1891 in Dömitz i. Meckl. † 7. 9. 1958) war seit 1930 Inhaber der Fa. Papiergroßhandlung Paul Böhm, Gr. Bäckerstr. 28. Als Freimaurer (seit 1921) und Arbeitsrichter (bis 1933) war er nun politisch unverdächtig.

66 LZ v. 18. 8. 1954. – Groths Nachfolger war: Studienrat Robert Hentschel vom Johanneum; sein ‚Vorgänger‘: Studienrat Dr. Wilhelm Schöttler / Johanneum, 1939–45, der 1957 nach dem Tode Hentschels wiederum städtischer Musikbeauftragter wurde.

67 ‚Vorschlag zur vorläufigen Organisation und Geschäftsführung des Städtischen Sinfonie-Orchesters Lüneburg‘ (MS-Abschrift. o. D., aber z. d. A.: Jan. 1946), in: StAL - VA 1 - 2209/1.

einer Kartei sämtlicher Musiker, der Zusammenarbeit mit dem Musikbeauftragten sowie den deutschen und britischen Behörden eine Geschäftsstelle errichtet werden solle, die für sach- und sozialgerechten Einsatz der ca. 100 bis 120 verfügbaren Musiker sorgen wolle. Zum Geschäftsführer wurde Dr. Erdmann Werner Böhme vorgeschlagen, der als Musikwissenschaftler, Dirigent und Verbandsreferent alle fachlichen und organisatorischen Voraussetzungen erfülle. Der Sitz der Geschäftsstelle und des späteren 1. Vorsitzenden der „Vereinigung der Berufsmusiker in der Deutschen Angestelltengewerkschaft, DAG“ sowie des Vorstandsmitglieds der Orchestervereinigung des „Lüneburger Sinfonie-Orchesters“ im Arbeitsamt (Apothekenstr. 8/9) machte denn auch die Interessen deutlich.⁶⁸ Bereits im August 1945 hatte sich auf Initiative von Dr. Robert Pessenlehner der städtische Musikbeauftragte beim Oberbürgermeister dafür verwendet, alle im früheren Gewerkschafts- und ‚Volkshaus‘, dem jetzt für die YMCA beschlagnahmten nachmaligen sog. ‚Haus der Arbeit‘ (Schröderstr. 16) befindlichen Musikalien und Instrumente von der Militärregierung wieder freigegeben zu lassen und in städtisches Eigentum zurückzuführen, da sie „bei der Neugründung des städtischen Orchesters dringend benötigt“ würden.⁶⁹ Für ein allmonatliches Gratiskonzert zur englischen Truppenbetreuung (bis Ende 1946) überließ die Besatzungsmacht tatsächlich den trotz erheblichen Schwundes ursprünglich zum Abtransport gedachten Notenfundus den Lüneburger Musikern. Als freiwilliger Zusammenschluß der Musiker probten diese seit August 1945 unter dem Dirigenten Robert Pessenlehner und gaben ihr „1. Philharmonisches Konzert“ am 28. Oktober 1945 im ‚Metropol-Theater‘. „Alte Meister“ wie Beethovens 1. Sinfonie, ‚Eine kleine Nachtmusik‘ von Mozart sowie die Ouvertüre zu ‚Iphigenie in Aulis‘ von Gluck standen auf dem Programm. Zwei Tage später wurde es zur „Music lovers‘ hour“ der YMCA wiederholt. Zur „SPD-Wiederbe gründungsfeier“ im Gasthaus „Meyers Garten“ (mit Mozarts Titus-Ouvertüre und Verdis Aida-Triumphmarsch) – Wiederholung als Schulkonzert im Metropoltheater am 8. November 1945, 10 Uhr – wurde das Orchester ebenso herangezogen wie etwa zur Mitwirkung bei Mozarts „Requiem“ unter Leitung von KMD G. Rümelin. Der Bericht des städtischen Musikbeauftragten formulierte denn auch die Hoffnung, daß der neue „Klangkörper“ „eine grosse Bereicherung des kulturellen Lebens unserer Stadt“ werden möge.⁷⁰ Ein „Grosses Volkstümliches Unterhaltungskonzert“ des „Lüneburger Symphonie-Orchesters“ unter der Leitung von E. W. Böhme bot am

68 Vgl. auch zum Folgenden: Denkschrift (MS – 18 S.) „Lüneburg – ohne ein eigenes Kulturorchester?“ an den Rat der Stadt Lüneburg, zugleich mit einem Rückblick auf die Arbeit des „Lüneburger Symphonie-Orchesters“, mit Anhang (7 S.) „Veranstaltungskalender 1945 bis August 1947, verfaßt von Dr. E. W. Böhme, August 1947, in: StAL - VA 1 - 2209/1.– Böhme, *1906 in Salzwedel, war nach 1947 beim „Hamburger Echo“ und später im Deutschen Gewerkschaftsbund tätig.

69 J. Groth an OB, 22. 8. 45, in: StAL - VA 1 - 2203

70 Bericht Groths vom 19. 11. 45 „über das Lüneburger Konzert- und Theaterleben vom 15. Oktober bis 15. November 1945“, in: StAL - VA 1 - 2224/1. Sonaten-, Arien- und Liederabende hätten „sichtliche Freude“, „reichen Beifall“ und „unbeschreibliche Freude und Erhebung“ gezeitigt. Aber: „Infolge der kalten Jahreszeit mussten die üblichen Kirchenkonzerte ausfallen.“ (ebda.)

5. Mai 1946 im „Schützenhaus“ Werke von Suppé, Johann Strauss, Verdi, Gounod, C. M. von Weber und Brahms. Am 27.11.1945 war das Lüneburger Sinfonie-Orchester auch förmlich gegründet worden: Vorsitzender und Dirigent: Dr. Pessenlehner, Geschäftsführung: Dr. Böhme, Kassenführung: Kaufmann Hermann Kumm. Unter den Dirigenten Pessenlehner (1945–48), Heinz Gottwald (1948–49), Fred Thürmer (1949–54) und Gerhard Hüneke (1954–55) sowie etlichen Gastdirigenten wurden in den ersten 10 Jahren des Bestehens 81 Sinfoniekonzerte und 75 sonstige Konzerte (Kammer-, Kirchen-, volkstümliche Konzerte u. ä.) gegeben. Bis Mitte 1947 hatte sich mit 95 Musikern, darunter rund 50 Berufsmusiker, die Orchestervereinigung eine gewerkschaftliche Organisation geschaffen, die ihre Interessen sehr wohl zu vertreten verstand. Das durchschnittliche Monatshonorar eines Musikers in den Jahren 1945 bis 1947 betrug 59,95 RM. Einzelne Solisten konnten bis 1946 bei Orchesterkonzerten Honorare zwischen 300 und 1000 RM, bei Chorkonzerten 200 bis 600 RM erhalten.⁷¹ Ausdrücklich betonte Böhmes Denkschrift an den Rat der Stadt, daß die Musikergewerkschaft sich als überparteilich verstand und insofern es bedauerte, daß bisher die „bürgerlichen“ Parteien das Orchester zu ihren Veranstaltungen noch nicht in Anspruch genommen hätten, wie es ansonsten z. B. das Arbeitsgericht oder der „Treubund“-Verein getan hätten. Die lange Liste der Einsätze des Orchesters in den ersten zwei Jahren seines Bestehens macht denn auch die musikalische Vielfalt deutlich: Sinfonien, Opernarien, Lieder, Kammerkonzerte, Operettenpartien oder Walzerklänge und Mitwirkung bei z. B. englischen Gottesdiensten in St. Nikolai standen auf dem Programm. „Aus dem Nichts ein Anfang“, der vom Vertreter der Besatzungsmacht, vom Oberbürgermeister und vom städtischen Musikbeauftragten beim ersten öffentlichen Konzert des Orchesters gewürdigt worden sei, so schilderte Robert Pessenlehner facettenreich die „Geburt des Lüneburger Orchesters“.⁷² Es sollte einen langen Weg mit vielen Höhen und Tiefen in der Zukunft nehmen.

b) Theater

Bevor die britische Militärregierung verfügte, daß die Stadt Lüneburg zum 1. April 1946 das bisher privat geführte „Metropoltheater“ unter eigene Regie zu übernehmen und als „Lüneburger Bühne“ gemeinnützig zu führen habe, hatte es bereits seit dem Sommer 1945 einige Initiativen gegeben, Schauspiel- und Musiktheater nach dem Kriegsende wieder möglich zu machen. Die ehemalige „Landesbühne Ost-Hannover“, in Regie der NS-Gauleitung, hatte an ca. 90 Spielorten, darunter regelmäßig an 60 zum Teil „kleinsten Orten der Heide und des Unterellbegebietes“ gespielt; alle

71 Angaben zu Statistik, Chronik, Namen und Programmen in: StAL - VA 1 - 2203, 2206, 2209/1. – Hinweise in der Presse – unter „P.“ – worunter mit Sicherheit Pessenlehner selber zu verstehen war – auf das Orchester und seine Konzerte u. a. in: LP v. 12.10.45, S. 3; 26.10.45, S. 7; 30.10.45, S. 2; 2.11.45, S. 3; 4.1.46, S. 3. – Dr. Robert Pessenlehner (1899–1985) war gebürtiger Wiener und Salzburger Mozarteumschüler.

72 Vgl. LP v. 6.11.45, S. 2; vgl. auch Eberhard Tilgner, „Die Musik der ersten Stunde“, in: LZ v. 15.1.1986, S. 59

kulturellen Veranstaltungen waren jedoch am 1. September 1944 eingestellt worden. Der Schauspieler Walter Leopold bemühte sich nunmehr – vergeblich – um eine Konzession zur Weiterführung. Als Vertreter des aus dem Krieg noch nicht heimgekehrten Intendanten Rudolf Lauer war Leopold („Parteigenosse war ich nicht“) nach eigenen Angaben von OB Drape und Bürgermeister Olvermann um Abwicklung der Geschäfte der Landesbühne gebeten worden. Seit dem 15. Juni 1945 war er mit der Ordnung der Akten sowie der Sammlung des städtischen Fundus befaßt und insofern erstaunt es nicht, daß er als seit 1936/37 an der Landesbühne tätiger Schauspieler und Spielleiter sein Interesse an der Wiederaufnahme eines Spielbetriebs vorbrachte und bis in den Januar 1946 sich auch als Leiter eines neuen „städtischen Kulturinstituts“ immer wieder ins Gespräch zu bringen versuchte. Da nach dem Willen der Militärregierung die Theater wieder ihren Betrieb aufnehmen könnten, sollten auch in Lüneburg entsprechende Vorarbeiten begonnen werden, „zumal sehr viele Unterlagen für den Betrieb der Landesbühne durch den Umschwung (sic!) fehlen oder zumindest völlig durcheinander gekommen sind“. Noch im Juli 1945 beurteilte Leopold in Schreiben an den Bürgermeister den Wunsch nach einem „Stadttheater“ im Haus der „Schaubühne“ (Neue Sülze 10) als realisierbar und reichte sogar einen Kostenvoranschlag (bei Ausgaben von 195.135,50 RM inkl. „Gewinnausgleich“ von ca. 35.283,50 RM, wobei die Stadt das spielfertige Haus inkl. Heizung und Beleuchtung zu stellen habe) ein, der bei „300 Spieltagen im Jahre eine günstige Abschlussbilanz erzielen“ könne. Im Metropol-Theater habe er inzwischen „als künstlerischer Leiter für Schauspiel, Lustspiel-Operette beginnen“ können. Den Schwank „Der blaue Heinrich“, zwei Märchen und „Die Ratten“ von Gerhart Hauptmann habe er bereits herausgebracht.⁷³ Auch die Initiative eines erst 26 Jahre alten Lüneburgers, Spielleiter und Dramaturg seit 2 Jahren in Soltau und seit 4 Jahren Mitglied der Landesbühne, versandete beim Oberpräsidenten in Hannover, obwohl er betont hatte, wie „überall ein neuer Geist sich bemerkbar macht und wieder das Leben erwacht“. Sein Vorschlag, eine „Wanderbühne für die kulturelle Betreuung der Bevölkerung in den kleineren Städten“ einzurichten⁷⁴, klang denn doch zu sehr nach alten Mustern und stieß auch auf erhebliche Rechtsbedenken in Hannover, da über den Fundus und das Eigentum der Landesbühne ohne die Nachfolgerechtsträger (Regierungspräsident und Gemeinden) nicht verfügt werden könne. Tatsächlich dauerte denn auch die Abwicklung über ein ständiges Hin und Her zwischen Oberpräsident/Hannover, Volksbildungsministerium/Hannover, Stadt Lüneburg und Lüneburger Bühne im Winter 1946/47 bis zur letzten rechtlichen Klärung bis in die Mitte der 1950er Jahre.⁷⁵

73 Vgl. Schriftwechsel in: StAL - VA 1 - 2261: Walter Leopold (Am Berge 53) an Olvermann, 30.6.45, 5.7.45, 9.7.45; Vermerke der städt. Kulturabteilung sowie des Stadtbaurats über Abwicklung der Landesbühne v. 21.7.45 u. 13.8.45; Bericht Leopolds über seine Aktivitäten an die Stadtverwaltung, Reg.rat Segelcke, v. 18.12.45 u. 27.1.46

74 Ernsthein Kühne an Bgm. Lange, 12.8.45, in: StAL - VA 1 - 2261

75 Vgl. Oberpräs./Hannover, 2.11.45; Vermerk Oberstadtdirektor an den Rat, 5.7.46; Schreiben von Dipl.-Hdl. Friedrich Esser, ehem. Vorsitzender des Landesbühne Ost-Hannover e.V., v. 7.12.53, so-

Als Rivale Leopolds hingegen verstand sich Walter-Hans Adebahr, Direktor des „Metropol-Theater“ (Neue Sülze 9), der als ehemaliger „Truppenbetreuer der früheren Wehrmacht nach Lüneburg verschlagen worden war“⁷⁶ und seit dem 1. August 1945 die „Treibund“-Turnhalle mit Genehmigung der Briten zu einer „künstlerischen Unterhaltungsstätte“ umgewandelt hatte. Trotz seines „gewiss anerkennungswürdigen Wollens“ sei Leopold ein „Quälgeist“, der ständig „direktionale Gelüste bekam“ und sowohl der Militärregierung wie der Stadtverwaltung „in den Ohren lag“, jedoch sowohl als Schauspieler wie in der Regie „unter Niveau“ agiere.⁷⁷ Auch der städtische Kulturausschuß vermißte trotz der „steigenden Zugkraft“ die „gewünschte künstlerische Höhe bei Schauspielaufführungen“ im Metropol-Theater; Adebahr als „Varieté-Fachmann“ habe „unter schwierigen Verhältnissen ein Publikumsinstitut aufgebaut“. In Lüneburg bestehe „ein großes Verlangen nach guten Theateraufführungen“; man wolle „das hiesige Publikum mit dem Schauspiel der Gegenwart, ihren Problemen und Tendenzen, vertraut machen“.⁷⁸ Nachdem jedoch bereits im Januar 1946 die Militärregierung Höchstpreise für Theaterveranstaltungen (RM 6,--) verordnet hatte⁷⁹, bekam Adebahr, längst nachdem er für die neue „Lüneburger Bühne“ nicht mehr zuständig war, von der Preisüberwachungsstelle beim Regierungspräsidenten Lüneburg einen saftigen Ordnungsstrafbescheid, da er seit August 1945 erheblich gegen Preisbestimmungen verstoßen habe.⁸⁰ Laut Stadtverwaltung hatte Adebahr „außerordentlich viel Geld verdient“; dennoch wurde eine gütliche Abwicklung erwartet. Die Kritik gegen den Betrieb des „Metropol“ bestand aus Sicht der Stadt denn auch eher im Inhaltlichen wegen ungenügender künstlerischer Eignung und zu großer Niveauunterschiede.⁸¹

Am 2.3.1946⁸² hatte die Militärregierung die Übernahme des Metropol-Theaters zum 1.4.1946 in städtische Regie als städtisches Theater angeordnet. Nicht nur die Preisgestaltung, sondern vor allem auch das unterschiedliche Niveau ständig wechselnder Gastspielprogramme hatte den Briten mißfallen.⁸³ Die „Lüneburger Bühne“ trat mit dem aus Braunschweig kommenden Rolf Hübner, der ab 1. Mai

wie Schriftwechsel Stadt Lüneburg (Syndikus Segelcke) mit Amtsgericht Hamburg 4.2. u. 18.3.54 (alle in: StAL - VA 1 - 2261).

76 Eberhard Tilgner, in: LZ v. 29.9.1986, S. 13. – In der „Schaubühne“ hatte bereits am 9.8.1945, 16 Uhr, „zur Verfügung der deutschen Bevölkerung“ bei Einheitspreisen von 5,-- RM eine Varietevorführung einer „Unterhaltungstruppe der Armeebetreuung“ gestanden. Vgl. MR – Major Tolley an Bürgermeister, 7.8.45, in: StAL - VA 1 - 2237.

77 Adebahr an Kulturausschuß u. OB, 17.12.45 – in: StAL - VA 1 - 2261

78 Protokoll der Kulturausschußsitzung v. 29.10.1945, in: StAL - VA 1 - 327

79 Obst.lt. E.M. Harper an Landrat und OB Lüneburg, 4.1.46, in: StAL - VA 1 - 2139

80 Vgl. RP-Bescheid vom 26.11.1946, in: StAL - VA 1 - 2261

81 OB an MR, 10.4.1946 und „Gedanken zur Übernahme des Metropol-Theaters in städtische Regie“ von Dr. Robert Pessenlehner, 17.3.46, in: StAL - VA 1 - 2257/2

82 Vgl. Schreiben des Oberstadtdirektors an Regierung, 5.12.1946 (in: StAL - VA 1 - 2261). E. Tilgner (LZ v. 29.9.1986) datierte die MR-Verfügung fälschlich auf den 23. Mai 1946.

83 Vgl. Torsten Hünke von Podewils, Vorhang auf! Theater in Lüneburg 1946–1990. Lüneburg 1990, S. 9; vgl. LZ v. 24.5.1946, S.4; vgl. auch Torsten Hünke von Podewils, „Mit einem Brikett unterm Arm ins Lüneburger Stadttheater“, in: LZ v. 15.1.1986, S. 57.

1946 als Intendant amtierte, nach Umbau und Engagement eines neuen Ensemble mit Oberspielleiter Hans Bauer in das öffentliche Licht. Als „unselbständige städt. Einrichtung“ sollte sie zwar „eigene Bücher führen“, jedoch über den städtischen Haushaltsplan geführt werden.⁸⁴ Der Jahresetat 1946/47 sah mit Jahresausgaben von 360.000 RM und Einnahmen von 500.000 RM ausgesprochen optimistisch aus.⁸⁵ Die feierliche Eröffnung der Spielzeit am 29. September 1946 mit Stefan Zweigs „Der verwandelte Komödiant“ als Matinee und Romain Rollands „Spiel von Tod und Liebe“ am Abend sollte eine langjährige Tradition vielseitigen Theaters begründen. Im Rückblick auf die erste Spielzeit sprach – nicht zuletzt angesichts zahlreicher materieller Schwierigkeiten wie Kohlenkrise und Stromsperrern – der Kritiker der ‚Landeszeitung‘ „Intendanz und Künstlern Dank und Anerkennung für den gezeigten Idealismus“ aus, seien sie doch den „Anspruchslosen“ wie den „Anspruchsvollen“ im Publikum gleichermaßen gerecht geworden.⁸⁶ Zur Sicherung eines gehobenen Niveaus forderte der niedersächsische Minister für Volksbildung, Kunst und Wissenschaft, Adolf Grimme, die deutschen Behörden zu strengen Kontrollen und im Zweifelsfall auch der Entziehung der Lizenz auf, wenn die fachliche Eignung fehle und das „Niveau von Unterhaltungsdarbietungen“ in Kleinstädten und Dörfern vom Publikum vielfach als mangelhaft bewertet werde.⁸⁷ Die „Lüneburger Bühne“ jedoch genoß das Wohlwollen der Militärregierung, beglückwünschte Major R. C. Dick doch den Intendanten zu den „bis jetzt erreichten ausgezeichneten Ergebnissen“ und sprach sie dem Theater „ohne Zweifel im Leben der Bevölkerung Lüneburgs eine wichtige Rolle“ zu.⁸⁸

Dennoch oder auch um so mehr ist darauf hinzuweisen, daß die Briten von Anfang an sich eine „Zensur von Bühnenstücken“ vorbehalten. Oberbürgermeister wie auch Landrat erhielten Anweisungen und Listen von Autoren und Theaterstücken, die vom „Zensurbüro für Bücher gelesen und freigegeben“ waren; die Aufführung einiger Stücke wurde an Bedingungen geknüpft, in Zweifelsfällen war das Hauptquartier zu konsultieren und Daten und Einzelheiten der Aufführungen waren zur Kenntnis zu geben. Die 1. Liste vom 8. 1. 1946 enthielt 97 Stücke, z. B.: Axel von Ambesser, Wie führe ich eine Ehe. – Gert von Bassewitz, Peterchens Mondfahrt. – Friedrich Forbner, Der kleine Muck. – August Hindrichs, Swienschkomödie. – Alexander Schattler, Dornröschen. – Just Scheu, Der kleine Herr Niemand. – A. E. Scribe, Ein Glas Wasser. – Stephan Zweig, Madame Sans Gêne. Weitere 15 Stücke erhielten Zensurbemerkungen, z. B.: – Ernst Barlach, Der Tote Tag: „Ein Veranstaltungskontroll-offizier muss die Proben unter Aufsicht halten und hat auf solche Regieeinzelheiten aufmerksam zu machen, die er für unerwünscht hält“. – Fritz Hiddensen, Der Leier-

84 Protokoll der Dezernentenbesprechung vom 7. 5. 1946, in: StAL - VA 1 - 2257/2

85 Vgl. handschriftliche Eintragungen des Verwaltungsdirektors Ludwig Apel in „Rundfrage über Theater“ für den Deutschen Städtetag v. 12. 11. 1946, in: StAL - VA 1 - 2206

86 E.T. in ‚Hamburger Allgemeine‘ v. 12. 9. 1947 (Presseartikel in: StAL - VA 1 - 2257/1)

87 Vgl. Amtsblatt des Nds. Ministeriums, 22. 11. 1946, in: StAL - VA 1 - 2236

88 MR an Rolf Hübner, 15. 10. 1946, in: StAL - VA 1 - 2257/1

kasten: „Alle Erwähnungen der SS und P.g.s in ‚Das Befehlsheim‘ sind zu streichen. Des weiteren sind darin andere Stellen enthalten (z.B. die Erwähnung von ‚Sturm‘, ‚Kreuzverband‘, ‚Partei‘ in demselben Sketch), die einen politischen Doppelsinn haben können. Der Regisseur ist für die Herausnahme dieser Stellen verantwortlich. Er ist desgleichen anzuhalten, jede Art von Improvisation, wie sie gewöhnlich bei dieser Art Unterhaltungsstücken vorkommt, sofort zu unterdrücken“. – Rudolf Janssen, Freere: „unter der Voraussetzung, daß keine nationalsozialistischen oder militärischen Melodien verwendet werden“. – Dario Niccodemi, Scampolo: „Die Erwähnung von Lybien, Tripolis und dem Duce ist zu streichen“. – Wedekind, Kaestner u. Werner Fink, Ergötzliches und Entsetzliches: „unter der Voraussetzung, daß W. Finks Rede auf S. 5 des Manuskripts, d. h. von ‚Kennt ihr das Land‘ ... bis ... ‚will es niemand gewesen sein‘ gestrichen wird.“ – Ein Anhang B enthielt die Liste der Autoren, die „durch den Veranstalter nicht vorgelegt“ zu werden brauchten; dies waren ausländische wie deutsche Klassiker wie: Aeschylus, Aristoteles, Calderon, Corneille, Goethe, Goldoni, Gorki, Hebbel, Ibsen, Lessing, Molière, Racine, Schiller, Shakespeare oder Tolstoi. Unter den modernen deutschen Dramatikern waren z.B. freigegeben: Goetze, Hauptmann, Klabund, Rilke, Sternheim, Wedekind, St. Zweig. Unter anderen modernen: P. Claudel, T. S. Eliot, J. Giraudoux, S. Maugham, E. O’Neill, E. Wallace, Th. Wilder. Bis zum Sommer wurde eine 4. Liste „freier Stücke“ vom ‚Information Control Unit. Theatre and Music Section, Hannover‘ herausgegeben.⁸⁹ Wie auch immer – zu Recht rekapitulierte später Lüneburgs langjähriger Dramaturg: „Vorhang auf!“

c) Kino

Schon im Sommer 1945 entschied die Militärregierung, „dass die deutschen Kinos und andere Unterhaltungsstätten wieder öffnen“, um „für das deutsche Publikum Unterhaltung zu schaffen“⁹⁰ – wenn auch unter Bedingungen inhaltlicher „Zensur“, baupolizeilicher Genehmigung und einzuhaltender Sperrstunden. An Kinosälen standen zur Verfügung: das „Union-Theater“ (Reichenbachstr. 1) und die „Altstadt-Lichtspiele“ (Auf der Altstadt 43), mit 600 bzw. 198 Sitzplätzen, beide in privatem Eigentum und jeweils für Veranstaltungen für Deutsche und für Besatzungsgruppen zugelassen. Die „Schaubühne“ (früher Greunes Theater, Neue Sülze 10, in städtischem Eigentum) mit 648 Sitzgelegenheiten jedoch war ausschließlich für die Besatzungsmacht beschlagnahmt. Zentralheizung und gute Kinoapparaturen wurden allen drei Häusern bescheinigt. Im November 1946 wurde das seit 1932 sogenannte „Edison-Theater“ („Altstadt-Lichtspiele“) von Major R. C. Dick vom britischen Hauptquartier der Militärregierung für Stadt- und Landkreis Lüneburg für „normale Kinovorführungen für deutsche Zivilisten“ freigegeben, obwohl zugestanden wurde, daß es „völlig ungeeignet (sei), um den gegenwärtigen Andrang zu

⁸⁹ MR – R. C. Dick – an Landrat und OB Lüneburg, 11.3.1946; Listen mit Anhang A u. B v. 8.1.46 ; 4. Liste mit 67 Stück v. 24.6.1946, in: StAL - VA 1 - 2237.

⁹⁰ MR – Major Tolley – an OB, 12.7.1945, in: StAL - VA 1 - 2261.

bewältigen“; ein weiteres Lichtspieltheater werde „dringend benötigt“. Aber noch im Juni 1948 bat der Rat der Stadt die Militärregierung um Rückgabe der „Schaubühne“ an die Stadtverwaltung oder zumindest um Freigabe für freie Nachmittage und Abende, um der Nachfrage nach Filmvorführungen begegnen zu können.⁹¹

Als erste Filme wurden im Juli 1945 von der Zensur freigegeben und zur Abholung beim Hauptquartier lagen bereit „Leichte Muse“ (1941, mit Willy Fritsch) und „Wir bitten zum Tanz“ (1941, mit Hans Moser und Paul Hörbiger). Der Bürgermeister wurde beschieden, daß „keine Filme gezeigt werden dürfen, die nicht durch die (...) Informations-Kontroll-Einheit geprüft worden sind“.⁹² Am 3. August fand „die erste deutsche Filmvorführung in Lüneburg“ in den ‚Altstadt-Lichtspielen‘ statt: der Farbfilm „Bad auf der Tenne“ (1943, mit Willi Dohm und Heli Finkenzeller) fand „großen Anklang“ beim zahlreich erschienenen Publikum.⁹³ Das gesamte Filmwesen in der britischen Zone wurde von der ‚Information Control Film Section‘ in Vlotho an der Weser gesteuert; Technik, Produktion und Vertrieb sollten von dort dirigiert werden. Der Aufbau von Lichtspielhäusern galt als „nach dem Wohnungsbau an zweiter Stelle“ stehend, denn die deutsche Bevölkerung solle „sich so von den Sorgen und Nöten des Alltags erholen“ können.⁹⁴ Ein Blick auf die Programme in Lüneburger Kinos und anderen Räumen, macht die angepeilte „Erholung“ deutlich⁹⁵:

Nov. 1945: „Rosen in Tirol“ (1940 / mit Hans Moser, Theo Lingen, Johannes Heesters)

„Männer müssen so sein“ (1939 / mit Hertha Feiler, Hans Söhnker, Hans Olden) (*Altstadt-Lichtspiele*)

Metropol-Theater: Komödie „XYZ“ (1928) von Klabund; Tragikomödie

„Die Ratten“ (1911) von Gerhart Hauptmann

Liederabend mit Walther Ludwig (Schubert, Schumann, Wolf)

Dez. 1945: „Rembrandt“ (1936 / mit Charles Laughton) (*Union-Theater* = UT)

91 Vgl. MR-Verfügung betr. Edison-Theater v. 22.11.1946, in: StAL - VA 1 - 2262; MR an OB v. 30.11.1946, in: StAL - VA 1 - 2257/2; Gesuch des Rates der Stadt an MR v. 8.6.1948, in: StAL - VA 1 - 2257/2; Angaben zu „Säule in der Stadt Lüneburg“ v. 4.3.1946, in: StAL - VA 1 - 2139. – Die „Schaubühne“ wurde als Kino vom Pächter („Direktor“) Karl Müller (1900–1977), dem Schwiegersohn der Familie Greune, weiter betrieben. Zur Geschichte der „Schaubühne“ vgl.: Dietrich Kliefoth u. Walter Pakull: August Greune, Kino für Lüneburg“, in: LZ v. 21./22.2.1987. 1904 hatte Greune sein „Edison-Theater Kinematograph“ in der Lünener Str. 1b gegründet; im Oktober 1964 endete dieses Lüneburger Kinokapitel mit der Vorführung des Films „Der Untergang des Römischen Reiches“ an der Neue Sülze 10.

92 MR an Bgm., 27.7.45 und 28.8.45, in: StAL - VA 1 - 2261.

93 LP v. 7.8.45, S. 3.

94 Neue Westfälische Zeitung, „Der Aufbau des Filmwesens“, v. 24.8.1945, Abschrift in: StAL - VA 1 - 2262.

95 Vgl. Berichte des städtischen Kulturamtes an die MR, in: StAL - VA 1 - 14/1 : vgl. auch LP v. 2.11.45, S. 3; LP v. 16.11.45, S. 4; LP v. 11.12. und 14.12.45, S. 3.

- „Familie Buchholz“ (1944 / mit Gustav Fröhlich, Henny Porten) (UT)
 „Der dunkle Tag“ (1944 / mit Ewald Balsler, Willy Birgel) (*Altstadt-Li.*)
Metropol-Theater: Weihnachtsmärchen „Das Hemd des Glücklichen“;
 Komödie von Kurt Goetz „Ingeborg“ (1921)
Schaubühne: Variété – Rollschuh-Akrobatik
 Konzert der Hamburger Symphoniker
- Febr. 1946: „Gasparone“ (1937 / Operette mit Marika Röck, Johannes Heesters)
 (UT)
 „Wirtin zum weißen Rössl“ (1943 / mit Leny Marenbach, Karl Schön-
 beck) (*Altstadt-Li.*)
- März „Nora“, „Musikpiraten“ (UT)
 „Es lebe die Liebe“ (1944), „Sieben Jahre Glück“ (1940),
 „Krambambuli – Die Geschichte eines Hundes“ (1940) (*Altstadt-Li.*)
- Mai „Anna Favetti“ (1938), „Die keusche Sünderin“ (1943),
 „Romanze in Moll“ (1943) (UT)
 „Die heimliche Gräfin“ (1942), „Das jüngste Gericht“ (*Altstadt-Li.*)
Metropol-Theater: Komödie „Hochzeitsreise ohne Mann“ (1941)
 Konzert „Freund-Quartett“
Schützenhaus: Tanzparty im Kalkberg-Grund: Circus Renz
- Juni „Hauptsache glücklich“ (1941 / mit Heinz Rühmann) (UT)
 „Der Seniorchef“ (1942 / mit Helmi Mareich) (*Altstadt-Li.*)
 „Die keusche Geliebte“ (1940 / mit Willy Fritsch, Maria Landrock)

d) Ratsbücherei

Gleichzeitig mit der Erlaubnis zur Wiedereröffnung der Kinos wandte sich die örtliche Militärregierung an den Oberbürgermeister, „um eine Gleichschaltung (sic!) der öffentlichen Büchereien sicher zu stellen“. Hierzu forderte sie 1. eine Liste mit allen Personalien der Bibliotheksmitarbeiter sowie ausgefüllte Fragebögen und 2. binnen 14 Tagen eine vollständige Liste der Bücher, „die aus der Bücherei entfernt worden sind und in Gewahrsam genommen worden sind“. Jeder verantwortliche Bibliothekar hatte zudem eine Bescheinigung auszufüllen und seine persönliche Verantwortung per Unterschrift zu übernehmen, wonach „alle Bücher, die

- a) den Militarismus verherrlichen,
- b) anstreben, die Lehren des Nationalsozialismus zu verbreiten oder zu rechtfertigen oder die Leistungen der NS-Führer oder Einrichtungen verherrlichen,
- c) die eine Spaltungspolitik auf Grund von Rasse oder Religion begünstigen,
- d) die den Beziehungen zwischen den vereinten Nationen schädlich sind oder die darauf abzielen, die zu stören,

e) die darlegen, die Theorie und Praxis der Kriegsführung, die Kriegsvorbereitung, sei es auf wissenschaftlichem, wirtschaftlichem, industriellem oder philosophischem Gebiet oder die die Studien der Militär-Geographie fördern, sind von den öffentlichen Regalen genommen und in mein Gewahrsam überführt worden.“ Ohne Zustimmung der Militärregierung dürften Bücher weder „verfügbar gemacht“ noch „zur Aufstellung gelangen“.⁹⁶

Der seit 1922 amtierende Leiter der Ratsbücherei, Professor Dr. Wilhelm Reinecke (1866–1952), zugleich Stadtarchivar und Leiter des Museums für das Fürstentum Lüneburg, berichtete dem Oberbürgermeister über eine Unterredung mit Major Boots vom ‚Education Office‘ (Wilschenbrucher Weg 6), wonach „die Ausleihe möglichst bald wieder zu eröffnen und dabei zunächst nur Bücher auszuleihen, die vor 1933 erschienen sind“. Die aussortierten Bücher seien in einem „verschießbaren Extraraum aufzubewahren“ und nur „für wissenschaftliche Arbeiten verleihbar“.⁹⁷ Reinecke bat den OB um Zuweisung eines geeigneten Raumes wegen der „Dringlichkeit und Eile des Falles“, hatte doch die Militärregierung „die Unterbringung der auszumerzenden Bücher der Ratsbücherei“ angeordnet.⁹⁸ Ab 13. 8. 1945 wurde die Abt. Volksbücherei der Ratsbücherei für das Publikum wieder eröffnet; der Andrang war „wieder erheblich“, obwohl die Eröffnung nur durch Anschlag bekannt gegeben wurde.⁹⁹ Die erste Liste gesperrter Bücher war an Major Tolley bereits eingereicht, weitere 5 Listen wurden im Laufe der folgenden Monate bis zum Oktober 1946 angefertigt. Die 1. Liste von Büchern, „die nach 1933 gedruckt und für frei von nationalsozialistischer Propaganda gehalten werden“, enthielt auf 10 eng getippten Seiten Deutsche Romane; eine 1/2 Seite Plattdeutsche Literatur; eine 1/2 Seite Holländische Literatur; 1 Seite Nordische Literatur; 8 Seiten Asiatische, Englische, Französische, Italienische, Russische Literatur (jeweils in Übersetzungen), Kunst und Biographien; 4 Seiten Reisebeschreibungen, Dichtung, Philosophie, Pädagogik, Religion; 4 Seiten Jugendschriften; 3 Seiten Technik, Märchen, Heimatkunde Lüneburgs, Literatur- u. Naturwissenschaften; weitere zu Staat u. Recht, Verwaltung, Wirtschaft, Familienkunde, Haus- u. Gartenwirtschaft, Spiel und Sport. Alle weiteren Listen (inkl. Musikbücher) enthielten jeweilige Ergänzungen zu diesen Rubriken.¹⁰⁰ Im März 1946 forderte die Militärregierung erneut, „diese Angelegenheit als dringend zu behandeln und bevorzugt zu erledigen“, woraufhin die Ratsbücherei Vollzug meldete. Der Bestand der Abt. Volksbücherei betrug

96 MR an OB, 14. 7. 1945, in: StAL - VA 1 - 2717. – Vergleichbare Kriterien zur Wiedereröffnung von Buchhandlungen zählte Bgm. Lange in einem Schreiben an die Ratsbücherei auf – 10. 8. 1945, in: ebda.

97 Reinecke an OB, 7. 8. 1945, in: ebda.

98 Reinecke an OB, 2. 8. 1945, in: StAL - VA 1 - 2718

99 Aktennotiz v. 15. 8. 1945, in: StAL - VA 1 - 2717. – Vgl. auch „Wiedereröffnung der Ratsbücherei“, in: LP v. 21. 8. 1945, S. 3. Wissenschaftliche Werke waren vorerst noch nicht zugänglich; unersetzliche Erstlingsdrucke, Noten und Handschriften waren zudem in einem Ausweichlager abgebrannt.

100 Listen in: StAL - VA 1 - 2718

„vor und nach der Bereinigung“ 12.000 bzw. 8.000 Bücher.¹⁰¹ Die ‚Landeszeitung‘ berichtete unter dem Titel „Säuberung der Büchereien“: „Die Resultate der Sichtung zeigen, wie tief diese Propaganda in alle Gebiete der Bücher eingedrungen war“; man könne sich das Ziel der „Überwindung des Hasses und Hochmuts gegenüber anderen Nationen“ zu eigen machen ebenso wie den „Verzicht auf die blinde und überhebliche Abschließung und Isolierung“ Deutschlands. Aber Darstellungen zu Persönlichkeiten wie etwa Bismarck und Friedrich den Großen dürften nicht unterdrückt werden, gehörten sie doch „nun einmal der Geschichte Deutschlands“ an. In einem weiteren Artikel mahnte die Zeitung zum Thema „Verbotene Literatur“ zu „Toleranz und Vorsicht“, nachdem die Deutsche Bücherei in Leipzig umfassende Verzeichnisse auszusondernder Literatur aufgestellt habe. Es sei ratsam, eher auch mal Fragen offen zu lassen, „als endgültige Verdikte zu schaffen“, selbst wenn die „Totenliste“ zuweilen an ein „literarisches Kuriositätenkabinett“ erinnere.¹⁰² Ganz in diesem Sinne rief denn auch der hannoversche Minister für Kunst, Wissenschaft u. Volksbildung im August 1946 die Oberkreisdirektoren auf, bei der „Säuberung der deutschen Büchereien“ „fair“, „sachlich, wohlwollend-abwägend“ und ohne Bevormundung entsprechend „der demokratischen Selbstverantwortung“ vorzugehen. Im Gegensatz zur russischen und auch französischen Zone sei eine „schwarze Liste“ von britischer Seite „weder erwähnt noch gefordert“ worden.¹⁰³ Auch die Staatliche Büchereistelle in Hannover empfahl den örtlichen Verantwortlichen, bei der „Durchführung der Säuberung“ zwar einerseits den „britischen Anordnungen weitgehendst zu genügen“, aber andererseits „auch unsere Interessen zu wahren, etwaigen lächerlichen Übereifer und unwürdige Angst zu steuern“.¹⁰⁴ Solcherlei deutsche Stellungnahmen sind dabei vor dem Hintergrund zu sehen, daß noch – oder auch: erst – ein Jahr nach Kriegsende der Alliierte Kontrollrat in Berlin mit Befehl Nr. 4 die „Einziehung von Literatur und Werken nationalsozialistischen und militaristischen Charakters“ „zwecks Vernichtung“ angeordnet hatte.¹⁰⁵ Ausgerechnet den Leiter der Lüneburger Ratsbücherei traf es nun auch persönlich – und das nicht zum ersten Mal, hatten doch bereits die NS-Machthaber bei der Veröffentlichung seines zweibändigen Werkes „Geschichte der Stadt Lüneburg“ 1933 dafür gesorgt, daß das Kapitel über die Juden in Lüneburg der Zensur zum Opfer fiel und aus den fertigen Drucken herausgenommen werden mußte. Jetzt, am 6. Mai 1946, ordnete Oberstlt. Harper, HQ Mil.Reg. SK & LK Lüneburg, in seiner Ver-

101 MR – Obstlt. Harper – an Landrat und OB Lüneburg, 13. 3. 1946 und Ratsbücherei an OB 30. 3. 1946, in: StAL - VA 1 - 2717

102 Beide LZ-Artikel (Anfang März und 2. 7. 1946) als Presseauschnitte in: StAL - VA 1 - 2718. Bei der Zahl aussortierter Bücher in Lüneburg notierte die LZ nur ein Viertel, also 3.000 von 12.000 .

103 Minister/Hannover an Regierungspräsident Lüneburg, 27. 8. 1946, in: StAL - VA 1 - 2718

104 Staatl. Büchereistelle für das Land Hannover, 1. 4. 1946, in: StAL - VA 1 - 2718 . – Noch im Oktober 1947 bat ein Lüneburger Bürger die Ratsbücherei, den Roman „Der Stein im Acker“ von Heinrich Eckmann wegen Verherrlichung des NS „auszureihen“. Das Buch wurde „sofort kassiert“. Vgl. Briefwechsel W.M. / Ratsbücherei v. 9. u. 13. 10. 1947, in: StAL - VA 1 - 2717.

105 Befehl Nr. 4 v. 13. Mai 1946, in: StAL - VA 1 - 2718

fügung an den Oberbürgermeister zur eingereichten 5. Liste der Ratsbücherei an, das Werk Wilhelm Reineckes als der einzigen Geschichte der Stadt Lüneburg könne „im Umlauf bleiben, sofern die letzten Kapitel, die in gewissem Umfang ein Lob Hitlers enthalten, aus allen Bänden entfernt werden“. Zwölf Tage später meldete die Ratsbücherei den Vollzug.¹⁰⁶

e) Museum

Seit April 1891 betrieben der Museumsverein und der Naturwissenschaftliche Verein für das Fürstentum Lüneburg gemeinsam das neuerbaute Museum an der Wandrahmstraße 10.¹⁰⁷ Mit Erweiterungsbauten von 1907 (dem sogenannten Krügerbau) und 1913, dem Erwerb des Gebäudes der Freimaurerloge an der Hindenburgstraße 22 und dem 1938 hierher erfolgten Umzug der naturwissenschaftlichen Abteilung sowie weiteren Ausbauten konnte das Museum zu Beginn des 2. Weltkrieges über Räumlichkeiten mit einer Gesamtnutzfläche von 3.700 qm verfügen. Der Bombenangriff auf den Lüneburger Bahnhof am 22.2.1945 jedoch hatte für das Museum jahrelang verheerende Folgen. Die Bomben, die an diesem Tage ihr eigentliches Ziel verfehlt hatten, zerstörten zahlreiche Gebäude in Wilschenbruch, im Roten Feld und die Wohnhäuser der damaligen Wandrahmstraße zwischen „Scharff-Kreuzung“ und Museum. Letzteres blieb südlich des Treppenhauses nur noch eine Ruine, deren Dachziegel von der Stadtverwaltung zur Ausschlichtung freigegeben wurden, da man von einem Totalverlust ausging. 15 Personen fanden im Restgebäude Ersatzwohnungen. Die Sammlungen lagen offen. Bereits während des Krieges waren besonders wertvolle Ausstellungstücke in besondere Schutzräume innerhalb wie auch außerhalb der Stadt ausgelagert worden, wobei allerdings gerade auch unter diesen, so in Ziegeleibrennöfen in Rettmer und in Adendorf, die Verluste durch Brand oder Diebstahl besonders hoch waren. Prof. Dr. Wilhelm Reinecke (1866–1952), hochverdienter Museumsdirektor und zugleich Stadtarchivar und Leiter der Ratsbücherei, wohnte im Museum und vermochte es mit wenigen Helfern erst im Oktober 1948 wieder eine Dauerausstellung zu installieren. In der nur notdürftigst bedachten Ruine konnte somit von einem Museumsbetrieb im eigentlichen Sinne zunächst keine Rede sein. Der Museumsverein selber erhielt für das Jahr 1946 statt der beantragten

106 Vorgang in: StAL - VA 1 - 2818 : 1.) Ratsbücherei, Dipl.-Bibliothekarin Pein, an MR, 23.8.1945, betr. Bücherliste I, mit der Bitte, u.a. Reineckes Werk freizugeben, unter Hinweis auf die 1933 erfolgte Zensur der Seiten 591–596. – 2.) MR an OB, 6.5.1946, betr. 5. Liste vom 2.4.1946. – Eine präzise Seitenangabe fehlt hier, auch wenn vermutet werden darf, daß speziell S. 599 gemeint war. – 3.) Ratsbücherei an MR, 18.5.1946: „das beanstandete letzte Kapitel ... (ist) aus allen Exemplaren entfernt worden“.

Vgl. hierzu in abwägenden Worten: Gerhard Körner im „Vorwort zur Neuauflage“, 1977. Ebenso: Helmut C. Pleß, in LZ v. 4.1.1977 u. 21.6.1977 und Lüneburger Monatsspiegel Nr. 3/1993, S. 8ff.

107 Zum folg. vgl. W.R. (= Wilhelm Reinecke), Museumsverein und Museum. I. Krieg und Nachkriegszeit. II. G.W. (= Georg Winter), Im Wiederaufbau. In: Lüneburger Blätter, hrsg. v. Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg, H. 1/ Lüneburg 1950, S. 76ff. – Gerhard Körner, Das Museum in Lüneburg. Denkschrift über die Notwendigkeit des Wiederaufbaus. Lüneburg 1961. – Vermerk des städtischen Kulturamtes über die Zuschüsse an den Museumsverein, 5.11.1946, in: StAL - VA 1 - 2326/1.



Bombenschäden am Museum - aus: Sammlg. Boldt

800,-- RM einen städtischen Verwaltungskostenzuschuß in Höhe von 640,-- RM, da die Militärregierung der Stadt eine 20%ige Einsparung an Haushaltsmitteln vorgeschrieben hatte. Die Mitgliederzahl stieg aber durch die ständigen Bemühungen um Raumgewinn und Erweiterung von Ausstellungsmöglichkeiten von 200 im Jahr 1945 auf über 700 in den 1960er Jahren, als der neue Anbau des Architekten Dr.-Ing. Joachim Matthaei seinen Anlauf nahm, um schließlich 1970 vollendet zu werden. Erst ab 2010 ergaben sich neue Perspektiven eines erweiterten Museums auf dem von Bomben heimgesuchten Grundstück.

f) Universitätswoche

Nachdem die Universität Göttingen als erste Hochschule in der britischen Zone am 17. September und die Universität Hamburg am 6. November 1945 ihren Vorlesungsbetrieb wieder aufgenommen hatten, viele Studienanfänger aufgrund der Kriegsverhältnisse aber kein vollgültiges Reifezeugnis besaßen, konnten nunmehr unter anderem auch in Lüneburg an den Oberschulen Vorbereitungskurse zum Studium hinführen.¹⁰⁸ Daraufhin wandte sich Oberbürgermeister Bockelmann an seinen Göttinger Kollegen und bat ihn um Vermittlung eines Gesprächs mit

¹⁰⁸ Vgl. LP v. 31.8.1945, S. 4 u. 23.10.1945, S. 1.

dem ihm unbekanntem Rektor der Universität, um „trotz der materiellen Schwierigkeiten in diesem Winter“ zusammen mit Göttinger Professoren „wie in früherer Zeit“¹⁰⁹ Hochschulwochen in Lüneburg zu organisieren. „Der neue Direktor des Johanneums, Dr. Höpken, der auf besondere Empfehlung von Staatsminister Grimme eingestellt worden sei“, stehe auch zur Verfügung. Bereits eine Woche später bedankte sich Bockelmann für die „sehr anregenden“ Gespräche mit den Professoren Smend, Nohl und Brandi und beurteilte die „Aussichten für eine akademische Woche in Lüneburg im Laufe des Februar als günstig“.¹¹⁰ Tatsächlich dauerte es dann doch noch bis zum 7. April 1946, als mit feierlichen Ansprachen durch Oberstleutnant Harper und Oberbürgermeister Bockelmann die „Hochschulwoche in Lüneburg“ eröffnet wurde. Elf Vorlesungen an sechs Tagen handelten über J. S. Bachs Messe in h-moll, Probleme der modernen Physik und Biologie, Wiederaufbau und Baupläne von Städten, Staatsbürgerrechte, Schillers Lyrik, Albrecht Dürer, das Weltall, den christlichen Glauben und „die ethisch-pädagogische Lage der Gegenwart“. Die ‚Landeszeitung‘ berichtete in hohem Ton: „Die Beschäftigung mit geistigen Dingen war der breiten Masse des deutschen Volkes in den vergangenen Jahren mehr und mehr fremd und im Kriege aus Zeitmangel und durch Fliegerangriffe so gut wie unmöglich geworden. Aus diesen Gründen herrscht heute in weiten Kreisen des deutschen Volkes ein Hunger nach geistigen Dingen, zumal sehr viele ihre Bücher und Radiogeräte verloren haben. Diesen geistigen Hunger zu stillen, war Sinn der Lüneburger Hochschulwoche, die von Mitgliedern der Göttinger Dozentenschaft abgehalten wurde“.¹¹¹ Zur Realisierung solcher Vorstellungen hatte die Stadt alles unternommen, um z. B. den Dozenten „eine markenfreie Ernährung“ zuzusichern, da auch diesen „eine Woche lang ausserhalb von der Lebensmittelkarte zu leben“ nicht möglich erschien. In der Sitzung des Kulturausschusses vom 22.3.1946 waren Einheitspreise von je 5 RM, bei einer Gesamtkarte für 25 RM beschlossen wurden und „zur Sicherstellung der Finanzierung soll eine Garantie gezeichnet werden. Die Mitglieder des Ausschusses verpflichten sich sämtlich, je 200 RM zu zeichnen“.¹¹² Noch im Nachhinein

109 Tatsächlich war im Jahr 1924 vom „Universitätsbund Göttingen“ einmalig eine „Universitätswoche in Lüneburg“ veranstaltet worden. – Vgl. Uta Reinhardt, Lüneburg zwischen Erstem Weltkrieg und Drittem Reich. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte, Bd. 54, 1982, S. 119. – Elmar Peter, Lüneburg – Geschichte einer 1000jährigen Stadt. Lüneburg 1999, S. 457.

110 Schreiben OB Lüneburg an OB Göttingen v. 30.10.1945 u. 6.11.1945, in: StAL - VA 1 - 2178/1. – Vgl. auch Protokoll der 1. Sitzung des Kulturausschusses v. 29.10.1945, in: StAL - VA 1 - 327. – Oberstudiendirektor Dr. Eduard Höpken leitete das Johanneum vom 1. Oktober 1945 bis 30. September 1952. – Zu den Unterrichtsbedingungen und zur Lehrerschaft ab 1945 vgl.: Das Johanneum zu Lüneburg in Vergangenheit und Gegenwart. Festschrift zum 550jährigen Bestehen der Anstalt, Lüneburg 1956, S. 49ff. – Prof. Dr. Rudolf Smend (1882–1975), Staats- u. Kirchenrechtler, war erster Nachkriegsrektor der Universität Göttingen. – Prof. Dr. Herman Nohl (1879–1960) vertrat die Fächer Pädagogik und Philosophie 1920–37 und 1945–49 in Göttingen. – Prof. Diez Brandi (1901–85) war Architekt in Göttingen.

111 LZ v. 16.4.1946, S. 4. – Programm in: LZ v. 2.4.1946

112 Schreiben Prof. Nohl an OB, 11.3.1946; Mitglieder des Kulturausschusses: OB, J. Groth, Dr. E. Höpken, Lehrer K. Heine, Buchhändler W. Delbanco, Dr. G. Mackensen, Stud.rat W. Grebenstein.

bat der Oberstadtdirektor Professor Nohl um Verständnis, daß ein erzielter Überschuß über die Honorare hinaus den Professoren nicht ausgezahlt werden könne, da aufgrund eines Beschlusses des Kulturausschusses der Überschuß verwendet werden müsse für den Theaterfond, nachdem „die Stadt Lüneburg auf Anordnung der Militär-Regierung gezwungen ist, das bisher von einem Privatunternehmer betriebene Metropol-Theater als städtische Bühne zu übernehmen“; dazu seien „erhebliche Mittel“ erforderlich.¹¹³

Der Erfolg der Lüneburger Universitätswoche sollte über Jahrzehnte anhalten, in denen zunächst das Gymnasium Johanneum, später das der Herderschule die Federführung im Auftrag der Stadt übernahmen – und dies sehr bald auch nicht nur mit Göttinger Dozenten –, bevor die Hochschule bzw. Universität Lüneburg die verantwortliche Organisation übernahm. Mit Gründung der neuen Pädagogischen Hochschule in Lüneburg war an die hier seit 1850 bestehende Lehrerbildungsanstalt angeknüpft worden und Vertreter der Provinzialregierung in Hannover sowie der Militärregierung eröffneten im ‚Fürstensaal‘ des Rathauses am 3. Mai 1946 feierlich das erste Semester. Major Aitken-Davies unterließ es nicht darauf hinzuweisen, daß „persönliche Verantwortung für alle Handlungen des Staates, selbständige Gedanken über die Politik unveräußerliche Teile der Demokratie (sind)“; nach der „furchtbaren Epoche des Despotismus“ müßten nunmehr die Lehrer mit dem „Experiment der Demokratie beginnen“, „für die Freiheit zu kämpfen“ und Verantwortung übernehmen.¹¹⁴

g) Volkshochschule

Am 29. September 1945 regte die Militärregierung in einem Schreiben an den Oberbürgermeister die Wiedereröffnung eines „Erwachsenenfortbildungswesens“ an. Die örtlichen Interessengruppen sollten einen Ausschuß bilden, der Vorschläge bezüglich der Lehrer und der Organisation machen sollte. Vorgeschlagene Namen sollten – selbstverständlich – zusammen mit ihren Fragebögen dem Hauptquartier zur Genehmigung vorgelegt werden. Einen Monat später machte der OB erste Namensvorschläge: Dr. Eduard Höpken (Oberstudiendirektor am Johanneum), Karl Salisch (stellvertr. Direktor der städtischen Berufsschule), Otto Boetzing (Leiter der Rektorenkonferenz), Wilhelm Fressel (IHK-Präsident), Heinrich Eggers (Präsident der Handwerkskammer). Zwei Wochen später ergänzte er die Vorschläge: Lehrer Karl Heine und Gewerbeoberlehrerin Mathilde Hansen. Inhaltlich schlug der OB vor: englische Sprachkurse, technische Kurse, Bankfachkurse, Rechnen- u. Buchführungskurse, Zeichen- u. Malkurse, Stenografie- u. Schreibmaschinenkurse.¹¹⁵

In: StAL - VA 1 - 2178/1

113 Bockelmann an Prof. Nohl, 8. 5. 1946, in: ebda.

114 LZ v. 7. 5. 1946, S. 3. – Bis 1954 nutzte die PH Räume in der „Schule III Im Grimm“. In der Provinz Hannover wurden außer in Lüneburg PHs in Göttingen, Alfeld, Hannover und Celle begründet. Vgl. LZ v. 16. 4. 1946, S. 4. – Vgl. auch: 40 Jahre Hochschule Lüneburg 1946–1986. Hrsg. Der Rektor. Lüneburg 1986, 257 S.

115 MR – Hpt. Clarke – an OB, 29. 9. 1945 und OB an MR, 27. 10. u. 14. 11. 1945, in: StAL - VA 1 - 2273

Wiederum 14 Tage später wandte sich nachvollziehend auch der Oberpräsident der Provinz Hannover, Hauptabteilung Kultus, Abteilung für Berufs- u. Erwachsenenbildung, an den Lüneburger Bürgermeister mit einem dreiseitigen „Vorschlag für den Aufbau der Erwachsenenbildung“: „Die Menschen unserer Zeit sind – als Ergebnis der Nazi-Herrschaft – dem Geistigen entwöhnt und entfremdet, richtungslos und seelisch heimatlos. Sie müssen zu innerer Besinnung und klarer Entscheidung angeleitet werden ... Die unerläßliche demokratische Durchdringung unseres gesamten öffentlichen Lebens“ sei erforderlich. Die Erwachsenenbildung könne „nicht befohlen werden. Sie setzt Freiheit voraus, aber auf sich allein gestellt, könne sie „nicht zugleich in die Breite und in die Tiefe wirken“, daher sei „eine freie, jedoch staatlich geförderte Erwachsenenbildung“ nötig. Man solle anknüpfen an die Erfahrungen der Jahre 1918–1933, die „viel Bemerkenswertes über Aufgaben, Inhalt und Methode schulischer Betreuung Erwachsener gezeitigt“ hätten.¹¹⁶ Ohne zu stark zu betonen, daß jener Kultusbeamte ganz offensichtlich seine Lektion gelernt hatte, gelang es der Stadtverwaltung bereits bis Ende Januar 1946 einen Beschluß der Stadtvertretung zur Bildung eines „Ausschusses für das Erwachsenen-Fortbildungswesen“ herbeizuführen, in den zusätzlich das Magistratsmitglied Dr. Kurt Höbold und Gewerbeoberlehrer Heinrich Brunswick berufen wurden. Nachdem die Militärregierung erneut ihre Zustimmung zur Ernennung aller in Erziehungsstätten tätigen Personen angemahnt hatte, konnte der Oberbürgermeister erleichtert vermerken, daß die Kurse genehmigt seien.¹¹⁷ Im Entwurf der „Bekanntmachung über Erwachsenen-Fortbildung“ wurde betont: „Die schwierigen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse fordern zwingend, alle in unserem Volke ruhenden Kräfte zum Wiederaufbau unseres Vaterlandes zu wecken und zu fördern. Jeder Deutsche muß sich der Pflicht zu dieser Mitarbeit voll bewußt sein. Arbeitswillige, arbeitsfreudige und arbeitstüchtige Menschen fordert die Not der Zeit, und hier will das Erwachsenen-Fortbildungswerk helfend eingreifen und Lücken, die im Wissen und Können während des Kriegs entstanden sind, ausfüllen.“ Angeboten wurden Kurse wie: Entwerfendes Zeichnen, Rechtschreibung, Rechnen für Handwerkslehrlinge, Buchführung, Stenografie, Technisches Zeichnen, Mathematik.¹¹⁸ Von 12 angemeldeten Kursen fanden im März 1946 10 Kurse mit 9 Lehrkräften und ca. 600 Teilnehmern jeweils in den Abendstunden (nach 18 Uhr) in den Räumen der Berufsschule (An der Münze 7) statt. Im folgenden Monat gab es nur geringfügige Verschiebungen bei insgesamt 13 laufenden Kursen.¹¹⁹ Terminologisch nutzte z. B. der Leiter der Rektorenkonferenz zwar noch den „alten“ Begriff „Volkshochschule für Erwachsene“, aber mit Kurs- und Personalvorschlägen einer neuen Volkshochschule beschleunigte

116 Oberpräs. an Bgm., 4.12.1945, in: ebda.

117 Beschluß der Stadtvertretung v. 30.1.1946; Bericht des OB an MR v. 20.2.1946 (mit handschriftl. Vermerk: „Die Kurse wurden gem. Vfg. der Mil. Reg. v. 9. III. 46 genehmigt“), in: ebda.

118 Bekanntmachung des OB, 28.2.1946, in: ebda.

119 Vgl. Berichte der Stadtverwaltung an Bezirksausschuß für Erwachsenenbildung v. 21.3.46 u. 16.4.46, in: ebda. Vgl. auch LZ v. 15.3.46, S. 2

er eine Entwicklung, die auch der Journalist Eberhard Tilgner mit einem, wie er dem Oberbürgermeister von sich selber schrieb, „sicheren Blick für die Zeit und ihre Erfordernisse“ zu befördern suchte.¹²⁰ Im Laufe der Monate Mai und Juni 1946 stabilisierten sich die Teilnehmerzahlen für „Arbeitsgemeinschaften im Rahmen der Volkshochschule“, die jetzt mit „klassischen“ Themen wie Kunstgeschichte, Chemie, Biologie, Geologie Lüneburgs oder Musik fortbilden wollten. Zudem verlangte die Militärregierung auch Kurse für entwaffnetes Personal in Dienstgruppen und Lazaretten. Für den 5. Juni 1946 wurde die Eröffnung der VHS mit einem Vortrag zum Thema „England und Deutschland in der neueren Geschichte“ von Dr. Hermann Gackenholz (PH Lüneburg) angekündigt¹²¹, doch dauerte dann doch noch die offizielle Eröffnung der VHS bis zum 29. September 1946 – genau 1 Jahr nach der ersten britischen Initiative – mit einem Vortrag zu Gerhart Hauptmann von Dr. Robert Brendel.¹²² Ein voller VHS-Plan zum Herbst 1946 bot 14 Arbeitsgemeinschaften, 2 Vorträge, diverse Stadtführungen, englische Sprachkurse und 22 Berufsfördernde Kurse an.¹²³ Der Beginn einer langjährigen Tradition¹²⁴, die viel Wandel, aber eben auch Erfolge und Zufriedenheiten bei tausenden Teilnehmern zeitigte.

h) Schulen

Es kann nicht verwundern, daß auch die Schulen in den Blick der Militärregierung genommen wurden, um dem Anspruch einer „Erziehung zur Freiheit“ zu entsprechen. Zunächst wurden bereits im Juni 1945 unter Strafandrohung alle Eltern aufgerufen, Schulbücher, „die nach 1933 im Gebrauch waren“ ebenso wie diejenigen, „die von 1919 bis 1933 benutzt worden sind“, abzuliefern. Sammelstellen waren die Schulen, die Ratsbücherei und Wohnungen einzelner Lehrer.¹²⁵ Für den Stadtkreis Lüneburg wurde vom Regierungspräsidenten auf Anordnung der Militärregierung zunächst kommissarisch der 1933 zum Dorfschullehrer degradierte Lehrer Bruno Schüttau wieder zum Schulrat ab 9.7.1945 ernannt.¹²⁶ Gut einen Monat danach wurde er zum Oberregierungsrat befördert und war nunmehr zuständig für die Volks- und Mittelschulen im Regierungsbezirk. „Auf den Trümmern in Selbst- und Zeiter-

120 Vgl. Boetzingen an OB, 20.1.1946 und E. Tilgner an OB, 18.2.46, in: StAL - ebda.

121 Listen genehmigter Dozenten v. 3.5. u. 9.5.46 (darunter zahlreiche bekannte Lüneburger wie Prof. Reinecke, Prof. Wagner, Senior Meyer, Pastor Kügler, Organist Hoffmann, Dr. Welter); Vermerk OB v. 29.5.46, in: ebda.

122 Zu Brendel (1889–1947) vgl.: Uwe Plath, in: Ad multos annos. 175 Jahre Wilhelm-Raabe-Schule zu Lüneburg. Jubiläums-Festschrift. Lüneburg 2006, S. 89ff.; ders., in: Bürgerverein Lüneburg, Rot-Weiß-Blau Mappe 2010, S. 60–76. – Vgl. auch: Ursula Büttner, Die Not der Juden teilen. Christlich-jüdische Familien im Dritten Reich. Beispiel und Zeugnis des Schriftstellers Robert Brendel. 314 S., Hamburg 1988

123 VHS-Programm in: StAL - VA 1 - 2274

124 Vgl. Wilhelm Reinecke, Die Geschichte der Stadt Lüneburg, 1933, Bd. II, S. 585. – Die Geschichte der Volkshochschule Lüneburg 1919–2009, 68 S., im Internet: issuu.com/laukat/docs/buch_12_11_web. – Vgl. auch: Peter (wie Anm. 109), S. 441; Reinhardt (wie Anm. 109), S. 118

125 Amtsblatt des OB, Nr. 5, 16.6.1945, S. 1

126 RP an OB, 4.7.45, in: StAL - VA 1 - 1582

kenntnis“ galt ihm nun, „zu einem neuen Anfang (zu) kommen“.¹²⁷ Materielle und geistige Not galt es zu überwinden: der Mangel an Schulräumen, Sitzgelegenheiten, Wasch-, Trink- und Toilettenanlagen sowie Heizmaterial war ebenso zu beklagen wie der an Lehr- und Lernmitteln. Stundenpläne konnten nicht mehr „normal“ gestaltet werden und die Wiedergewöhnung an regelmäßigen Unterricht, Sauberkeit und gutes Betragen sah der neue Schulrat als wichtige Aufgaben für Schule und Elternhaus an. Eine HJ-typische Überheblichkeit habe zu „allgemeiner Ehrfurchtslosigkeit“ geführt. Die Unterstützung der Eltern sei bei dem mühseligen Anfang der Schularbeit wieder dringend nötig.¹²⁸ Auf Weisung der Militärregierung waren Elternbeiräte an den Schulen zu errichten und ebenso beschließende Schulausschüsse „im Zuge einer Rückkehr zu demokratischen Grundsätzen innerhalb der Gemeindeverwaltung“¹²⁹. Ab 1. September wurde in den meisten Volksschulen wieder Unterricht mit täglich 2 Stunden erteilt, wenn auch die Raumnot dazu zwang, dies in 3 Schichten zu tun. Einige Gebäude mußten weiterhin als Lazarette dienen, darunter die „Hilfsschule“ an der Johanniskirche für Typhusranke. Wirtschaftliche und soziale Gründe führte der Leiter der Rektorenkonferenz an, um vorrangig die oberen Klassen (7. und 8. Klasse) zu beschulen, denn „Handwerker und Geschäftskreise erwarten mit Recht eine zureichende Schulvorbildung der jungen Mitarbeiter“. Auch sollten „aus sachlichen und menschlichen Gründen“ die Kinder von Flüchtlingen und ausgebombter Hamburger „in der gleichen Weise wie die der Lüneburger Stammschulen“ Unterricht erhalten. Daher sei die Raum- und Heizmaterialnot erst recht zu beseitigen.¹³⁰ Im Regierungsbezirk war „für dreißig bis vierzig Prozent mehr Kinder zu sorgen als vor dem Krieg“¹³¹. Per 1. November 1945 zählten die 8 Lüneburger Volksschulen insgesamt 5.591 Schüler bei 121 Klassen und 51 zugelassenen Lehrkräften. Die Einschulung der Anfänger mußte bis Ostern 1946 hinausgeschoben werden; bis dahin waren 1.591 Kinder noch ohne Unterricht. Auch Schulspeisung für bedürftige Kinder wurde erst dann möglich.¹³² Anfang 1946 zeigte – auch der „Verwahrlosung der Jugendlichen“ wegen – sich der Oberbürgermeister zufrieden¹³³, daß nun wieder sämtliche Volksschulen, die Mittelschule (Am Graalwall) und die beiden Höheren Schulen, obgleich verkürzt, Unterricht erteilen konnten. Das Johanneum aber mußte noch das Gebäude mit der Wilhelm-Raabe-Schule teilen, da diese als Lazarett beschlagnahmt war. Seit Oktober hatte auch gymnasialer Unterricht stufen- und stundenweise wieder begonnen, allerdings auch in zahlreichen „Außenstellen“ wie

127 LP v. 21.8.45, S. 3

128 LP v. 14.8.45, S. 3: „Lüneburger Schulrat äußert sich zu Lehrproblemen“.

129 Stadtverwaltung an Minister Grimme beim Oberpräsidenten Hannover, 26.10.1945; OB an MR, 2.11.45 – in: StAL - VA 1 - 1586/1

130 Otto Boetzinger (Rektor der Volksschule II, Wilschenbrucher Weg) an OB, 16.9.45, in: StAL - VA 1 - 1596/1

131 LP v. 31.8.45, S. 1

132 Vgl. Boetzinger an OB, Bericht über die Lüneburger Volksschulen v. 1.11.1945, in: StAL - VA 1 - 1596/1. – Zur Schulspeisung s. o. S. 200 u. Anm. 15

133 Vgl. LP v. 29.1.46, S. 7

etwa im Rathaus, in der Ratsbücherei, in Räumen des Eisenwerks oder der Firma Scheidemandel.¹³⁴ Insgesamt 146 Lehrkräfte unterrichteten nach Zählung des Schulamtes nun 4.778 Schulkinder an 8 Volksschulen, 653 an der Mittelschule und 1.449 an beiden Gymnasien.¹³⁵

Neben der materiellen Not ging es aber auch um die Frage, ob genügend Lehrer zur Verfügung standen. „Zu viele Lehrer sind aktive Nazis gewesen und mußten deswegen entlassen werden“, benannte die ‚Lüneburger Post‘ das Problem.¹³⁶ Um den Bedarf „unbelasteter“ Lehrer zu decken, forderten die Briten „Namenslisten von solchen Deutschen“, die eine „aktive Rolle in jeder Art nicht-nationalsozialistischer Erziehung gespielt haben“, und zwar auch solche „hervorragenden Pädagogen“, die etwa in der „Universitätserziehung, der Erwachsenenweiterbildung, der Erziehungstheorie“ gewirkt haben. Für die „Besetzung der Schlüsselposten in der Verwaltung, in den Kollegien der Lehrerausbildungsanstalten usw.“ seien „eingehende Nachforschungen“ seitens der Schulräte, Landräte und Oberbürgermeister erwünscht; der Regierungspräsident erwartete dazu „periodische Berichte“.¹³⁷ Die gewünschten Personalangaben fast aller Schulen wurden sodann nach „Zugehörigkeit der Lehrkräfte zur NSDAP (Nachweisung für die Militärregierung)“ dem städtischen Schulamt eingereicht.¹³⁸ Im Zuge dessen wurden Bewerber auf Studienratsstellen am Johanneum vom „Ausschuss zur politischen Bereinigung der Verwaltung“ (und zu dieser zählten personalpolitisch auch die städtischen Gymnasien) „aus grundsätzlichen Erwägungen (politischen)“ abgelehnt¹³⁹, wiewohl festgehalten wurde, daß „fast keine Bewerbungen eingehen, deren Absender nicht der Partei oder deren Gliederungen angehört haben“. Um den Schulbetrieb jedoch durchführen zu können, mußten die grundsätzlichen Erwägungen überdacht und „der bisher eingennommene Standpunkt (könne) nicht länger vertreten werden. Die Erfahrung habe

134 Vgl. Festschrift Johanneum (wie Anm. 110), S.49ff. und Festschrift Wilhelm-Raabe-Schule (wie Anm. 122), S. 98f. – Eine eingängige Schilderung der Umstände bei : Gertrud Köster, Unterrichtsbeginn nach dem Krieg. In: Wilhelm-Raabe-Schule 1831–1896. Erinnerungen. Hrsg. v. Uwe Plath, Lüneburg 1986, S. 27ff.

135 Schulamt, 17.1.1946, in: StAL - VA 1 - 1596/1. – Im März 1948 war die Schüler-Lehrer-Relation an den Gymnasien schon erheblich verbessert: 1.475 Schüler und jetzt 68 Lehrer (1946: 34).

136 LP v. 31. 8.45, S. 1

137 RP an OB, 4. 8. 45, in: StAL - VA 1 - 1572

138 Vgl. hdschr. Liste zum Johanneum v. 4. 6. 1945 und WRS u. a. Schulen in: StAL - VA 1 - 1702 und 1694.

139 So lt. Niederschrift des „Ausschusses zur politischen Bereinigung der Verwaltung“ vom 1.3.1946 (Mitglieder: Magistratsmitgl. Braune als Vorsitzender, OB Bockelmann, Bgm. Lange, Magistratsmitgl. Dr. Mackensen u. Richard Meyer, OStDir. Dr. Höpken als Berater), in: StAL - VA 1 - 1702; auch zum Folg. – Wie sehr Dr. Höpken auf politische Zuverlässigkeit seines Kollegiums achtete, macht noch eine Unterschriftenliste vom April 1951 deutlich, wonach die Lehrer eine Erklärung gem. Beschluß des Niedersächsischen Staatsministeriums zu unterzeichnen hatten, daß im öffentlichen Dienst nur Verwendung finde, „wer die verfassungsmäßigen Grundsätze des republikanischen, demokratischen und sozialen Rechtsstaates achtet“. Allerdings ist hier auf die inzwischen gewandelten politischen Verhältnisse im Zusammenhang mit dem „Kalten Krieg“ zu verweisen. Vgl. Erklärung und Schreiben Höpkins v. 10. 4. 1951, in: StAL - VA 1 - 1694

ihn (= den OB) gelehrt, dass ein Pg. nicht immer ein Nazi und ein Nicht-PG ein Nichtnazi sei. Es ist erforderlich, auch die Nicht-Parteigenossen einer eingehenden Prüfung zu unterziehen, hinsichtlich ihrer politischen und bei Lehrpersonen ihrer persönlichen Haltung“. Der Schulleiter verwies in diesem Fall auch auf Fälle an seiner Schule, die durchaus keine PGs gewesen seien, aber „Chauvinisten“ und früher wie heute „Meckerer“ seien und im Blick auf die Jugend, „die auf den rechten Weg gebracht werden soll“, als „absolute Versager“ zu betrachten seien. Der Not gehorchend wurden Bewerber, „die in politischer Hinsicht nach dem Fragebogen belastet“ waren, zunächst „auf Probe“ angestellt und zugleich wurde diese Entscheidung der Militärregierung mitgeteilt, „weil in politischer Hinsicht bessere Bewerber nicht vorhanden seien“. Die fachliche Überprüfung oblag dem Schulleiter, in Zweifelsfällen gemeinsam mit dem Oberbürgermeister bzw. Oberstadtdirektor. Der Direktor des Johanneums versuchte auch durch die Bildung eines Kuratoriums der „Verknöcherung des geistigen Lebens“ zu begegnen und den Ruf seiner „Erziehungsanstalt“ zu erhalten, in welchem neben ihm und dem Oberstadtdirektor 3 Männer und 2 Frauen, „die nicht dem Lehrberuf angehören, aber pädagogisch interessiert sind“, beratend tätig werden sollten; dazu sollten ausdrücklich auch personalpolitische Fragen gehören.¹⁴⁰

In einem fast ganzseitigen Artikel stellte sich die ‚Lüneburger Post‘ mit dem Abdruck einer Ansprache von Minister Adolf Grimme „Der Sinn der Erziehung“ auf die Seite der Erneuerer.¹⁴¹ „Auch im Reich der Pädagogik liegt vor uns ein Trümmerfeld“ ... „Wir und die deutsche Jugend mit uns dürfen nicht dem Nichts verfallen“ ... „Daß das Subjekt den Blick für seine Grenze verloren hatte, das ist die letzte Quelle unseres Unheils“ ... „Das ist der Zielsinn der Erziehung, daß diese Jugend weiß und dann nach diesem Wissen in die Welt hinein, sie umgestaltend, handelt: Mensch sein, ... sich selbst zu einer Sinngestalt zu formen, zur menschlichen Persönlichkeit“ ... „das Entsetzliche, was wir erlebten, nie, niemals wieder über uns hereinbricht ...“. Die noch Jahre andauernde Debatte um die Bekenntnisschule fand natürlich auch in Lüneburg statt.¹⁴² Im Mai 1946 stellte Grimme die neuen Schulstrukturen im dreigliedrigen System vor.¹⁴³ Für Jahrzehnte waren damit die Weichen gestellt.

V / Fazit: Kultur als politische Aufgabe

Fast zeitgleich mit der Ernennung Werner Bockelmanns zum Oberbürgermeister durch die britische Militärregierung zum 1. September 1945, der als Verwaltungschef

140 Vgl. „Skizze für die Bildung eines Kuratoriums des Johanneums“ von Dr. Höpken, 2.10.1946. Der Vorschlag stand bei der Stadtverwaltung mehrfach auf „Wiedervorlage“. In: StAL - VA 1 - 1586/2

141 Vgl. auch zum folg.: LP v. 20.11.1945, S. 4

142 Vgl. LZ v. 26.2.1946, S. 3

143 Vgl. LZ v. 14.5.1946, S. 2: „Die neue deutsche Schule“ – Mit dem Winterhalbjahr 1948 wurde schließlich auch an den Volks- und Mittelschulen im Regierungsbezirk Lüneburg der Geschichtsunterricht wieder zugelassen. Die Heimatgeschichte, aber auch „unangenehme Momente in der Geschichte des deutschen Volkes und anderer Völker (müssen) in ihrem wahren Licht gezeigt werden“ – LZ v. 8.10.1948, Presseauschnitt in: StAL - VA 1 - 1572

bzw. Oberstadtdirektor 10 Jahre lang die Geschicke der Stadt Lüneburg maßgeblich bestimmen sollte, war wenige Tage zuvor am 22. August ein Stadtausschuß berufen worden, der die Verwaltung und den Beirat des Magistrats unterstützen sollte „bis zu dem Zeitpunkt, da sie durch ein beschlußfähiges Bürgervorsteherkollegium, das aus allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlen hervorgegangen ist, ersetzt werden“. Neben dem Beirat, der „in höherem Grade verantwortlich an den Arbeiten der Stadtverwaltung“ teilzunehmen hatte, war die Ernennung des Stadtausschusses durch Major Tolley als „ein erster Schritt in demokratischer Richtung“ vom Chefredakteur der ‚Lüneburger Post‘ qualifiziert worden.¹⁴⁴ Anfang November hatten mit Genehmigung der Militärregierung auch erste öffentliche und Gründungsversammlungen einiger Parteien stattgefunden, obwohl die Mitglieder in Magistrat und Stadtausschuß noch keineswegs durchgehend parteipolitisch zuzuordnen waren. Noch bis zum Sommer 1946 gruppieren sich speziell die „Bürgerlichen“ in einer Liste „Senior Meyer“.¹⁴⁵ Mit der ersten Kommunalwahl am 13. 10. 1946 allerdings waren alle Parteien etabliert und im Rat der Stadt bildeten sich entsprechende Fraktionen. Der bereits am 20. 3. 1946 einstimmig zum Stadtpräsidenten gewählte Vorsitzende des Stadtausschusses, Ernst Braune/SPD, und sein Vertreter, Vize-Stadtpräsident Friedrich Franz/FDP (mit 28 Stimmen Mehrheit gegen 6 Stimmen für August Holländer/KPD gewählt), amtierten bis zum 22. 10. 1946. Dem gewählten Rat saß dann Ernst Braune als Oberbürgermeister vor und Werner Bockelmann amtierte im

144 LP v. 7. 9. 45, S. 3 – Mitglieder im Beirat waren: Dr. Kurt Höbold (1886–1963), Salinendirektor; Dr. Georg Mackensen (1885–1950), Handelskammer-Syndikus i. R., FDP-Ratsherr 1948–1950; Richard Meyer (1891–1981), Kaufmann (NLP/DP); Wilhelm Hillmer (1888–1961), Bürgervorsteher 1924–33, Kaufmann, Oberbürgermeister 1958–61 (SPD); Ernst Braune (1879–1954), Bauaufseher, Senator 1929, Oberbürgermeister 1946–49 (SPD). – Mitglieder im Stadtausschuß wurden: Pastor Oskar Meyer, Pastor Josef Sprenger, Prof. Dr. Wilhelm Reinecke, Kaufmann Jakob Groth, Schulrat Bruno Schüttau, Schriftleiter Ernst Riggert, Friseur Otto Schlie, Karl Marquardt, Geschäftsführer Erich Krause, Augenarzt Dr. Johannes Eicke, Rechtsanwalt Dr. Erich Dieckmann, Anna Vogeley, Arbeiter August Holländer, Anni Dingler, Sportlehrer W. Peters, Schuhmacher Hermann Saucke, Kaufmann Hermann Capell, Kaufmann Hugo Kronacher, Direktor Paul Kobisch, Kaufmann Gottlieb Scharff. – Wenige Tage später schieden aus „politischen Gründen“ (LP 11. 9. 45, S. 3) aus: W. Reinecke und H. Saucke. Neu berufen wurden: Kaufmann Friedrich Franz, Frau Brüning, Tischler Gustav Schuhmacher, Hermann Alexander, Heinrich Albers, Wilhelm Kröger, Maurerpolier Hermann Müller, Obermedizinalrat Dr. Tilmann Mathar, Willi Schad. – Ab der 3. Sitzung (25. 10. 45) wurden neu berufen: Maurermeister Ernst Raab, Alma Frie, Former Alfred Eggebrecht, Arbeiter Walter Nieber (vgl. LP 26. 10. 45, S. 7).

145 31. 7. 1946 – Liste der Fraktionen (in: StAL, 0007/1/1, Bd. 1): SPD (14) – Hillmer, Albers, Alexander, Benecke, Brüning, Krause, Kröger, Markwardt, Müller, Riggert, Schad, Schumacher, Vogeley, Vors. Braune; KPD (3) – Holländer, Nieber, Frie; Fraktion des Seniors Meyer (16) – Dr. Höbold, Barke, Capell, Dr. Mackensen, Rich. Meyer (NLP), Dr. Dieckmann, Franz, Groth, Kobisch, Kowaldt, Raab, Kronacher, Scharff, Schlachta (FDP), Sprenger (Christl. DP), Senior Meyer. – Die ersten demokratischen Wahlen zeitigten sodann folgende Ergebnisse: 13. 10. 1946 – Stadtkreiswahl (33 Ratsmitglieder): SPD 23, KPD 1, CDU 6, NLP 2, FDP 1 28. 11. 1948 – Ratswahlen (33 Sitze): SPD 14, KPD 2, CDU 6, DP 5, FDP 6

Zu diversen Parteiversammlungen vgl. u. a.: LP v. 2. 11. 45; 9. 11. 45; 13. 11. 45; 11. 12. 45; LZ v. 25. 1. 46. – Vgl. auch: Dirk Hansen, Politische Renaissance – 1945. Liberale in Lüneburg. In: Lüneburger Blätter, H. 32/2010, S. 215ff.

Sinne des von den Briten in ihrer Besatzungszone eingeführten „dualen Systems“ als Oberstadtdirektor. Bei seinem Amtsantritt wandte sich der Oberbürgermeister auch indirekt an die Besatzungsmacht: „Es wird Zeit, daß sich der Sieger auch wirklich als Befreier zeigt. Gebt uns mehr Bewegungsfreiheit, damit wir wirklich demokratisch arbeiten können!“¹⁴⁶

Mit der 3. Stadtausschusssitzung am 25.10.1945 bildeten sich etliche Unterausschüsse, um damit zum Ausdruck zu bringen, „dass eine wahrhafte Mitarbeit an den brennenden Fragen der Kommunalpolitik erst durch solche Ausschüsse wirklich ermöglicht“ werde. Dies galt der Öffentlichkeit als „nächster Schritt zur Demokratisierung“.¹⁴⁷ Neu war der Kulturausschuß, in den außer dem Oberbürgermeister der Musikbeauftragte, das Beiratsmitglied Dr. Mackensen, der Buchhändler Delbanco, Lehrer Karl Heine und Musikdirektor Dr. Pessenlehner berufen wurden; letzterer fungierte auch als Protokollführer. Bereits in ihrer ersten Sitzung (29. Oktober 1945) diskutierten die Herren an den Beispielen erster Konzerte, des Theaters wie auch der beabsichtigten Universitätswoche ihr Credo: „Verständigung, Versöhnung, Humanitas im weitesten Sinne“ sollen durch Musik und Wissenschaft „vertieft und auch erklärt werden“.¹⁴⁸ In den elf Sitzungen des Kulturausschusses bis zum Sommer 1947 – unter dem Vorsitz des Oberbürgermeisters, im Vertretungsfall auch des städtischen Musikbeauftragten – zieht sich wie ein roter Faden die Frage nach der Qualität der kulturellen Angebote. Ob es um die „künstlerische Höhe der Darbietungen“ im Metropol-Theater geht, ob außer Operetten auch Opern angeboten werden sollten, ob Gastspiele oder ein festes Ensemble an der „Lüneburger Bühne“ vorzuziehen seien, ob ein „Städtisches Konservatorium“ geschaffen werden könne, ob „Spitzenleistungen“ bei Einzelvorträgen durch den Kulturausschuß vereinbart werden, ob ein Oratorium in St. Nicolai den Ansprüchen genügt habe, ob mehr „volkstümliche Konzerte“ zu geben seien und die Kurmusik auszubauen sei, ob „ungerechte Kritik die Freude am Weiterarbeiten“ nehme, ob die Zusammenarbeit mit Landkreis und Gemeinden verbessert werden könne, ob die „Gründung eines Vereins als wirtschaftlicher Träger der Konzerte“, die Gründung eines Kulturrings oder eines „Lüneburger Heimatwerk e. V.“ als Zusammenschluß interessierter Vereinigungen und Einzelpersonen¹⁴⁹ anzustreben sei – immer standen Niveau und Klasse vor Masse und Kasse des städtischen Kulturangebots im Mittelpunkt der Erörterungen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß auch im Rathaus sehr wohl die Möglichkeiten breiteren Kulturlebens gesehen wurden (Filmtheater, 'Volksbücherei' in der Ratsbücherei, Volkshochschule, „volkstümliche“ Musik). Erstaunlicherweise aber fanden im Ausschuß kaum Finanzdebatten statt; dies wurde ganz überwiegend der Verwaltung (und dem Musikbeauftragten) überlassen.¹⁵⁰ Es sei denn – um ein Einzelbeispiel zu

146 LZ Nr. 82/ 1946 (Presseauschnitt in: StAL - VA 1 - 222/1)

147 LP v. 26. 10. 1945, S. 7

148 Protokoll v. 29. 10. 1945, in: StAL - VA 1 - 327

149 Vgl. Liste von 17 Institutionen und 18 Einzelpersonen, in: StAL - VA 1 - 2139

150 Vgl. Protokolle des KA vom 29. 10. 45 bis 25. 6. 47, in: StAL - VA 1 - 327

nennen – , es ging um die nahe Vergangenheit: empfahl die Stadtverwaltung den Austritt aus der Hoffmann-von-Fallersleben-Gesellschaft, da die „Notwendigkeit schärfster Sparmaßnahmen“ bestehe, beschloß der Ausschuß den Austritt aus der 1938 gegründeten Gesellschaft, der die Stadt zum 1.4.1943 mit einem Jahresbeitrag von 100,-- RM beigetreten war, „da es sich um eine von den Nazis ins Leben gerufene Gesellschaft handelt“.¹⁵¹ Das Selbstverständnis des Ausschusses stand ganz im Sinne ihrer Berufung. Der linksliberale LP/LZ-Chefredakteur, der mehrfach als Gast wie auch Ratsherr an den Sitzungen teilnahm, hatte in „Lüneburger Reflexionen“ im Oktober 1945 sein Verständnis einer „neuen Zeit“ formuliert: „Kunst ist einer der Wege zu vergegenwärtigter Vergangenheit. ... Eine unbewältigte Vergangenheit, ein ins Kleine gewendeter Blick sind hinderlich in einer Zeit, in der alle Fragen ins Weltweite reichen und es wichtiger als jemals ist, aus nationalistischen und lokalpatriotischen Winkeln herauszufinden zu umfassender Verantwortlichkeit“.¹⁵²

Wie hatte doch die Hauptabteilung Kultus beim Oberpräsidenten Hannover im November 1945 formuliert: „Die unerlässliche demokratische Durchdringung unseres gesamten öffentlichen Lebens, alle wirtschaftlichen wie politischen Selbstverwaltungskörper und nicht zuletzt die für erfolgreiches Wirken notwendige ‚demokratische Haltung‘ setzen bei ihren Trägern Bildung und Wissen, aber auch seelische Substanz voraus. Lebenserfahrung allein genügt nicht. ... Die Bevölkerung bedarf der seelischen Stärkung, des dem Kulturgute innewohnenden Trostes und der aus dem Geistigen kommenden Kraft“.¹⁵³ Für Lüneburger, und natürlich nicht nur für diese, war in jenen Nachkriegsmonaten vieles unendlich gleichzeitig-ungleichzeitig. Die Berichte etwa über den Bergen-Belsen-Prozeß ebenso wie die alltägliche Präsenz britischer Truppen und ehemaliger polnischer Zwangsarbeiter, das enge Nebeneinander von Einheimischen und Flüchtlingen, das Wiedererwachen verschütteter Toleranz eines „Nathan“ wie die Suche nach Zerstreuung, leichter Muse und heimatlicher Nähe, Filme wie „Männer müssen so sein“ und „Die Mörder sind unter uns“ (1946, von Wolfgang Staudte), die sture Verweigerung eines Blickes zurück ebenso wie die verzagende Unfähigkeit zur planenden Zukunftsgestaltung, aber eben auch die Bereitschaft und Fähigkeit, die Hoffnung und der Optimismus, „anpacken“ zu wollen und zu können – all das und darüber hinaus mag zu bedenken sein, wenn die Zäsur des 8. Mai 1945 auch für Lüneburgs Geschichte kein End-, aber eben auch nicht nur ein neuer Ausgangspunkt glücklicherer Jahre werden sollte.

Man wird sagen können, daß Lüneburg nicht nur wegen der vergleichsweise geringen unmittelbaren Kriegsschäden Glück hatte, sondern ebenso unter einer britischen Militärregierung, die – nicht zuletzt gerade auch im Unterschied, ja im Gegensatz zur unmittelbar benachbarten Besatzungsmacht jenseits der Elbe – hochanspruchsvoll

151 Vorgang, 24.4.1946, in: StAL - VA 1 - 2156

152 LP Nr. 18 v. 5. 10. 1945 – Chr. Ernst Riggert, *1902 †1977, war als ehemaliger Gewerkschaftsredakteur 1933 emigriert und nach Lagerhaft und Rückkehr von 1945/6 bis 1949 Chefredakteur der Lüneburger Post bzw. der Landeszeitung in Lüneburg.

153 Denkschrift in: StAL - VA 1 - 2273 – siehe oben S. 228 u. Anm. 116

voll zu Freiheit und Demokratie erziehen wollte und selber je länger, desto weniger gouvrenantenhaft auftrat. Die (Wieder-)Zulassung von Vereinigungen wie die der Freimaurer, die Förderung englisch-deutscher Diskussionsgruppen auf Schloß Elba vor den Toren der Stadt oder auch ein von der Militärregierung angesetztes Kinderfest auf dem Sportplatz Mönchsgarten können neben allen oben angeführten Ansätzen zum kulturellen Wiederaufbau als weitere Beispiele herangezogen werden.¹⁵⁴ Im Bereich des Sports fanden schon ab Sommer 1945 erste deutsch-englische „Begegnungen“ statt – im Fußball, Handball, beim Boxen oder in der Leichtathletik; zwischen Militärregierung und Vereinen wurde sehr bald der systematische Wiederaufbau des Sports vereinbart.¹⁵⁵ Lüneburgs tatkräftige „Männer der ersten Stunde“ im Beirat, im Stadtausschuß (hier mit 3 Frauen) und in der Verwaltung mit Oberbürgermeister Werner Bockelmann hatten mit Recht erkannt, daß die „harten Prüfungen des Krieges die Menschen empfänglicher gemacht haben für kulturelle Werte“¹⁵⁶ und der OB wie der Rat der Stadt erwiesen sich als willig und kompetent, Wege über die wirtschaftlichen und sozialen Nöte des Alltags hinaus zu eröffnen. Der „Hunger nach Kultur“ kompensierte nicht nur den realen und alltäglichen; er ebnete auch durch Teilhabe und Teilnahme die Wege zur Politik und Demokratie, die nun auch in Lüneburg die Chance der Bewährung erhielten. Die kleine Stadt in Nordostniedersachsen konnte sich insoweit durchaus als Beispiel der „geglückten Demokratie“ (Edgar Wolfrum¹⁵⁷) in deutscher Nachkriegsentwicklung begreifen.

154 Zu den Freimaurern vgl. MR an OB, 18.9.46, in: StAL - VA 1 - 1/1; zum Sportfest in Mönchsgarten (heute Gymnasium Herderschule) am 15.9.1945 vgl. Programm und Einladungen an städtische ‚Honoratioren‘, in: StAL - VA 1 - 7

155 Vgl. LZ-Serie „Lüneburgs Sport vor 60 Jahren“, in: LZ vom 11.7. bis 28.7.2005

156 Werner Bockelmann, Lüneburg – Die überbevölkertste Stadt der Provinz, in: LZ v. 29.1.1946, S. 2

157 Vgl. Edgar Wolfrum, Die geglückte Demokratie. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Stuttgart 2006

OTTO PUFFAHRT

Krugvaterschaft in Lüneburg 1739–1773

Es war früher üblich, Lehrlinge und Gesellen im Haushalt des Meisterbetriebes wohnlich unterzubringen und zu beköstigen. War dieser Haushalt bereits mit jungen Leuten besetzt, boten Gastwirte mit entsprechendem Zimmerangebot Wohnraum und Beköstigung an und entlasteten Meister von der Unterbringung bei ihm Beschäftigter. Ferner wurde die Gaststätte als Stammlokal für die Gesellen der jeweiligen Handwerksämter genutzt. Ein jedes hatte also „seine“ Herberge. Der Gastwirt, welcher nach alter Bezeichnung einen „Krug“ – also eine Gaststätte – betrieb, wurde so automatisch zum „Krugvater“, also Ansprechpartner der bei ihm logierenden Handwerksgesellen. Er übernahm die nicht leichte Aufgabe, für Ruhe und Ordnung zu sorgen und ging die Verpflichtung ein, gegenüber der Obrigkeit, – hier besonders die Stadtpolizei – aber auch den einzelnen Ämtern bzw. Gilden der Handwerkerzünfte als Verantwortlicher Rechenschaft abzulegen.

Junge Männer, mitunter vor Kraft und Übermut strotzend, konnten Probleme bereiten, wobei der Krugvater disziplinierend eingreifen musste. Konflikte gab es aber auch wegen schlechter Unterbringung, mangelhaften Essens, zu langer Arbeitszeiten und der weltanschaulichen Ansichten sowie gesellschaftlicher Herkünfte der Handwerksgesellen untereinander. Ferner war das gegenseitige Verständnis zwischen dem Krugvater, einem Erwachsenen, und den jungen Leuten nicht immer spannungsfrei. Hiervon soll im Folgenden berichtet werden.

Als Grundlage für diese Berichterstattung diente die Archivalie mit dem Titel: „Acta betr. die Handwerker-Herbergen und Krughäuser und die von den Krug-Vätern abzustattenden Eide 1739–1773“ mit der Signatur G 3a Nr. 17 aus dem Bestand „Gewerbe- und Gildesachen, Generalia“ im Stadtarchiv Lüneburg.

Wilhelm Reinecke widmet in seiner „Geschichte der Stadt Lüneburg“, 1. Band, S. 405–428 dem Handwerksleben ein eigenes Kapitel. (1) Jedoch ist seine Berichterstattung lediglich ein Kurzüberblick durch die Jahrhunderte. Sehr viel eingehender beschäftigte sich Eduard Bodemann mit dem Lüneburger Handwerk (2), was hier nur nachrichtlich bemerkt wird.

Über die Zeitläufe hinweg häuften sich landesweit so viele Beschwerden an, dass die damalige Landesregierung ein „Edict betr. Die Handwerks-Mißbräuche“ vom 16. September 1732 mit 15 ausführlichen Paragraphen erließ. Das Edikt war von Misstrauen gegenüber jeglichen Neuerungen, die aus den Kreisen der Handwerksgesellen entstehen konnten, geprägt. In vielen Fällen musste die obrigkeitliche Erlaubnis eingeholt werden. Kontrolliert wurden aber auch die Vorsteher der Handwerkszünfte, die Älterleute, was von der Stadtverwaltung, damals Senat genannt, aus

erfolgte. Mit dem Edikt sollte eine Vereinheitlichung der diesbezüglichen Vorschriften erfolgen.

Im Paragraph V des o. a. Ediktes wird ausgeführt, wenn sich ein Meister oder Geselle einer unerlaubten Handlung zu Schulden kommen lasse, es der Obrigkeit obliegt, ein Urteil zu fällen. Widerstandsbekundungen wie „zu schelten, zu schimpffen und zu schmähen“ war bei Strafe verboten.

Damals ging die Befürchtung um, von jungen Leuten, den Handwerksgesellen, könnten Rebellionen und Umstürze ausgehen. War dieses der Fall sind drastische Strafen verfügt worden. Auch aus heutiger Sicht vermeintliche harmlose Unzuträglichkeiten wie das Tragen eines Degens, das Austauschen von Handwerkergrüßen, Gebräuche unter den Gesellen und dergleichen mehr offenbarten Ängste der Obrigkeit und das Auslösen von Kontrollmechanismen.

In Paragraph XIV wird das mutwillige Verlassen des Dienstes aus einem Meisterbetrieb seitens des Handwerksburschen scharf verurteilt. Bei Nichteinhaltung der Vorschriften drohte die Landesregierung gar mit dem Abschaffen der Zünfte.

Die Schlüsselstellung des Krugvaters wurde von der Obrigkeit als wichtig für das eigene Interesse erkannt. Um diese Krugväter mehr an sich zu binden, war es geplant, diese folgenden Eid ablegen zu lassen:

„Formel eines der Ämter- oder Gilden Krugvaters Eydes.

Ich schwöre ein Eydt zu Gott und auf sein heyliges Wort, daß ich als Krugvater des Ambtes N.N. in allem darüber halten und nachkommen will, was desfalls in dem abgelaßenen Landesherrlichen Gilde-Reglement und Gildebrieve des Ambts der N.N. einem Krugvater obliegt in specie daß keine Gesellen nach 9 Uhr des Abends weiter nichts an Brandtwein, Wein, Bier oder Toback vorsezen, noch durch die Meinigen reichen laßen sondern die bey mir logirende frembde außer der Arbeit seyende Gesellen zu Bette, hingegen die bey einem Meister in Arbeit und Condition stehende Gesellen zu solcher Zeit nach ihres Meisters Hause zu gehen verweisen, auch denen Gesellen die also genannten Krug-Tage: Montags, Faßnacht und andere dergleichen zu leidigen Gesöff entstehenden Gelage zu der Meister Ungelegenheit und Versäumnis der unter Händen gehenden Arbeit zu halten, durchaus nicht verstaten, nicht minder, so bald ich es gewahr werde, daß die Gesellen unter sich einen Complotte welcher entweder einen Aufstand zu erregen oder aber aus ein oder anderen Partikulier-Werkstette aufstehen und ihren Meister aus der Arbeit zu nehmen, solches sofort stündlich der Obrigkeit und dem Policey-Ambte zu fernerer Verfügung anzeigen wolle, so wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum.“

Als es darum ging, im August 1739 vor den Lüneburger Senatoren Biel und J. C. von Töbing diesen Eid abzulegen, weigerten sich alle 38 vorgeladenen Brauer und somit Besitzer von Krügen, dem Wunsch der Senatoren nachzukommen: „... daß sie eine Krugvaterschaft auf sothane Bedingungen zu übernehmen nicht verlangten, weil es nicht möglich sey, denselben zu halten ...“ Bei dieser Gelegenheit wurden sie

ferner aufgefordert, gemäß der neuen Verordnung ihr Himten-Maß aus Metall anzuschaffen, wobei der Ältermann Hans Christoph Rathspiel für die interne Durchführung zu sorgen hatte.

Um 1734 existierten in Lüneburg 71 Brauhäuser, aber nicht jedes führte eine Gastwirtschaft.

Der Eid wurde zum Problem.

Bereits am 10. Juli 1739 hatte es im Gericht eine Zusammenkunft der in Lüneburg existierenden Krugväter gegeben. Erschienen waren damals Hartwig Joachim Soltau (Krugvater der Reepschläger und Zinngießer), Johann Cordes (Knopfmacher), Christoff Fastnauer (Buchbinder), Johann Joachim Niebuhr (Töpfer), Nicolaus Christian Thebel (Weißbäcker), Johann Christoff Putensen (Hutmacher) und Johann Hinrich Bohn (Riemer). Lediglich letzterer Bohn bat sich eine Bedenkzeit aus, aber die übrigen Krugväter waren nicht gewillt, den Eid zu leisten, wie „es die Nothdurft erfordert“. Deren Erklärung war „daß sie solchen Eyd unmöglich ablegen könnten, zumal sie solchen in allen Punkten zu halten oder zu erfüllen nicht vermögend wären, wie denn auch der Profit so important (wichtig) gar nicht wäre, daß sie ihr Gewissen mit neuem unmöglichen Eyd beschweren lassen sollten ... Zu den Verweigerern gehörten auch Gebhard Christoff Wolf (Krugvater der Stell- und Rademacher) und Hinrich Heuer (Beutler). Ihnen allen wurde mit dem Verlust der Krugvaterschaft gedroht, die Brauer Heuer und Wolf wollten es darauf ankommen lassen. Die Salztinnen-Böttcher und Eichenschiffer verfügten über keinen Krugvater, jedoch aber auch die Maurer (Hartwich Johann Soltau), die Zimmerleute (Hinrich Christoff Fastnauer), die Dichtbinder (Gebhard Christoff Wolf) und die Kleinbinder (Johann Ludewig Luft) befanden sich in der Obhut eines Krugvaters. Damals berichtete der Rat der Stadt Lüneburg an die Kämmereiverordneten von der ablehnenden Haltung der vorgeladenen Brauer. Diese argumentierten: „... weil ein jeder Hauß-Vater seine Privat-Verrichtungen hätte, daß er auf den Handwerks-Gesellen ihre Actiones nicht allemal die erforderliche Aufsicht tragen könne. Es wäre ohnedem bey der Krugvaterschaft gar kein Vortheil zu hoffen sondern nichts als Mühe, Verdruß und Ungelegenheit. Sie wollten lieber die Krug-Vaterschaft quittiren und niederlegen ...“

Späterhin wurde Brauer Christian Heinrich Dittmer, der den „Lichter-Krug“ besaß, separat aufgefordert, dem „Amts- und Gilde-Brief nachzuleben“ und den Eid abzulegen. Trotz Drohung, seine Konzession zu verlieren, weigerte er sich; wie die Senatoren Biehl und Lüders protokollieren mussten. Nun, Spitzeln und Denunzieren war die Sache der 38 Brauer offenbar nicht.

Da man in Lüneburg ratlos war, wandte sich der Rat am 29. August 1739 an die Landesregierung in Hannover. Man schilderte den Sachverhalt und betonte, daß die Krugväter als größtes Hemmnis den Umstand darin sahen „daß sie sich verpflichten sollen, denen Handwerker-Gesellen, so bey ihnen die Herberge halten, kein Bier nach 9 Uhr Abends reichen zu lassen ...“ Hier standen also wirtschaftliche Interes-

sen im Vordergrund. Das wird verständlich, wenn die Brauer aussagten: „... wenn sie ihnen (den Gesellen dies) versagen, dadurch nicht nach ihres Meisters Hause ... zu gehen genötiget werden, vielmehr nach einem anderen Brauhause sich verfügen und daselbst Bier für Geld finden können, wodurch denn der Krug-Vater nur die Unlust, eine Herberge für die wandernden Gesellen zu halten, behält; ein anderer Brauer aber den Genuß, sein Bier zu debitiren erhält ...“ Hingewiesen wurde noch auf die Städte Celle und Hannover, wo angeblich kein Krugvater-Eid abgefordert wurde.

In der Antwort aus Hannover wurde nun relativiert: auf die Eidesableistung wurde vorerst verzichtet, aber der Inhalt des Eides sowie die damit ergangene Verfügung war bekannt zu geben. Aufgrund ihres schon geleisteten Bürgereides waren auch die Brauer ohnehin verpflichtet, der Obrigkeit jede komplottmäßige Verbindung anzuzeigen, die Streiks oder das Verlassen des Meisterbetriebes zur Folge haben könnten. Bei dieser Gelegenheit mögen Meisterstücke, die zur Beurteilung nach Hannover gesandt wurden, so erklärte die Landesherrschaft nebenher, zuvor versiegelt werden. Die Meisterstücke waren Voraussetzung, um in den einzelnen Gilden bzw. Handwerksämtern in Lüneburg aufgenommen zu werden.

Es gab aber auch Versäumnisse seitens der Krugväter.

Im September 1752 beschäftigen sich die Senatoren v. Dassel und Panning mit der Eingabe des Tischler-Amtes. Die Meister und Gesellen des Tischler-Amtes waren sich einig, den bisherigen Krugvater Brauer Cordes zu verlassen und zu einem anderen zu wechseln. Ursache war „daß er verschiedene Unordnungen focirte, die Gesellen in der Nacht wegsitzen ließe, des Closters (St. Michaelis) Gesellen mit aufnehme und dadurch viele Schlägereyen veranlaßete, auch die Kranken nicht beherbergen und verpflegen wolle ...“ Daher wurde der Krug aufgekündigt, obwohl einige ältere Gesellen nichts gegen Cordes Verhalten vorbrachten. Diese Haltung entsprang dem Umstand, daß diesen von Cordes mehr Freiheit als bisher zugestanden wurde.

Da die Obrigkeit einem Krugwechsel zustimmen musste, erfolgte eine Untersuchung durch Befragen diverser Handwerksgehlen, die sich bei Cordes aufhielten.

Deren Antworten sind am 16. September 1752 in der „Schreibey“ der Stadt protokolliert worden und gaben eine ganz andere Wirklichkeit wider, als die offizielle Begründung hergab.

Geselle Johann Christoph Sponholtz: „... er hätte keine Klagen über den Krug-Vater, es ginge daselbst ordentlich und gut zu, erhalte was ihm zukäme ...“ Geselle Johann Petersen: „... er wäre erst 14 Tage hier, er hätte nichts darüber zu klagen, es gefiele ihm daselbst recht wohl ...“, Geselle Samuel Blum: „... er sey erst 14 Tage hier, er wüßte auch in der kurtzen Zeit nichts anzugeben, worüber er sich des Krugshalber zu beschweren hätte ...“, Geselle Nicolaus Friedrich Hammelberg: „... er sey 2 Jahr allhier, er wüßte keine Klage über den Krug-Vater zu führen ...“, Geselle Andreas Bauer: „er sey bereits ein Jahr allhier, er hätte keine Klage über seinen Krug-Vater zu führen, es ginge allda ordentlich und gut zu. Die Meister wollten zwar allerhand Beschwerden vorbringen, sie wären aber nicht begründet und sie würden dieselben

auch nimmer erweisen können ...“ Ähnliche Kommentare gaben auch die Gesellen Diedrich Wilhelm Bolsch, Friedrich Bormann, Arnold Manecke, Johann Heinrich Milde, Johann Heinrich Schultze, Joachim Nicolaus von der Heyde, Christian Hinrich Arnd, August Heinrich Hahlbüß, David Becker, Christian Gottlob Knoblauch, Christian Mentzel und Johann Georg Apelles von sich. Entweder wurde Druck auf die Gesellen ausgeübt, um ein gefälliges Ergebnis zu präsentieren oder die Vorwürfe waren konstruiert.

Die Gesellen wurden nach dem Verhör mit dem schriftlichen Vermerk von J. J. Büsch entlassen: „Da die Gesellen mit dem Krüge wohl zufrieden sind, so ist derselbe vor der Hand in Cordes Haus zu lassen und werden die Älterleute denen Meistern und Gesellen solches kund machen, auch den Krug-Vater anerkennen, die Closter-Tischlergesellen entweder gar nicht zu setzen oder doch dieselben in Zeiten nach Hause gehen zu lassen, wie denn auch Niemanden länger als die Policey-Ordnung es vorschreibt, Bier gezapft werden darf.“

Diesem Untersuchungsergebnis standen zuvor vom Tischleramt vorgebrachte schwere Beschuldigungen entgegen. Es ist wenig glaubhaft, dass diese vom Tenor her unrichtig waren. Daher gebietet es die Fairness, die schriftliche Beschwerde des Tischleramts vom 13. September 1752 zum Vergleich mitzuteilen: „... sehen wir uns höchst gemäßiget, wider den jetzigen Krug-Vater Herrn Cordes folgende Beschwerden zu führen:

Beschweren sich verschiedene Gesellen, daß sie, wenn sie gleich spät kommen und wenig vertrunken haben, dennoch mit denen anderen in die Zeche treten und eben so viel bezahlen müssen als diejenigen, welche früh gekommen sind und viel vertrunken haben. Dieses ist ein Mißbrauch, wodurch mancher guter Geselle verdorben und wieder seinen Willen zum Trunk verleitet wird. Dieses ist ein Mißbrauch, wodurch denen dem Gesoffe ergebenen Gesellen Gelegenheit gegeben wird nach Wohlgefallen zu schwelgen und zu saufen und denen, die keine Lust dazu haben, um ihr Geld zu bringen. Und obgleich solches von denen Herren Assessoribus (städt. Beamten) dem zeitigen Krug-Vater sehr ofte und vielmals verboten worden ist, so kehret derselbe sich doch daran nichts.

Wenn ein Junge zum Gesellen gemachet wird, so verlanget der zeitige Krug-Vater, daß derselbe von ihm Pfeife und Toback nehmen solle; da doch von uralten Zeiten her die Gewohnheit gewesen ist, daß ein Jeder solches hat holen lassen können, wo er gewollt. Wie denn auch bey solcher Handlung die Jungens auf ihre eigenen Kosten leichter anschaffen müssen.

Wenn ein Geselle krank wird, so können wir denselben auf die zeitige Herberge nicht bringen, weil der Krug-Vater sich weigert, zur Verpflegung des Patienten eine warme Stube herzugeben.

Ist von denen Herren Assessoribus dem Krug-Vater ernst – und nachdrücklich verboten worden, denen Gesellen des hiesigen Closter-Tischlers einiges Bier auszuschenken; allein er thut solches nicht nur dem ungeachtet sondern er gibt auch sogar am Fastel Abend denenselben Essen. Bey welcher Gelegenheit .. mit dem Clos-

ter-Tischler bekanntlich Streits und dermaßen heftige Schlägereyen vorkommen, daß wohl Mord und Todtschlag daraus entstehen könnte. Wie denn auch überhaupt der Krug-Vater die Gesellen untereinander auf der Diehle sich ungehindert raufen und schlagen läßt, welches er doch vermöge seiner Autorität verhindern sollte ...“

Diese Beschwerden veranlassten das Tischleramt, auf Veränderung in der Person des Krugvaters anzutragen. Als Ersatzpersonen wurden die Brauer Martens (Salzstraße), Lüders (Bardowicker Str.) und Schultz (ebenda) vorgeschlagen. Es darf nun spekuliert werden, wo die Wahrheit liegt.

Nur wenige Monate später, im März 1753, musste sich der Rat der Stadt Lüneburg mit dem Antrag des Schuhmacheramts beschäftigen. Dieser war von den Ältermännern Peter Meyer, David Johann Schuldt und den Gesellen Johann Levin Meyer aus Hannover sowie Thies Wallrath aus Danzig unterschrieben.

Es gab demnach wiederum Grund zur Beschwerde:

„... Da unser jetziger Krug-Vater Brauer Conrad Fuhrhop gegen uns und unsere Profession (Beruf) auf eine solche Art sich bezeigt, die darin nur nothwendig Haß und Feindschaft erregen muß; allermaßen er nächst dem seit einiger Zeit unerträglichen Bezeigen nunmehr sowohl Alt- als auch andere Gesellen zum Hause hinaus zu stoßen, unser Schild vom Giebel herunter zu reißen und auf die Gasse hinzuwerfen droht, daneben wie wir keine Herberge mehr zu finden und nirgendwo zu bleiben wissen, in dem verächtlichsten Ausdrücken sich vernehmen läßt, wodurch wir uns dann nicht allein sehr beleidiget sondern auch besonders der Gesellen Gemüter auf das heftigste aufgebracht sehen, so daß böse und verdrießliche Folgen ganz unvermeidlich zu befürchten stehen ...“

Zur „Abwendung des Übels“ wurde ein Wechsel zu einem der nachfolgende Brauer vorgeschlagen: Johann Martens, Hinrich Christ. Behrens und Johann Blecken.

Wie damals üblich, erfolgte eine Anhörung des beklagten Brauers Fuhrhop. Der beklagte sich seinerseits über die Gesellen und wollte „diesen Krug gerne je eher, je lieber los seyn“ und verzichtete auf die halbjährlich anzukündigende „Lose“ (Kündigungszeit). Als auch die Ältermänner und Altgesellen des Schuhmacheramts ebenfalls die Verlegung wünschten, wurde als neuer Krugvater Brauer Martens ausgewählt. Auch der Besitzer des Hauses, Senator Dannemann, wurde zuvor gefragt und hatte nichts einzuwenden.

Dem Brauer Martens wurde obrigkeitlich aufgegeben „alle Streitigkeiten, besonders mit der Miliz und Unter Offiziere zu vermeiden und auf gute Ordnung zu halten.“

Neun Jahre lang gab es beim Brauer Martens keine Auffälligkeiten, aber im September 1762 beantragte er als Krugvater die Lösung von den Gesellen und Handwerksburschen. Als Grund gab er an:

„... Er hätte zwar auf die Gesellen nichts als alles Gutes zu sagen, es wäre aber dieses Wesen mit vieler Unruhe verknüpft, welche er so wenig, da er alt würde, als eben-

so wenig seine Frau bei ihrem bekannten Bein-Schaden länger übernehmen könnten und wollten. Er bedanke sich also für den Krug ...“

Versuche der Obrigkeit, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, parierte Brauer Martens mit dem Vorwurf:

„... da die Impertinence (Frechheit) der Gesellen zuweilen sehr weit ginge und er sowohl als seine Frau davon vielen Verdruß erleben müssen ...“ Auch hatte er Angst, seine Konzession zu verlieren „weil die zu lange sitzenden einheimischen Gesellen“ bereits polizeibekannt seien und er sich als Krugvater deshalb vor Gericht rechtfertigen müsse.

Befragt wurden auch die Altgesellen und Deputierten des Schuhmacheramts, die zunächst antworteten, sie wüßten „nur als alles Gutes und Liebes zu sagen“. Beim Hinterfragen kamen Mißverständnisse zwischen der Ehefrau des Krugvaters und den Gesellen zum Vorschein. Als ihr das Vorziehen anderer Wirtsgäste und sogar der Schiffsknechte vorgeworfen wurde, kam es sofort zum Streit, und der Krugvater Martens kündigte das Verhältnis, wie auch darauf die Gesellen.

Senator v. Döring, Senator Müller und Sekretär Boye forderten das Schuhmacheramt auf, als Ausweich-Krüge drei andere zu benennen. Bereits zwei Tage später meldeten die Schuhmachergesellen als neue Krüge bzw. Herbergen: Brauer Habermanns, Brauer Behns (beide Auf dem Berge) und Brauer Meyer (Am Sande).

Es muss einen Grund gegeben haben, von obrigkeitlicher Seite etwa einen Monat später erneut den Krugvater Martens zu bitten, seinen Entschluss zu überdenken. Als Senator Müller, die Schuhmacher-Ältermänner, -deputierten und -altgesellen vereint nochmals auftraten; fand sich Martens bereit, die Krugvaterschaft fortzusetzen. Vertraglich sollten zwei Bedingungen von Martens erfüllt werden: Erstens „Denen von hier reisenden Gesellen nicht eher eine Kundschaft ertheilt würde, ehe und bevor sie nicht einen Schein von ihm, den Krug-Vater, brächten, daß sie mit ihm richtig und an ihm nichts schuldig wären“ und zweitens „daß die Gesellen ihm die Zeche, welche sich höchstens auf 3 bis 4 Gute Groschen beliefe, sofort und jedesmal bezahlten und davon nichts auf den Borg (auf Kredit) stehen ließen und was sie dann über diese Zeche verzehrten, ebenmäßig berichtigen.“

Der gemeinsame Vorstoß erfolgte wohl ohne Absprache mit den Junggesellen, die wegen der Aufkündigung von Martens aufgebracht und verärgert waren. Die Stimmung muss aufgeheizt gewesen sein, weil die Altgesellen und Deputierten es nicht wagten, den Junggesellen von der neuen Entwicklung zu berichten: „... weilen sie sich desfalls allerhand Ungelegenheiten exponiren würden und sie befürchten müssen, daß sie todt geschlagen würden..“

Da keine Einigung zustande kam, wies der Senat dem Schuhmacheramt als neuen Krugvater den Brauer Meyer zu mit dem Bemerkten: „daß sie sich übrigens aller Bescheidenheit befleißigen und sich aufs Künftige ruhig zu verhalten.“

Am 2. November 1762 erklärten der Altgeselle Johann Christian Kuhent und der Deputierte Johann Peter Schultz, daß Brauer Meyer angeblich keinen Platz zur Unterbringung der Schuhmachergesellen habe.

Sie schlugen nun wiederum drei neue Krugväter vor: die Brauer Uhlenbrock (St. Nicolai-Kirche), Fassnauer (Bäckerstraße) und Habermann (auf dem Berge). Favorisiert wurde Fassnauer wegen seiner Freundlichkeit. Gleichzeitig waren die Ältermänner des Schuhmacheramts vorstellig geworden mit dem Satz: „... wenn die Sache nicht en faveur der Gesellen zum Stande komme und der Krug nicht nach Habermanns Hause verlegt würde, die ohnedem wenigen Gesellen nach und nach aus dem Thore gehen, wir also von allen Gesellen entblößet und folglich in großen Schaden gesetzt werden.“

Drei Tage später erklärten Abgeordnete des Schuhmacheramts vor dem Senator v. Witzendorff mit dem neu erwählten Krugvater Johann Ludolph Habermann einen Vertrag abzuschließen zu wollen, wobei sie zuvor „das Schild von ihrem vorigen Krugvater abnahmen und bey ihrem neu erwählten aufhängen würden.“ Habermann wurde ermahnt: „... Ordnung unter die Brüderschaft zu halten und danach zu sehen, daß zur rechten Zeit alles wieder in Ruhe nach Hause ginge, damit so wenig nötig sei, ihn als auch die Gesellen in Strafe zu nehmen.“

Am 26. November 1762 wurde der Vertrag zwischen dem Krugvater Habermann und dem Schuhmacheramt unterzeichnet. Auf der städtischen Schreiberei legte Habermann den Krugvater-Eid ab, der inzwischen akzeptiert wurde. Mit Handschlag und Vertragsaustausch erhielt diese Handlung Gesetzeskraft. (3)

Im Juli 1764 waren es die Ältermänner Heinrich Peismann und Johann Heinrich Käill von Schlosser- und Kleinschmiedeamt, die beim Senat vorstellig wurden. Der bisherige Krugvater Bacheratz hatte bereits im Winter zuvor das Vertragsverhältnis aufgekündigt. Der Grund dazu wird verständlich:

„... weil einige von solchen Gesellen zum öfftern und insonderheit des Sonntages Nachmittag vielen Lärm und Unfug in seinem Hause angerichtet gehabt, wesfalls er sogar verschiedentlich in Geldstrafe gesetzt worden.“ Man hatte zwar die Unruhestifter „von hier entfernt“ aber Bacheratz ließ sich nicht mehr umstimmen. Nach „vieler angewandten Bemühung“ schlug das Amt als neue Krugväter die Brauer Cabaus (Bardowicker Tor), Stuttmann (Grapengießersstraße) und Meyn (Schrangenstraße) vor.

Der Senat erwählte Martin Leonhard Cabaus, der in Anwesenheit der Ältermänner und Gesellen des Kleinschmiedeamts am 11. August 1764 im Rathaus Lüneburg vereidigt wurde. Senator Müller und Sekretär Kruckenbergh wiesen noch auf die Einhaltung des Landesherrlichen Gilde-Reglements, der Gildebriefe und der Polizeiordnung (Sabbatsfreie Krugtage, Verbot der Fastnachtgelage, Fortschickung der Gesellen abends zu einer bestimmten Zeit) hin.

Etwa fünf Jahre später, im August 1769, erneuerte das Kleinschmiedeamt sein Gesuch, einen neuen Krugvater zugewiesen zu bekommen. Deren Vorsteher schlugen nunmehr die Brauer Hahn und Meyer (Grapengießersstraße) und Schilling (Katzenstraße) vor. Da Schilling ablehnte, ist Brauer Meyer von den Senatoren Warmers und Zimmermann als Nachfolger bestimmt worden. Brauer Cabaus stellte seit einiger Zeit kein eigenes Bier mehr her und bezog es von anderen Brauern. Die Gesellen

beklagten sich daher über schlechte Bierqualität und dafür zu hohe Preise. Angesichts der Umstände wurde auf ein Ritual verzichtet: „Übrigens wird es uns sodann erlaubt sein, da die Anzahl unserer Gesellen und Jünger jetzo nur geringe ist, unsere künftige Herberge ohne die sonst gewöhnlichen Feyerlichkeiten beym Einzuge in aller Stille zu beziehen.“

Mit Krugvater Meyer ist ein Vertrag geschlossen worden, wie zuvor mit vorherigen anderen Krugvätern; wobei der Vertrag mit Brauer Habermann vom 25. November 1762 als Grundlage diente:

„Kund und zu wissen sey hiermit, demnach mit Bewilligung eines Hochedlen und Hochweisen Raths dieser Stadt und der Herren Ambts-Assessorum die Alter-Leute des Schuster-Ambts wie auch die Vorsteher, Alt-Gesellen und sämtliche Brüderschaft der Schuster-Gesellen die Verlegung ihrer Herberge resolviret und den Ehr- und Achtbaren Johann Ludolph Habermann, Bürgern und Brauern wiederum zu denen Krug-Vater angenommen haben, also ist vor nötig befunden einige Puncten welche hiebey auf Seiten derer Gesellen zu halten schuldig und verbunden seyn sollen zu verabreden.

1.

Es nimmt der Bürger und Brauer Johann Ludolph Habermann die Herberge der Schuster-Gesellen würcklich an und verspricht selbige als ein rechtschaffener Krug-Vater zu begeben, auch der Gesellen-Schild vor seiner Thür auf der Gesellen Unkosten (auf) hangen zu lassen, damit reisende Gesellen ihre Herberge finden können.

Daneben versprechen anwesende Alt-Gesellen vor sich und nahmen der sämtl. Gesellschaft ihren neuen Krug-Vater gebührend zu ehren und zu respectiren, auch ihm vorsätzlicherwise keine Unlust oder Verdruß zu machen.

2.

Hiernächst verspricht der Krug-Vater, wenn Gesellen gereiset kommen, selbige mit nötiger Verpflegung und Nacht-Lager für ihr Geld zu versehen bis die Alt-Gesellen sie in Arbeit bringen oder von denen Meistern in Arbeit gesprochen werden. Sollte aber ein fremder Geselle hier keine Arbeit erhalten oder nicht bezahlen können, so kann der Krug-Vater denselben bis auf 6 ggr. Credit geben und verspricht die Brüderschaft solchen in den Fall zu bezahlen, was er aber über 6 ggr. creditiert, welches wird nicht vergütet und gehet allein auf des Krug-Vaters Gefahr und Risico.

3.

Wenn kranke Gesellen sollten gereiset kommen oder auch etwan Gesellen welche bey denen Meistern allhier in Arbeit stehen krank werden sollten, so ist der Vater gehalten dieselbe auf der Herberge zu nehmen, sie mit nötiger Pflege zu versehen und nachmals die Bezahlung dafür von der Brüderschaft zu empfangen.

Ferner haben wir

4.

Dem Krug-Vater die Gesellen-Lade nebst dem Silber und zinnernen Willkomm und anderen dazu gehörigen Silber- und Zinnen-Geschirr anvertrauet und in Verwahrung gethan, wenn aber wider Verhoffen hiervon sollte etwas entwendet werden, so wird selbiges von ihm gefordert, es wäre denn, daß es durch einen Zufall, den kein Mensch verhüten könne, geschehe.

5.

Was angelanget die Neuen Königl. Edicta, daß nach gewissem Klockenschlage und unter denen Predigten kein Bier soll geschenkt werden, müssen sich die Gesellen gefallen lassen und ihm den Krug-Vater in seinem Hause kein Molest hierüber machen, damit er nicht benebst sie, in Strafe und Ungelegenheit komme; wie denn auch der Krug-Vater hiedurch auf das bündigste gelobet, zufolge Articulo 27mi des Gilde-Reglements de Anno 1731 denen Gesellen nach 9 Uhr Abends weiter nichts an Brandtwein, Bier oder Toback vorzusetzen vielmehr dieselbe anzuhalten nach ihrer Meister Häuser zu gehen, noch weniger denen Gesellen durch Borgen oder einigen anderen Vorschub zu liederlichen Leben und Gesöff beförderlich zu sein also und dergestalt, daß der Krug-Vater des ohne Vorwissen der Herren Assessorum und Alter-Leuten des Schuster-Ambts, denen Gesellen geborgten oder künftig angeliehen wegen so wenig an die Gesellen besonders, als auch überhaupt an deren Lade und Brüderschaft nicht die geringste Praetension (Anspruch) machen will und soll.

Die Bezahlung des gethanen Vorschusses an den Brauer Martens als bisheriger Krug -Vater anlangend, so versprechen die Alter-Leute des Schuster-Ambts wie auch die Alt-Gesellen für sich und im Namen der Brüderschaft dafür einzustehen und dafür zu sorgen, daß dieser Vorschuß nach und nach abgetragen werde. Womit auch der Krug-Vater friedlich.

6.

Hat der Krug-Vater alle Streitigkeiten besonders mit der Miliz und Unter-Officier zu vermeiden und auf gute Ordnung zu halten.

7.

Sind die Gesellen schuldig, wenn sie gereiset auch so ofte sie in neue Werckstätten kommen dem Krug-Vater jedesmal 6 Gute Pfennig Bündel-Geld zu geben, sie haben ihre Sachen auf der Herberge oder nicht, dazu soll der Krug-Vater gehalten sein, demselben Gesellen seinen Namen und was er für ein Landsmann wäre, daß dann der Altermann dadurch erführe, wie auch die Vorstehers wieviel Gesellen gesprochen würden von einem Krug-Tag zum anderen, ohne einige Widerrede anzuschreiben.

8.

Werden in einem Jahre 12 Auflegungen gehalten, für solchen Ungemach und Warmmachung der Stuben wird dem Vater jedesmal, als von Ostern bis Michaelis 12 ggr.

und von Michaelis bis Ostern 16 ggr. gegeben und das Bier was bei der Lade verconsumieret wird, besonders bezahlt.

9.

Der Krug-Vater verspricht auch für die kranken Gesellen 1 Bette, für die Alt- und übrigen Gesellen aber 3 Betten, insgesamt aber 4 Betten zu halten und hat der Vater von jeglichen auf der Herberge schaffenden Kranken oder gesunden Gesellen für jede Nacht zu heben 6 gute Pfennig.

10.

Wenn jemand sollte gesonnen sein, einander die Herberge aufzusagen, so jedoch erhebliche Ursachen, als worüber aber die Herren Assessores zu cognosciren (entscheiden) haben, ob sie erheblich oder ungegründet sein nicht geschehen soll, so behalten sich beide Teile eine halbjährige Loskündigung bevor. Übrigens entsagen beide Teile allen ihm zustatten kommenden Ausflüchten und Einwendungen wissend und wohl bedächtlich und wie vorstehender Contract bereits am 5ten November dieses Jahres (1762) in hochlöbl. Gericht festgesetzt und geschlossen worden, als sind davon zwey Exemplarien ausgefertigt und von beiden Theilen als den Alter-Leuten, Vorstehern und Alt-Gesellen wie auch dem Krug-Vater unterschrieben und untersiegelt worden, auch soll desfalls noch besonders die Confirmation (Bestätigung, Genehmigung) den Herren Assessorum nachgesucht werden.

So geschehen Lüneburg, den 25ten Nov. 1762

Jürgen Hinrich Hestermann, Regierender Altermann

Jochim Burgdorff, Regierender Altermann

Johann Siepardt Macht, Altermann

Johann Hermann Paulsen, Altermann

Ernst Ludewig Gercke, Vorsteher

Johann Christian Kuhnet, Altgesell von Stralsund

Jürgen Hinrich Greff, Altgesell von Harburg

Johann Peter Schulz von Lüneburg, Deputierter

George Frantzen von Dresden, Deputierter

Heinrich Christian Leest, Schreiber von Kyritz

Johann Ludolph Habermann, Krugvater

Vorstehender Contract ist von denen Herren Assessoribus des hiesigen Schuster-Amtes, Herren Leonhard von Witzendorff und Herrn Martin Müller, Rathmann hieselbst den 26ten November 1763 ratihabiret und bestätigt und zu dem Ende mit dem Amts-Insiegel bedruckt worden.

Lüneburg, den 26ten November 1763

Gez. Boye, Secretär

Im September 1769 stand die Wahl eines neuen Krugvaters für Kleinschmiedegesellen an, da der bisherige Krugvater Cabaus verstorben war. Als Nachfolger wurde der Brauer Hinrich Friedrich Meyer präsentiert. In Gegenwart des Kleinschmiede-Amtsmeisters Franz Peter Herz, gleichzeitig Ladenmeister, und des Kleinschmiedegesellen Christian Hinrich Deckes (Altgeselle) sowie Vertreter des Rates legte Meyer den Krugvatereid ab. Dieser besaß zu jener Zeit kein eigenes Haus, weil dort aber die Gesellenlade aufbewahrt worden ist; daher musste Meyer als Sicherheitsleistung die recht hohe Summe von 200 Reichsthaler hinterlegen und als Bürgen den Brauer und Branntweinbrenner Carl Gildtmann angeben.

Zum Hauseigentümerwechsel kam es im Februar 1770, als der bisherige Krugvater Hahn der Kupferschmiede-Gesellen sein Anwesen verließ und in das Haus Mackenthun in der Grapengießstraße einzog. Da ein Geselle Schulden bei ihm hatte, nahm er das Gilde-Erkennungsschild der Kupferschmiede als Pfand mit. Der Geselle war inzwischen weitergezogen, die verbliebenen Gesellen sind deshalb sehr erbost gewesen: „... weil der unser Schild, so in dem Hause, wo er vorhin zur Miete gewohnt, nagelfest war abgebrochen und ohne Einwilligung unserer Meister mit nach seinem jetzigen Hause genommen hat ...“

Das Vertrauensverhältnis mit Hahn war also gestört, und nunmehr ist als neuer Krugvater Brauer Lühr, wohnhaft am St. Lamberti-Kirchhof, vorgeschlagen worden. Den Antrag hierzu stellten die Ältermänner Schwanberg und Johann Heinrich Achenbach und die Gesellen Johann Friedrich Lahs und August Träber. Senator Dannemann gestattete dem Kupferschmiedeamt am 19. Februar 1770 den Wechsel und nahm Brauer Lühr den Krugvatereid ab.

Ein Wechsel in der Person des Krugvaters der Leinewebergesellen stand im August 1772 an. Der bisherige Krugvater Brauer Nack gab sein Gewerbe auf, mochte auch nicht mehr fremde Gesellen beherbergen. Daher beantragten die Ältermänner Jürgen Hinrich und Johann Heinrich Buckendahl, die Leineweber-Amtsvorsteher Georg Christian Bergmann und Johann Hermann Fick sowie die Altgesellen Johann Andreas Meyer und Johann Joachim Löwe einen Wechsel. Zur Auswahl standen die Brauer Hahn, Schröder und Hillermann. Bei Letzterem zogen die Gesellen ohne jeglichen Aufwand und in aller Stille ein „... weil die Amtslade vom Gelde sehr entblößet sey ...“

Brauer Bostelmann war im August 1773 Krugvater des Grobschmiedeamts. Die Gesellen beklagten bei Bostelmann „das schlechte Bier, Aufwartung und zu hohe Berechnung der Zehrungskosten ...“ Auf Befragen stellte sich heraus, daß die Gesellen angeblich auf Kaffee (1 „Portion“ kostete 3 – 3 Gute Groschen 6 Pfennig) oder Tee (1 Guter Groschen 6 Pfg.) auswichen aber auch diese Getränke seien „schlecht und dünn“, auch zu teuer. Ferner sei das Essen, berechnet je Portion mit 4 Gute Groschen, ebenfalls zu teuer berechnet; wobei der Krugvater die Rechnungen in mehreren Fällen zu seinen Gunsten erhöht habe. Die Gesellenherberge bzw. der Krug hatte daher einen schlechten Ruf, so dass auswärtige Gesellen einen Standortwechsel forderten. Als Brauer Bostelmann von den Senatoren v. Dassel und Warmes

zu den Anschuldigungen gehört wurde, bestätigte er, sein Bier nach der Brauer-Ordnung hergestellt zu haben und erntete sofort den Protest der Gesellen. Er räumte jedoch ein, öfters nach 21 Uhr (Polizeistunde) die Gesellen nicht mehr bedient zu haben. Wegen der hohen Preise hatten die Gesellen beim Stadtgericht geklagt, seien aber abgewiesen worden.

Bei diesem Gespräch in der Schreiberei waren außer den Senatoren anwesend die Ältermänner Michael Christian Cordes und Greiffel, der Ladenmeister Anton Carl Neustadt und die Altgesellen Johann Joachim Frehm aus Hamburg sowie Hinrich Ude aus Lüneburg. Um zu demonstrieren, welche schlechte Bierqualität bei Brauer Bostelmann ausgeschenkt wurde, nahm der Altgeselle Francke heimlich einen Krug Bier zum Schreiberei-Sekretär Boye mit. Boye urteilte nach einem Schluck: „Ich fand solches Bier jedoch so dünne und wie ich etwas schmeckte, war es so unschmackhaft, daß ich nicht einmal den Geschmack eines Bieres daran fand ...“

Trotz dieser Vorwürfe bleiben die Gesellen zunächst bis Oktober 1773 im Hause des Brauers Bostelmann, da die Beisitzer des Schmiedeamts sich auf eine Verlegung der Krugvaterschaft nicht einigen konnten. Als Ausweichquartiere wurden die Brauer Albrecht, Fassnauer und Henning Müller genannt. Wohin sich das Schmiedeamt letztlich hinwandte, bleibt unbekannt. Nur ein Schlusssatz wurde protokolliert: „Die Loskündigung der Herberge wird genehmigt.“

Literaturhinweise

Reinecke, Wilhelm: „Geschichte der Stadt Lüneburg“, Band 1 (511 Seiten) und Band 2 (668 Seiten), Lüneburg 1933, Nachdruck Lüneburg 1977

Bodemann, Eduard: „Die älteren Zunfturkunden der Stadt Lüneburg“ Hannover 1883 (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, Band 1).

Ebenso gewährt Heinrich Borstelmann interessante Einblicke in die Organisation der Lüneburger Handwerksämter:

Borstelmann, Heinrich: „Das alte Lüneburger Handwerk“, Luhe-Verlag Winsen/L. und Salzhausen (1953), 84 S., S. 14–33 Ämter, Zünfte, Gilden, Innungen, S. 45 Gesellenherberge, S. 47–48 Krugtage

Borstelmann Heinrich: „Alphabetisches Verzeichnis der Lüneburger Brauer seit 1508“, Lüneburg 1935, 44 S., Ratsbücherei Lüneburg, Sign. HL 14. Angegeben werden Daten zur Aufnahme der Brautätigkeit, Heirats- und Sterbedaten.

Bildhafte Zeugnisse Brauhäuser, Gaststätten und Zunftzeichen finden sich in:

Adolf Brebbermann: Lüneburg in alten Ansichten“, Band 1, Zaltbommel/Niederlande, 11. Aufl. 1988 (Erstauflage 1976), Foto 37: Lambertiplatz, Herberge für Tischler und Zimmerleute, s. auch Foto 151.

Ernst, Angelika (Hrsg.) Adolf Brebbermann: „Lüneburg“, Seth (o. Jahr) Zeichnung Altes Giebelhaus / Brauhaus Lünertorstr. 4

ders.: „Lüneburg-Allerlei am Wege“, Lüneburg 1980, darin: Zeichnung Zunftzeichen/Wappen der Zinngießer von 1770 („Stubenschild“)

THOMAS FELLECKNER

Das Lüneburger Handwerk unter den Bedingungen der Gewerbefreiheit im 19. Jahrhundert

In sämtlichen deutschen Staaten wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts die zünftigen Beschränkungen für den Betrieb eines Handwerks mehr oder weniger stark liberalisiert, um schließlich nach der Bismarckschen Reichsgründung 1871 allgemein und vollständig aufgehoben zu werden.¹ Für Lüneburg begann die Zeit der Gewerbefreiheit bereits mit dem Ende des Königreiches Hannover im Jahre 1866. In diesem Jahr hatte Preußen seinen deutschen Rivalen Österreich mitsamt seinen kleineren Verbündeten, zu denen auch das Königreich Hannover gehörte, militärisch besiegt und damit die Vorherrschaft in Deutschland übernommen. Bereits ein Jahr später war das ehemals selbstständige Königreich vom siegreichen Preußen annektiert und bildete fortan dessen Provinz Hannover. Seitdem galt in Lüneburg nun ebenfalls die völlige Gewerbefreiheit preußischer Provenienz.²

Das Ende der Gewerbefreiheit ist weniger leicht festzustellen, da sie als gesamtwirtschaftliches Prinzip niemals abgeschafft worden ist. In Bezug auf das Handwerk ist es jedoch sinnvoll, sie mit der Errichtung der Handwerkskammern im Jahre 1897 als beendet zu betrachten.³ Unser Betrachtungszeitraum umfasst also in etwa 30 Jahre.

Die preußische Regierung versprach sich von der Gewerbefreiheit eine nachhaltige Belebung und Modernisierung der Wirtschaft nach dem Vorbild Großbritanniens.⁴ Verbrieft waren fortan für Gewerbetreibende viele Rechte, wie etwa

1 Siehe Sinz, Herbert, *Das Handwerk*, Düsseldorf 1977, S. 200. Hessen übernahm die Gewerbefreiheit 1871, Württemberg 1872 und Bayern 1873.

2 Siehe hierzu Barmeyer, Heide, *Hannovers Eingliederung in den preußischen Staat, Annexion und administrative Integration 1866–1868*, Hildesheim 1983 sowie Stadtarchiv Lüneburg (im Folgenden STA LG), AA G3a No. 68, Acta betr. Die Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund und die in Bezug hierauf allhier vorgekommenen Verhandlungen. Aufhebung der Beschränkungen des Gewerberechts in der Provinz Hannover erfolgte bereits am 20. September 1866, offizielles Gesetz über die „Freizügigkeit“ im Gewerbebetrieb datiert vom 1. November 1867. Die generelle Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund datiert vom 21. Juni 1869. Sie wurde auch zur Grundlage der Gewerbeordnung für das Deutsche Reich im Jahre 1871.

3 Siehe ebda. S. 214 ff. Die meisten Handwerkskammern wurden schließlich im Jahre 1900 errichtet. Ebenfalls hierzu siehe bei Handwerkskammer Lüneburg-Stade (Hrsg.), *100 Jahre, Lüneburg 2000*, S. 11ff.

4 Siehe hierzu exempl. Quante, Christoph, *Die geistesgeschichtlichen Grundlagen und die Entwicklung der Gewerbefreiheit in Deutschland*, Münster 1984.

Niederlassungsfreiheit, freie Preisgestaltung, freigestellte Betriebsgröße und Beschäftigtenzahl. Als Voraussetzung für die selbstständige Ausübung eines Handwerks waren sämtliche Qualifikationsnachweise weggefallen, also Gesellen- oder Meisterbriefe, Wanderjahre sowie Qualitätskontrollen und –standards für handwerkliche Produkte. Wer also nach 1866 in Lüneburg ein Handwerk betreiben wollte, benötigte dafür nur noch einen Gewerbeschein, der für eine geringe Gebühr bei der örtlichen Verwaltung erworben werden konnte.

In vielen Städten der neuen preußischen Provinz Hannover regte sich Widerstand gegen die neuen wirtschaftlichen Verhältnisse. Auch die Lüneburger Zunftvorsteher zeigten sich wenig begeistert und verwiesen darauf, dass

„die hohe Bedeutung des gewerblichen Korporationswesens in hiesiger Stadt bisher (...) stets anerkannt worden sei (...) (und dass) fast der gesamte städtische Gewerbebestand (...) durch die schon früh im Mittelalter allhier entstandenen Zunftverbindungen miteinander vereinigt gewesen (sei)“.⁵

Offenbar befürchteten die Lüneburger Handwerker, dass sie ihre Zünfte nun aufzulösen hätten. Der Lüneburger Magistrat widersprach dieser Befürchtung, stellte aber auch fest, dass sich die Zeiten geändert hatten. In dem Antwortschreiben an die Lüneburger Zunftvorsteher hieß es daher unmissverständlich:

„1866 wurden in der neuen preußischen Provinz Hannover alle Beschränkungen des Gewerberechts,(...), aufgehoben. (...). Keinem Angehörigen des Norddeutschen Bundes darf wegen fehlender Landes- oder Gemeindezugehörigkeit der Aufenthalt, die Niederlassung, oder der Gewerbebetrieb verweigert werden. (...). Den Zünften und Kaufmännischen Korporationen steht ein Recht, andere von dem Betriebe eines Gewerbes auszuschließen, nicht mehr zu.“⁶

Trotzdem war die Verstimmung der Lüneburger Zunftvorsteher verständlich, denn die alte hannoversche Regierung war auf dem Gebiet der Wirtschaftsreformen viel behutsamer vorgegangen als die nun zuständige preußische. So hatte noch die letzte hannoversche Gewerbeordnung von 1848 den Zunftzwang im Wesentlichen bestehen lassen.⁷ Auch die kompromisslosen Formulierungen der neuen Gewerbevorschriften erschienen den Zeitgenossen als klare Kampfansage. Dabei deckten sich die Befürchtungen der Lüneburger Zunftvorsteher mit den Voraussagen der meisten

5 STA LG), AA G3a No. 68, hier Mag. LG an kgl. Landdrostei LG vom 16. Mai 1868.

6 Ebda. Der Norddeutsche Bund wurde von Preußen nach dessen Sieg über Österreich 1866 gegründet. Er umfasste neben Preußen ganz Norddeutschland bis zur Mainlinie.

7 STA LG AA P1h, No. 55, Acta betr. Die Ausführung des Erlasses des Ministers für Handel, Gewerbe und Öffentliche Arbeiten vom 4. Januar 1879 wegen Wiederbelebung des Innungswesens (1879–1896). Das Beste auf dem Gebiet stellt zurzeit die Dissertationsschrift von Daniel Mohr, Auseinandersetzungen um Gewerbeformen und um die Einführung der Gewerbefreiheit im Königreich Hannover, Göttingen 2001, dar. Im Kgr. Hannover hatte lediglich zwischen 1803 und 1813 auf Druck Frankreichs die Gewerbefreiheit geherrscht. Sie war aber bereits 1817 wieder abgeschafft worden.

damaligen Wirtschaftsgelehrten, die dem organisierten Handwerk unter den Bedingungen der Gewerbefreiheit einen sicheren und schnellen Untergang prophezeit hatten.⁸

Tatsächlich stellte die Gewerbefreiheit für die Organisationen des Lüneburger Handwerks jedoch keineswegs einen vernichtenden Schlag dar. Vielmehr belegen die Quellen eindeutig, dass auch nach 1866 noch zahlreiche handwerkliche Korporationen in Lüneburg existierten. Als die königliche Landdrostei auf Veranlassung des Wirtschaftsministeriums im Jahre 1879 den Lüneburger Magistrat aufforderte, über den Stand der örtlichen Innungen zu berichten, stellte dieser mit einer gewissen Genugtuung folgendes fest:

„Am 1. Juli 1848 (...), bestanden hier noch (...) 36 Handwerkszünfte (...). Da nach (...) 1868 höheren Orts angesprochen wardt, dass die Bestimmungen der Hannoverschen Gewerbeordnung, soweit sie nicht mit den Bestimmungen des neuen Gewerbesgesetzes in Widerspruch stünden, auch ferner (...) in Anwendung zu bringen seien, so waren wir in der glücklichen Lage, hier die frühere Innungsverfassung innerhalb der Handwerkskreise im wesentlichen aufrecht halten zu können, und es bestehen hier (...) noch 20 Zünfte als freie Innungen fort (genau genommen waren es sogar 26).“⁹

Korporationen und deren Mitglieder im Lüneburger Handwerk der Jahre 1848 und 1879.¹⁰

Lfd. Nr.:	Zunft (1848)/Innung (1879):	Meister 1848:	Innungsmitglieder 1879:
1.	Barbiere	8	–
2.	Brauer	32	10
3.	Buchbinder	8	3
4.	Dichtbinder	19	–
5.	Drechsler	15	5
6.	Glaser	9	5
7.	Gold- u. Silberschmiede	8	3
8.	Grobbäcker	14	–
9.	Gürtler	2	1

8 Siehe hierzu exempl. o.N., An unsere Handwerksgenossen im Königreiche Hannover. Eine Ansprache von einer Anzahl Zunftgenossen in Lüneburg, Lüneburg 1861 sowie o.N., Von einem Handwerker: Gewerbefreiheit und ihre Wirkung auf den Mittelstand, 2. Aufl., Hamburg 1861

9 STA LG AA P1h, No. 55, Acta betr. Die Ausführung des Erlasses des Ministers für Handel, Gewerbe und Öffentliche Arbeiten vom 4. Januar 1879 wegen Wiederbelebung des Innungswesens (1879–1896), Mag. LG an kgl. Landdrostei LG vom 26. Juni 1879. neben den Zünften des Handwerks bestanden 1848 noch die Zünfte der Kramer, der Hoken (Höker) und der Schiffer.

10 STA LG AA G3a, Acta betr. die Beschränkung der Aufnahme von neuen Mitgliedern bei hiesigen Gilden, auch Übersicht über die Verhältnisse der Zünfte in hiesiger Stadt (1846/48) sowie STA LG AA P1, No. 55, Acta betr. Die Ausführung des Erlasses des Herrn Ministers für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten vom 4. Januar 1879 wegen Wiederbelebung der Innungen (1879–1896).

10.	Hutmacher	3	1
11.	Kleinbinder	5	–
12.	Klempner	10	6
13.	Posamentierer	4	2
14.	Korbmacher	5	6
15.	Kupferschmiede	3	2
16.	Kürschner	4	4
17.	Leineweber	21	8
18.	Lohgerber	4	5
19.	Maler	12	8
20.	Maurer	4	–
21.	Perückenmacher	4	–
22.	Stellmacher	6	5
23.	Reepschläger	6	3
24.	Sattler*	20	12
25.	Salztonnenböttcher**	8	18
26.	Schlachter	24	18
27.	Schmiede	35	20
28.	Schneider	66	44
29.	Schuhmacher	123	65
30.	Tischler	30	15
31.	Töpfer	7	5
32.	Weißbäcker	12	–
33.	Weißgerber*	4	–
34.	Wollenweber	1	–
35.	Zimmerer	4	–
36.	Zinngießer	6	1
	Summe:	546	275

* bildeten 1879 eine Gilde zusammen mit den Weißgerbern / Sattlern

** bildeten 1879 eine Gilde gemeinsam mit den Dichtbindern

Bereits die Sichtung der Innungsstatuten bescherte den städtischen Beamten die erste unliebsame Überraschung, denn sämtliche Lüneburger Innungen verwendeten nach wie vor ihre alten Zunftstatuten aus dem 18. Jahrhundert, die natürlich nicht mit den Prinzipien der Gewerbefreiheit in Einklang standen und eigentlich längst ungültig waren.¹¹ Allerdings war dieses formale Defizit für die Verhältnisse im gesamten

¹¹ Siehe ebda. Bericht des Magistrats an die Kgl. Landdrostei LG vom 11. Mai 1879. Auch im Folgenden.

Reich typisch.¹² Um hier schnell Abhilfe zu schaffen, hatte das Wirtschaftsministerium wohlweislich ein zeitgemäßes Musterstatut mit versandt, welches sämtliche Innungen innerhalb einer bestimmten Frist anzunehmen hatten.¹³

Die eigentliche Überraschung war jedoch, dass die prophezeite allgemeine Auflösung der Innungen offenbar nicht stattgefunden hatte. Vielmehr bestanden nach 13 Jahren völliger Gewerbefreiheit in Lüneburg immerhin noch 26 von ursprünglich 36 handwerklichen Vereinigungen mit ungefähr der Hälfte der ursprünglichen Mitglieder. Da es zwischen 1866 und 1879 nicht zu Neugründungen gekommen war,¹⁴ handelte es sich bei diesen durchweg um traditionelle Korporationen, die von ihren Mitgliedern bewusst und freiwillig aufrechterhalten worden waren. Hätte die Bestandsaufnahme bereits zu Beginn der 1870er Jahre stattgefunden, wäre die Zahl der Innungen sogar noch größer gewesen, denn auch die 1879 nicht mehr vorhandenen handwerklichen Vereinigungen hatten sich keineswegs spontan nach 1866, sondern mehrheitlich erst zwischen 1870 und 1874 aufgelöst.¹⁵

Für dieses Verhalten muss es handfeste Gründe gegeben haben. Denn auch wenn die Lüneburger Handwerker den ideellen Wert ihrer Jahrhunderte alten Korporationen schätzten – und das taten sie nachweislich – ist dennoch nicht davon auszugehen, dass sie aus reiner Nostalgie den erheblichen Aufwand weiter betrieben, den die Aufrechterhaltung von Organisation, Ausbildung und Qualitätsstandards nun einmal mit sich brachte. Interessanterweise stellten die Lüneburger Verhältnisse auch keineswegs einen Einzelfall dar. Vielmehr wurde im Laufe der Bestandsaufnahme der Regierung von 1879 deutlich, dass nicht nur in den seit 1866 hinzugekommenen, sondern in nahezu sämtlichen Provinzen des Königreiches Preußen das handwerkliche Innungswesen trotz jahrzehntelanger Gewerbefreiheit lebendig geblieben war.¹⁶ Als kurz vor der preußischen Annexion im Königreich Hannover

Das älteste Statut war das der Brauergilde aus dem Jahre 1719, die meisten stammten aus den Jahren 1731 und 1734, das „jüngste“ stammte von den Gold- und Silberschmieden und datierte von 1795. Dieser Zustand darf aber für die Verhältnisse im gesamten Deutschen Reich als durchaus typisch angesehen werden. Siehe hierzu das o. g. Schreiben des Handels-Ministeriums, in dem dieser Missstand ausdrücklich als ein allgemeiner geschildert wird.

12 Siehe Den Erlass des Herrn Ministers für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten vom 4. Januar 1879 wegen Wiederbelebung der Innungen, wo genau dieser Sachverhalt ausdrücklich erwähnt wird.

13 Siehe ebda., Anhang, das Musterstatut stammte aus Osnabrück. Es wurden dort vor allem einheitliche Mindestlehrzeiten, eine „tüchtige allgemeine und fachliche Ausbildung der Lehrlinge“ sowie die Anfertigung von Gesellenstücken festgeschrieben.

14 Siehe Tabelle. Abgesehen von den beiden fusionierten Innungen der Salztönnböttcher und Dichtbinder sowie die der Sattler und Weißgerber, die jedoch ebenfalls ihre alten Statuten verwendeten.

15 Siehe hierzu STA LG, AA G 3a Gewerbesachen, Gildesachen, Generalia / AA H 2, Handelssachen, in specie Markt- und Messesachen / P 1 h, Gewerbebehörde / SA I Gb, Gewerbebehörde, Innungssachen / SA I Gc, Gewerbebehörde, Allgemeines. Die hier enthaltenen Unterlagen führen auch zahlreiche Gegenstände auf, welche die Zünfte nach ihrer Auflösung dem Museumsverein zur Dauerverwahrung übergaben.

16 Siehe hierzu bei Henning, Friedrich Wilhelm, Die Einführung der Gewerbefreiheit und ihre Auswirkungen auf das Handwerk in Deutschland, in: Abel, Wilhelm (Hg.), Handwerks Geschichte in neuer Sicht, Göttingen 1978, S. 147–177, sowie Kaizl, Josef, Der Kampf um die Gewerbe reform

in Fachkreisen über das Pro und Kontra der Gewerbefreiheit debattiert wurde, verwendeten ihre Kritiker die preußische Entwicklung sogar ausdrücklich als Beleg für den Fehlschlag der Gewerbefreiheit im Handwerk. In einem Beitrag aus dem Jahre 1866 hieß es dazu wie folgt:

„Daneben ist die Thatsache nicht zu übersehen, dass die preußische Regierung den Fortbestand der früheren Zunftverbindungen (...) zuließ. Daher fand der Verfasser zu seinem großen Befremden im Jahre 1841, also 30 Jahre nach der Einführung der Gewerbefreiheit, dass viele Gewerbe und die Mehrzahl ihrer Mitglieder die früheren Zunftverbindungen freiwillig erhalten hatten, dass sie Lehrlinge ein- und ausschrieben, Gesellen- und Meisterstücke anfertigen ließen, Ordnungen aufrechterhalten hatten (...). Es ist auffallend, dass die Gewerbefreiheit trotz aller modernen Theorien und des dringenden Verlangens der Mehrzahl unserer Nationalökonomien, (...), sich nur langsam Eingang verschafft hat, (...). Für untüchtige Leute liegt allerdings ein großer Reiz darin, sich dort niederzulassen, wo man sich nach ihren Fähigkeiten nicht erkundigt und man als selbständiger Bürger auftreten kann.“¹⁷

In etwa zeigte sich also in den altpreußischen Provinzen dasselbe Bild wie in der neuen Provinz Hannover und auch in Lüneburg. Die Gewerbefreiheit führte im Handwerk nicht dazu, dass sich die Zünfte auflösten oder ihre Mitglieder auseinanderstrebten. Es kamen allerdings viel weniger neue Mitglieder dazu als früher, so dass die nun als Innungen firmierenden Vereinigungen durch normale Abgänge oder Geschäftsaufgaben aus wirtschaftlichen Gründen mehr Mitglieder verloren als hinzugewannen und somit immer mehr Substanz einbüßten.¹⁸ Da die Innungen den fachlich qualifizierten Teil des Handwerks umfassten, ist an ihrer Schrumpfung gleichzeitig die allmähliche Abnahme der Qualifikation im Gesamthandwerk gut abzulesen. Auch aus den Lüneburger Unterlagen wird deutlich, dass die Innungen nach 1866 personell sehr konstant blieben, was angesichts des geringen Nachwuchses an Jungmeistern neben dem absoluten Substanzverlust zusätzlich noch dazu führte, dass das Durchschnittsalter der Innungsmeister kontinuierlich zunahm und einzelne Innungen sogar regelrecht vergreisten.¹⁹

in Bayern von 1799 bis 1868. Nebst einem einleitenden Überblick über die Entwicklung des Zunftwesens und der Gewerbefreiheit in Deutschland, in: Schmoller, Gustav (Hg.), Staats- und Sozialwissenschaftliche Forschungen II, 1. Heft, Leipzig 1879 sowie Kaufhold, Karl Heinrich, Handwerksgeschichtliche Forschung in der Bundesrepublik Deutschland. Überlegungen zur Entwicklung und zum Stande, in: Ulrich Engelhardt (Hg.), Handwerker in der Industrialisierung. Lage, Kultur und Politik vom späten 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert, Stuttgart 1984, S. 20–33.

17 Museum für das Fürstentum Lüneburg (MFLG), Handwerk I, 1, acta gen. (1618–1909), Handwerk allgemein, hier: Ob Zunft, ob Gewerbefreiheit oder Beiträge zur Reform des Gewerbewesens im Königreich Hannover, von J. L. Gehrke, Färbermeister in Hildesheim, 1866.

18 Siehe MFLG, Handwerk I bis XXV. Die dort enthaltenen Ein- und Ausschreibebücher sowie Protokolle der Lüneburger Innungen.

19 Siehe exempl. ebda, Handwerk IV, Böttcher etc. In der gleichnamigen Innung (Salztonnenböttcher) feierten in den Jahren 1884 bis 1889 gleich sechs Meister ihre 50-jährige Zunft-/Innungsmitgliedschaft. Von den übrigen 10 Mitgliedern waren immerhin acht ebenfalls seit über 20 Jahren Zunft-/

Der Verringerung der Meisterzahlen entsprach eine noch stärkere bei Gesellen und Lehrlingen.²⁰ Da die Lehrlinge und Gesellen sich praktisch jederzeit selbstständig machen konnten, verspürten immer weniger Meister die Neigung, über den unverzichtbaren Eigenbedarf hinaus auszubilden, griffen verstärkt auf die Mitarbeit von Familienmitgliedern zurück oder arbeiteten lieber gleich alleine.²¹ In den bereits vor 1866 schwach besetzten Lüneburger Gewerken führte das in Verbindung mit dem Mangel an neuen Mitgliedern zu einem Aussterben der Innung und damit zu einem Versiegen der organisierten Ausbildung. Hier beschleunigte die Gewerbefreiheit teilweise auch nur einen sich ohnehin bereits seit dem Aufkommen der Großbetriebe vollziehenden Prozess der Verdrängung unzeitgemäßer Gewerke, wie etwa die der Weber, Nagelschmiede oder auch der Knopfmacher.

Auch wenn aber im Laufe der Zeit immer mehr Innungen verschwanden, blieb dieser Vorgang zumindest in Lüneburg die Ausnahme von der Regel, denn die meisten hiesigen Gewerke erhielten ihre Vereinigungen die gesamte Zeit der Gewerbefreiheit über aufrecht und bildeten zumindest den Nachwuchs für ihren Eigenbedarf weiterhin aus. In welchem Umfang und mit welcher Qualität die nicht organisierten Lüneburger Handwerker ihrerseits ausbildeten, ist weitgehend unbekannt. Immerhin lassen die diesbezüglichen Missfallensäußerungen aus Innungskreisen vermuten, dass auch dort Lehrlinge angenommen wurden.²² Entscheidend war jedoch, dass auf dem Gebiet der Ausbildung der aufgrund der Gewerbefreiheit eingetretene Substanzverlust innerhalb des organisierten Handwerks von den nicht organisierten Handwerkern offenbar weder quantitativ noch qualitativ aufgewogen werden konnte.

Deshalb verfolgte die Regierung im Jahre 1879 mit ihrer Initiative zur Wiederbelebung des Innungswesens neben der reinen Bestandsaufnahme auch bereits wesentlich weiter reichende Ziele. Denn die noch vorhandenen Innungen sollten künftig wieder wichtige Aufgaben im Rahmen der allgemeinen Gewerbeförderung übernehmen. Zur Erklärung dieses allmählichen Wandels in der Wertschätzung der handwerklichen Vereinigungen muss allerdings ein etwas weiterer Bogen geschlagen

Innungsmitglieder. Die personelle Kontinuität in den anderen Lüneburger Innungen lässt auf ähnliche Verhältnisse schließen.

20 STA LG AA G3a, Acta betr. die Beschränkung der Aufnahme von neuen Mitgliedern bei hiesigen Gilden, auch Übersicht über die Verhältnisse der Zünfte in hiesiger Stadt (1846/48) sowie STA LG AA P1, No. 55, Acta betr. Die Ausführung des Erlasses des Herrn Ministers für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten vom 4. Januar 1879 wegen Wiederbelebung der Innungen (1879–1896). Die Zahl sämtlicher Gesellen hatte in Lüneburg 1848 noch 453 betragen, im Jahr 1879 waren es nurmehr etwa 150. Zu den Lehrlingszahlen existieren nur schriftliche Äußerungen, die jedoch eindeutig auf einen mindestens ebenso starken Rückgang schließen lassen.

21 Siehe ebda.

22 Siehe STA LG, AA P1h, No. 55, acta gen. betr. Die Ausführung des Erlasses (...) vom 4. Januar 1879, a.a.O., Anhörung der Lüneburger Innungsvorstände aufgrund der angeordneten Erfassung des Standes und der inneren Verhältnisse des Innungswesens in der Stadt Lüneburg durch den Magistrat vom 26. Mai 1879. Es erschienen die Vorsteher aller größeren Innungen. Die sehr kleinen Innungen der Gürtler, Hutmacher, Posamentierer, Zinngießer, Kupferschmiede und Reepschläger erschienen nicht. Dort wurde auch über die Situation des Lehrlingswesens gesprochen.

werden. Mittlerweile hatte sich nämlich gezeigt, dass die Gewerbefreiheit nur für die junge deutsche Industrie segensreich gewirkt hatte, indem sie den großzügig mit Kapital versorgten Fabriken unmittelbar nach 1871 zunächst eine bisher ungeahnte Expansion ermöglicht und der Börse in Berlin ihren ersten Boom beschert hatte.²³ Demgegenüber hatte sie auf dem Handwerkssektor, wie zu sehen war, zu einem starken zahlenmäßigen Rückgang der Ausbildung geführt.²⁴ Dies wiederum hatte zur Folge, dass die Großbetriebe nicht mehr wie bisher ihren Fachkräftebedarf aus dem Handwerk decken konnten. Hierdurch war nun auch der industrielle Sektor in eine Qualitätskrise geraten, die sich zunehmend negativ auf die Exportindustrie auswirkte und mit dazu beitrug, den Industrieboom der frühen 1870er Jahre zu beenden. Besonders deutlich wurde die Misere im Zusammenhang mit dem deutschen Beitrag auf der Weltausstellung in Philadelphia/USA im Jahre 1876. Dort hatten nämlich nicht nur die ausländischen, sondern auch sämtliche deutschen Jurymitglieder ein vernichtendes Urteil über die deutschen Industrieprodukte gefällt, die ganz offiziell als „billig und schlecht“ bezeichnet wurden.²⁵ Diese harten Worte lösten eine lebhaftige Kontroverse aus und bescherten den deutschen Juroren in ihrer Heimat viel unsachliche Kritik, trugen jedoch auch dazu bei, die deutschen Fabrikanten aufzurütteln und sie dazu zu bringen, sich ernsthaft Gedanken über eine Verbesserung der Qualität ihrer Produkte zu machen. Eine der zentralen Forderungen der Industrie wurde seitdem, dass das Handwerk wieder dazu gebracht werden müsste, wie früher massenhaft qualifizierte Fachkräfte (natürlich vor allem für die Industrie) auszubilden, ohne freilich vom allgemeinen Prinzip der Gewerbefreiheit abzuweichen.²⁶

23 Das flüssige Kapital war natürlich im Wesentlichen kreditiert und entstammte zum Großteil den 5 Mrd. Goldfrancs, die Frankreich nach dem verlorenen Krieg als Kontribution an Deutschland hatte zahlen müssen. Siehe dazu u. a. bei Henning, F. W., *Handbuch der Wirtschafts- und Sozialgeschichte Deutschlands*, Bd. 2: *Deutsche Wirtschafts- und Sozialgeschichte im 19. Jahrhundert*, Paderborn 1996.

24 Die Quellen, die dies beklagen, sind überaus zahlreich und können hier nicht einzeln zitiert werden. Eine sehr gute Zusammenfassung findet sich bei Mohr, Daniel (Diss. phil.), *Auseinandersetzungen (...)*, a. a. O. speziell für das Handwerk des Königreiches Hannover wäre hier die Vorstellung der Zünfte und Gilden an das Innenministerium vom Frühjahr 1861 zu nennen, in welcher ausdrücklich auf die Folgen der Gewerbefreiheit in Preußen verwiesen wird, siehe MFLG, *Handwerk I*, 1, Acta gen. (1618–1909), *Handwerk allgemein*.

25 Der wichtigste war Franz Reuleaux, Direktor des Berliner Gewerbeinstituts, siehe bei: Franz Reuleaux, *Briefe aus Philadelphia, Braunschweig 1877*. Dort heißt es u. a.: „Wenn wir deutschen Jurymitglieder abends (...) ermüdet unsere Blicke durch die Abendsonne schweifen lassen, (...), erschädigt uns der Anblick (...) und lässt uns vergessen, dass die Produkte der deutschen Industrie weit hinter unseren Wünschen zurückgeblieben sind. Denn es darf nicht verhehlt, es muss sogar laut ausgesprochen werden, dass Deutschland eine schwere Niederlage auf der Philadelphier Ausstellung erlitten hat.“ Reuleaux’ Äußerungen und seine anschließenden Aktivitäten zur Sicherung der deutschen Industriestandards trugen zur Erneuerung der Wirtschaftsgesetze in den 1890er Jahren bei und bahnten damit schließlich auch den Weg zur allmählichen Qualitätssteigerung deutscher Exportprodukte. Erst seit jenen Jahren wurde der zuvor als Warnung angebrachte Hinweis „Made in Germany“ zunehmend als Ausweis für hochwertige Waren verstanden.

26 Siehe hierzu u. a. bei Kroker, Evelyn, *Die Weltausstellung im 19. Jahrhundert. Industrieller Leistungsnachweis, Konkurrenzverhalten und Kommunikationsfunktion unter Berücksichtigung der Montanindustrie des Ruhrgebietes zwischen 1851 und 1880*, 1975.

Exakt dies schlug die Regierung den Vorstehern der Innungen in ihrer Aufforderung zur „Wiederbelebung des Innungswesens“ vom 6. Januar 1879 dann auch tatsächlich vor.²⁷

Der Denkfehler bei dieser Vorgehensweise lag darin, dass sie Ursache und Wirkung vertauschte. Denn die unbefriedigende Ausbildungssituation war ja eine direkte Folge der fachlichen Voraussetzungslosigkeit für den selbstständigen Betrieb eines Handwerks. Insofern war es höchst unrealistisch, einerseits die Organisationen des Handwerks aufzufordern, qualitativ hochwertig auszubilden und andererseits die Ausübung der handwerklichen Berufe von jedem Befähigungsnachweis zu befreien. Dieser Widerspruch wäre nur durch eine Überwindung der Fragmentierung des Handwerks in Qualifizierte und Unqualifizierte möglich gewesen. Dies jedoch wäre zwangsläufig auf eine gesetzliche Einschränkung der Gewerbefreiheit im Handwerkssektor hinausgelaufen, und genau dazu war die Regierung 1879 noch nicht bereit.

Dementsprechend erfolglos verliefen daher auch in Lüneburg die Verhandlungen zwischen dem Magistrat und den versammelten Vorstehern von 20 Innungen.²⁸ Die Handwerksmeister zeigten sich von der wohlgesetzten Prosa des Ministeriums wenig beeindruckt, in der von ihnen die Herstellung von „Zucht und Ordnung“ im Lehrlingswesen, die einheitliche und zahlreiche „Belehrung“ der Lehrlinge, die Gründung von Genossenschaften, Fortbildungsschulen, Krankenkassen sowie die Errichtung überregionaler Institutionen, die all dies überwachen sollten, gefordert wurde.

Die Lüneburger Innungsvorsteher beließen es jedoch nicht bei bloßer Ablehnung, sondern erklärten auch konkret und sachlich, wie sie das Problem und seine mögliche Lösung sahen. So ließ sich der Vorsteher der Schuhmacherinnung, ein Meister Hoffmann, dahingehend vernehmen, dass

„durch die unbeschränkte Gewerbefreiheit (...) die Handwerker-Innungen fast bedeutungslos geworden (...) seien. Es bedürfe zunächst einer Abänderung der Gewerbeordnung, (...) damit dem Handwerksmeister bei seinem innungsmäßigen und sehr viel aufwendigerem Gewerbebetriebe ein amtlicher Schutz gewährt werde. Innungen, welche nur für die Production von Gesellen und Lehrlingen für die Industriellen (...) dienen sollten, könnten dem Handwerk nicht nützen.“²⁹

Schnell stellte sich heraus, dass sich die anwesenden Meister in fast allen wesentlichen Punkten einig waren. Als der Magistrat dazu aufforderte, die gewünschten

27 STA LG AA P1, No. 55, Acta betr., Die Ausführung des Erlasses des Herrn Ministers für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten vom 4. Januar 1879 wegen Wiederbelebung der Innungen.

28 Siehe STA LG, AA P1h, No. 55, acta gen. betr. Die Ausführung des Erlasses (...) vom 4. Januar 1879, a.a.O., Anhörung der Lüneburger Innungsvorstände aufgrund der angeordneten Erfassung des Standes und der inneren Verhältnisse des Innungswesens in der Stadt Lüneburg durch den Magistrat vom 26. Mai 1879. Auch im Folgenden ebda.

29 Siehe ebda.

Änderungen der Gewerbeordnung näher zu bezeichnen, führten die Vorsteher einstimmig aus, dass

„der §14, wonach für den selbständigen Betrieb eines Geschäfts die bloße obrigkeitliche Anmeldung genüge, geändert werden müsse. (...). Ferner wurde die allgemeine Wiedereinführung von Arbeitsbüchern als im Interesse des Handwerkerstandes liegend angesehen. (...). Die Vorschriften des Lehrlingswesens würden dahingehend zu ändern sein, dass nur ein Meister, der selbst seine Befähigung nachgewiesen habe, Lehrlinge halten dürfe. Einstimmig erklärte man ferner, dass (...) Unterschiede zwischen Handwerk und Fabrikarbeit in der Gesetzgebung festgestellt werden müssten, bevor die Innung eine gedeihliche Wirksamkeit entfalten könnte. Eine solche könne am besten durch die Bildung specieller staatlicher Handwerker-Kammern erreicht werden“.³⁰

Obwohl sich die Lüneburger Handwerker mit ihren Forderungen und Wünschen durchaus im Einklang mit denen praktisch sämtlicher organisierter Handwerker im Reich befanden, trafen sie bei der Regierung zunächst auf taube Ohren. Erst wenn sich eine Wiederbelebung des Innungswesens auf der Grundlage der Gewerbefreiheit als völlig unmöglich erweisen sollte, war man in Berlin bereit, eine Änderung der Gewerbeordnung überhaupt zu erwägen. Dementsprechend wurde auch die Forderung nach Bildung von „Handwerker- oder Gewerbekammern“, zunächst rundweg abgelehnt.³¹

Wie überall sonst in Deutschland, zeitigte die 1879er Initiative zur Wiederbelebung des Innungswesens daher auch in Lüneburg wenig Folgen. Mittelbar setzte sie jedoch innerhalb des Handwerks einen Umdenkungsprozess in Gang. Den verbliebenen organisierten Handwerkern wurde nämlich zunehmend bewusst, dass tatsächlich kein Weg an einer Stärkung ihrer Organisationen vorbeiführte, wenn sie ihre eigenen Vorstellungen und Ziele wirksamer als bisher vertreten wollten.

Auf Landes- und Reichsebene bildeten sich Anfang der 1880er Jahre die ersten handwerklichen Verbände, die nun ihrerseits die Innungen in den Städten zum Beitritt aufforderten.³² Auch wenn einige dieser neuen Vereinigungen zunächst nicht viel mehr als Notgemeinschaften waren, die sich aus vielen verschiedenen Berufen aber nur wenig Mitgliedern zusammensetzten, so waren es doch die ersten Versuche der Sammlung von und der politischen Interessenvertretung für die vielen verstreuten handwerklichen Kleingewerbetreibenden seit Errichtung der Gewerbefreiheit.

Vor dem Hintergrund der anhaltenden Wirtschaftskrise und der allmählich auch im Reichstag hörbar werdenden Vorstellungen des gewerblichen Mittelstandes

³⁰ Siehe ebda.

³¹ STA LG AA P1, No. 55, Acta betr. Die Ausführung des Erlasses des Herrn Ministers für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten vom 4. Januar 1879 wegen Wiederbelebung der Innungen.

³² Siehe hierzu u.a. bei Schmoller, Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert, Halle 1970 sowie Otto, Eduard, Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung, Leipzig und Berlin 1913.

nahm die Regierung schließlich eine erste wichtige Begrenzung der Gewerbefreiheit im Handwerkssektor vor. Am 18. Juli 1881 legte eine Novelle zur Gewerbeordnung fest, dass Handwerksinnungen, die über rechtmäßige Statuten und ausreichend Mitglieder verfügten, den Status öffentlich-rechtlicher Korporationen sowie die Befugnis zur Regelung des Lehrlingswesens erhalten sollten.³³ Durch diese formale Aufwertung und die Verbindung von Ausbildungsbefugnis und Innungsmitgliedschaft bekamen die Innungen im Laufe der 1880er Jahre wieder spürbaren Zulauf. Außerdem bestand nun die Chance, dass der handwerkliche Nachwuchs stärker als bisher von qualifizierten Handwerkern ausgebildet werden würde. Freilich konnten auch Unorganisierte weiterhin Gehilfen halten, soviel sie wollten. Auch gab es keinerlei einheitliche Ausbildungsvorschriften oder eine Gewissheit, dass das Handwerk nun wieder bereit sein würde, verstärkt auszubilden.

Trotzdem zeigten sich auch im Lüneburger Handwerk bald positive Auswirkungen des Gesetzes von 1881. Aus dem Innungsnachweis, den der Magistrat der Landdrostei im Jahre 1887 vorlegte, ging zwar einerseits hervor, dass sich die Zahl der Innungen seit 1879 von 26 auf 17 weiter verringert hatte, andererseits hatte deren Mitgliederzahl erheblich zugenommen, wie die folgende Übersicht zeigt:

Korporationen und deren Mitglieder im Lüneburger Handwerk der Jahre 1879 und 1887³⁴:

Lfd. Nr.:	Gewerk/ Innung:	Innungsmitglie-der 1879:	Innungsmitglieder 1887:	Lehr-linge 1887:	Reichsverb.-Mitgl. 1887:
1.	Barbiere	–	9	8	Dt. Barbier- u. Perückenmacher / Berlin
2.	Brauer	10	–	–	–
3.	Buchbinder	3	–	–	–
4.	Drechsler	5	–	–	–
5.	Glaser	5	9	1	Bund dt. Glaserinnungen
6.	Gold- u. Silber- schmiede	3	8	–	–
7.	Bäcker	–	31	19	–
8.	Gürtler	1	–	–	–
9.	Hutmacher	1	–	–	–

33 Siehe Handwerksarchiv Gifhorn der Kreishandwerkerschaft Gifhorn (HWA GF), II, Dok. No. 141 vom 18.07.1881 mit Musterstatut, welches von sämtlichen Innungen angenommen werden musste.

34 STA LG AA P1h, No. 55, Acta betr. Die Ausführung des Erlasses des Herrn Ministers für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten vom 4. Januar 1879 wegen Wiederbelebung der Innungen (1879–1896). Sämtliche hier aufgelisteten Innungen hatten zwischen 1882 und 1885 neue Statuten verabschiedet. Von diesen Innungen waren die der Bauhandwerker und Bäcker Neugründer.

10.	Klempner	6	9	4	–
11.	Posamentierer	2	–	–	–
12.	Korbmacher	6	7	2	–
13.	Kupferschmiede	2	–	–	–
14.	Kürschner	4	–	–	–
15.	Leineweber	8	–	–	–
16.	Lohgerber	5	–	–	–
17.	Maler	8	15	22	Dt. Malerbund / Bremen
18.	Baugewerkenamt*	–	21	46	Dt. Baugewerken-Innungsverband / Berlin
19.	Stellmacher	5	8	6	Dt. Stellmacherbund / Berlin
20.	Reepschläger	3	4	1	–
21.	Sattler	12	20	8	–
22.	Böttcher	18	13	12	Dt. Böttcher-Innungs-Verband / Berlin
23.	Schlachter	18	24	14	Dt. Schlachterverband / Görlitz
24.	Schmiede/Schlosser	20	36	41	–
25.	Schneider	44	48	6	–
26.	Schuhmacher	65	64	11	Dt. Schuhmacherbund / Berlin
27.	Tischler	15	42	28	Bund dt. Tischlerinnungen / Berlin
28.	Töpfer	5	9	2	–
	Summe:	275	369	231	9

* Umfasst Maurer, Steinhauer, Zimmerer, Dach- und Schieferdecker.

Auffällig ist, dass sich die Innungen der Tischler, Schmiede/Schlosser, Schlachter, Sattler und Maler offenbar besonders gut entwickelt hatten. Sie wiesen nicht nur einen erheblichen Mitgliederzuwachs auf, sondern bildeten auch wieder relativ viele Lehrlinge aus, verfügten also über einen klassischen Aufstiegsindikator. Auch das 1883 gegründete Lüneburger Baugewerkenamt wies diese günstigen Merkmale auf. Aber selbst unter den übrigen Innungen mit gemächlicherer Entwicklung waren es nur die Böttcher und die Schuhmacher, die gegenüber 1879 keinen Mitgliederzuwachs zu verzeichnen gehabt hatten.

Im Jahr 1887 waren immerhin schon neun Lüneburger Innungen Mitglieder in entsprechenden Reichsinnungsverbänden geworden, was für ein wachsendes handwerkspolitisches Verständnis spricht und belegt, dass die Wichtigkeit zentraler Verbände zunehmend auch in den lokalen Vereinigungen gesehen wurde. Die wichtigste Folge des 1881er Gesetzes war jedoch, dass innerhalb des Handwerks nun spürba-

re Verbesserungen auf dem Gebiet der Lehrlingsausbildung in Angriff genommen wurden. So kam es nun vielerorts zur Errichtung von Schulen durch Innungen und städtischen Behörden gemeinsam³⁵. Am 10. September 1887 wurde auch in Lüneburg die erste gewerbliche Fortbildungsschule gegründet, deren Satzung festlegte, dass

„sämmliche Handwerkslehrlinge, welche bei hiesigen Handwerksmeistern in Arbeit stehen (...), verpflichtet sind, die (...) Fortbildungsschule (...) zu besuchen (...)“.³⁶

Für den Besuch der Schule hatte der Lehrherr pro Quartal einen Betrag von 1,25 Reichsmark vorab zu entrichten. Angestellten von nicht organisierten Handwerkern, so genannten „gewerblichen Arbeitern“ war der Besuch der Schule zum gleichen Preis freigestellt, „wenn der Platz ausreicht“.³⁷ Allerdings musste der Arbeiter das Schulgeld im Zweifelsfall selbst entrichten, da sein Arbeitgeber als Nicht-Innungsmitglied zur Zahlung nicht verpflichtet war.

Obwohl das Lüneburger Handwerk zwischen 1879 und 1887 unleugbar einen Aufschwung verzeichnete, blieb die Reorganisation auf dem Sektor der Qualifikation dennoch unvollendet und blieben die Bestimmungen relativ unverbindlich, denn auch die 1881er Novelle beließ die Gewerbefreiheit im Kern unangetastet. Nach wie vor waren die Innungen vor Ort sich größtenteils selbst überlassen, lediglich teilweise unterstützt durch Reichsverbände oder Behörden, die sich um Vereinheitlichungen auf dem Ausbildungs- und Prüfungssektor bemühten. Aber die Behörden waren selbstverständlich an die bestehende Gewerbeordnung gebunden und die Verbände konnten nichts gegen den Willen ihrer Mitglieder durchsetzen. Außerdem umfassten sie, wie auch die Innungen, nur einen Teil des Handwerks, so dass der unbefriedigende Zustand der Fragmentierung des Handwerks weiter bestehen blieb.

Vor allem war überhaupt noch kein Fortschritt auf dem Sektor der Qualifizierung der handwerklichen Unternehmer erreicht worden, da die selbstständige Ausübung eines jeden Handwerks immer noch ohne jeglichen Befähigungsnachweis möglich war. Solange aber die Anleitung von Lehrlingen auf den Schultern von Ausbildern lag, die vielfach selbst keine ordentliche Ausbildung absolviert hatten, blieben die Resultate beim handwerklichen Nachwuchs unbefriedigend. Da die Regierung sich jedoch auch weiterhin nicht aufgefordert fühlte, einheitliche Standards zu schaffen oder geeignete Institutionen mit der Schaffung dieser Standards zu beauftragen, blieb das Handwerk mit der Situation auch weiterhin unzufrieden.

35 Siehe ebda., Ortstatut betreffend die gewerbliche Fortbildungsschule in Lüneburg vom 10. September 1887. Seit dem ersten Juli 1883 waren zwar eigentlich bereits alle Lehrlinge verpflichtet, eine Fortbildungsschule zu besuchen, aber die Durchführung dieser Vorschrift scheiterte zunächst an Mittelknappheit. Die Aufbringung der Kosten für die Schulen erfolgte in der Regel von der betreffenden Stadt und dem Handwerk vor Ort gemeinsam. So war es auch in Lüneburg.

36 Siehe ebda.

37 Siehe ebda.

Diese Stimmung wird auch in den Berichten deutlich, welche die im Jahre 1886 errichtete Gewerbekammer für den Regierungsbezirk Lüneburg jährlich der Provinzialregierung zu erstatten hatte.³⁸ So hieß es etwa in dem 1886er Bericht über die Stimmung in den Schlüsselhandwerken des Baugewerbes wie folgt:

„Mit Freuden sind in den Handwerksbetrieben die Anordnungen der Regierung begrüßt worden, welche auf eine beabsichtigte Wiedereinführung der Meisterprüfungen im Baugewerbe (...) schließen lassen. (...) Die fernere Hoffnung der Meister des Baugewerbes, dass nach dem Grundsatz „Lehren darf nur derjenige, welcher gelernt und dies nachgewiesen hat“, ferner das Halten von Lehrlingen nur geprüften Meistern zu gestatten sein wird, dürfte eine nothwendige Folge der Meisterprüfungen sein.“³⁹

Ohne selbst viel ausrichten zu können, registrierte die Lüneburger Gewerbekammer detailliert die teilweise beklagenswerten Zustände innerhalb des heimischen Handwerks, was mit einer gewissen Zwangsläufigkeit dazu führte, dass sie sich dessen Standpunkte allmählich zu eigen machte. Ein Jahr später klang dies bereits folgendermaßen:

„Im Bauhandwerk zeigt sich (...) ein bedeutender Rückschritt in den bautechnischen Leistungen. Als Haupt-Factoren, welche dies begründen, muss man die unsolide, rasche Ausführung (...), die durchschnittliche Abnahme der Fachkenntnisse und Pflichttreue, sowohl der Meister wie der Gesellen, die allgemeine Verbreitung des Pfschertums und des daraus resultierenden Zwangs zum Unterbieten (...) bezeichnen. (...). Eine weitere Folge der zügellosen Gewerbefreiheit ist es, dass das Baugewerbe heute keineswegs überall in den Händen leistungsfähiger erfahrener Meister ruht. Dies bestätigen auch die Regierungs-Techniker, welche geglaubt hatten, der Meisterstand sei überflüssig, (...), bis sie eines besseren belehrt wurden (...). Der (...) Grund für den Rückgang des Baugewerbes besteht (...) darin, dass beliebige Handel- und Gewerbetreibende Bauunternehmer wurden und (...) die Freiheit in vollem Umfange, ohne weiter an die Zukunft zu denken, benutzten. (...). Die Nachteile, die hierdurch das Publicum, der ordentliche Unternehmer, der Staat gehabt hatten, sind bekannt genug und werden sich immer noch herausstellen.“⁴⁰

Ein weiteres Problem entstand dadurch, dass die Gewerbefreiheit auch viele qualifizierte Handwerker indirekt zum „Pfschertum“ zwang. Von den Ungelernten in ihrem eigenen Handwerk unterboten und im Verdienst gedrückt, begannen diese

38 Siehe STA LG, AA G3a, Gewerbesachen, Acta betr. Die Errichtung einer Gewerbekammer für den Regierungsbezirk Lüneburg, 1886 ff. Dieser Kammer gehörten als Mitglieder 2 Vertreter der großen und 2 der kleinen landwirtschaftlichen Betriebe, 4 Vertreter des Handwerks, 3 Vertreter der Industrie, 3 Vertreter des Handels und ein Vertreter der Schifffahrt an. Im Wesentlichen bestand die Aufgabe der Gewerbekammern in der Berichterstattung an die Oberbehörde und in deren Beratung. Hoheitliche Kompetenzen besaßen sie nicht.

39 Siehe ebda., Bericht der Gewerbekammer von 1886.

40 Siehe ebda., Bericht der Gewerbekammer von 1887.

notgedrungen, in fremden Gefilden zu wildern und wurden dadurch ihrerseits zu „Pfuschern“. Wozu dies führte, beschrieb ein empörter Lüneburger Klempner im Jahr 1887 so:

„Eine Tafel Zink und ein Dachziegel oder Schiefer sind doch wahrlich ganz unterschiedliche Materialien, ebenso wenig wie ein LötKolben und eine Cementkelle verglichen werden kann. Wenn daher ein Dachdecker, wie hier erst geschehen,(...), Klempnerarbeiten, (...) ausführt, so kann unmöglich etwas Solides geleistet werden, und bei solcher Arbeit kommt die Zinkarbeit in Misscredit und die Preise werden weiter gedrückt.“⁴¹

Es blieb also auch weiterhin schwierig. Mit der Regelung, dass nur Innungsmitglieder Lehrlinge ausbilden durften, hatte das 1881er Gesetz den Innungen zwar zunächst wieder vermehrt Mitglieder zugeführt, aber Ende der 1880er Jahre stockte die Entwicklung wieder, so dass ein erheblicher Teil der Lüneburger Handwerker seinen Organisationen vor Ort auch weiterhin fernblieb. Als der Lüneburger Magistrat im Zusammenhang mit dem Gewerbegesetz vom 26. Juli 1897, welches die reichsweite Errichtung von Handwerkskammern zum Jahr 1900 vorschrieb und auch die Bildung von Zwangsinnungen auf Kreisebene erlaubte, eine Bestandsaufnahme des städtischen Innungshandwerks durchführte, wick diese auf den ersten Blick nur wenig von der des Jahres 1887 ab:

Ansässige Handwerker und deren Korporationen in Lüneburg in den Jahren 1887 und 1897 ⁴²

Lfd. Nr.:	Gewerk/ Innung:	Innungs- mitglieder 1887:	Innungs- mitglieder 1897:	Nichtinnungs- mitglieder I 1897*:	Nichtinnungs- mitglieder II 1897**:
1.	Barbiere	9	8	2	–
	Bildhauer	–	–	–	9
2.	Brauer	–	–		–
3.	Buchbinder	–	–	–	8
	Bürstenbinder	–	–	–	2
	Färber	–	–	–	3
4.	Drechsler	–	–	–	6
	Gelbgießer	–	–	–	2
5.	Glaser	9	9	1	–
	Goldarbeiter	–	–	–	5

⁴¹ Siehe ebda.

⁴² Siehe STA LG, SA I Gb 2, Die Bildung von Innungen und Zwangsinnungen aufgrund des Reichsgesetzes vom 26. Juli 1897, Magistrat LG an Regierungspräsident LG vom 18. August 1897.

6.	Gold- u. Silberschmiede	8	6	–	–
7.	Bäcker	31	32	7	–
10.	Klempner	9	8	2	–
11.	Posamentierer	–	–	–	1
	Kammacher	–	–	–	1
12.	Korbmacher	7	5	2	–
	Kunstgärtner	–	–	–	10
15.	Leineweber	–	–	–	3
16.	Lohgerber	–	–	–	3
17.	Maler	15	18	4	–
	Messerschmiede	–	–	–	2
	Müller	–	–	–	2
	Optiker	–	–	–	1
	Fotografen	–	–	–	6
18.	Baugewerkenamt*	21	24	2	–
19.	Stellmacher	8	6	2	–
20.	Reepschläger	4	2	1	–
21.	Sattler	20	18	2	–
22.	Böttcher	13	12	–	–
	Schirmmacher	–	–	–	3
	Schornsteinfeger	–	–	–	1
23.	Schlachter	24	25	–	–
24.	Schmiede/Schlosser	36	38	5	–
25.	Schneider	48	46	23	–
26.	Schuhmacher	64	65	50	–
27.	Tischler	42	42	8	–
28.	Töpfer	9	8	3	–
	Uhrmacher	–	–	–	14
	Vergolder	–	–	–	3
	Zinngießer	–	–	–	1
	Summe:	369	372	114	86

* Für diese Gewerke bestanden 1897 in Lüneburg Innungen.

** Für diese Gewerke bestanden 1897 in Lüneburg keine Innungen.

Interessant ist, dass für das Jahr 1897 erstmals seit 1848 die Gesamtzahl der in Lüneburg selbstständigen Handwerker vorliegt. Vergleicht man die 1897er Zahlen mit

denen von 1879 und 1887, so darf man annehmen, dass die Zahl der in Innungen organisierten Handwerker auch während der Gewerbefreiheit in Lüneburg stets über derjenigen der Nichtorganisierten gelegen hat. Auffällig ist auch, dass die in Lüneburg registrierten Handwerker der Jahre 1848 (546) und 1897 (572) zahlenmäßig nur geringfügig voneinander abweichen.⁴³ Offenbar war der Handwerkssektor in Lüneburg während der gesamten zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts quantitativ verhältnismäßig stabil, jedenfalls soweit es die selbstständigen Handwerker betraf. Damit jedoch wurde ein Hauptziel der Gewerbefreiheit, nämlich die Freisetzung eines bislang unterdrückten unternehmerischen Potenzials, zumindest innerhalb des Lüneburger Handwerks offenbar verfehlt.

Des Weiteren weist die Liste von 1897 gegenüber den älteren Übersichten einige völlig neue handwerkliche Berufe auf, während einige alte entweder bereits verschwunden oder am Absterben waren, wie etwa die Korbmacher. Neu waren dagegen etwa die Gelbgießer, Kunstgärtner, Optiker, Fotografen und Schirmmacher.

Das Gesetz von 1897 hatte in der Folge einen sehr positiven Einfluss auf die weitere Entwicklung des gesamten Handwerkssektors in Deutschland. Mit Errichtung der Handwerkskammern durch den Staat kehrten wieder Verbindlichkeit, Qualität und Einheitlichkeit in das handwerkliche Ausbildungswesen ein. Praktische und theoretische Anforderungen und Prüfungen wurden nun ebenso vereinbart wie Kontrollen der Ausbildungsfähigkeit der Betriebe sowie Standards zur Produktqualität. Handwerkliche Betriebe konnten fortan nicht mehr ausweichen, wenn ihnen die Qualitätsansprüche der Innungen zu hoch waren, denn in den neuen Kammern waren sie nun Pflichtmitglieder und an die dort festgelegten Regularien gebunden. Parallel zur Errichtung der regionalen Kammern vollzog sich vielerorts verstärkt die Bildung von Zwangsinnungen.⁴⁴ Auch in Lüneburg konstituierten sich sämtliche bisher freie handwerkliche Vereinigungen bis zum Jahr 1899 zu Zwangsinnungen neuen Typs.⁴⁵

Seit 1897 bot der Staat dem Handwerk also wieder einen einheitlichen ordnungspolitischen Rahmen. Er tat dies nicht, weil ihn etwa ein politisch mächtiges Handwerk dazu hätte zwingen können, sondern aus volkswirtschaftlicher Einsicht und den Erfahrungen aus nahezu dreißig Jahren Gewerbefreiheit. Ausschlaggebend war die zeitlose Erkenntnis, dass die Gewerbefreiheit dem Handwerk, dessen Ausbildungs- und Produktionsweise auf verhältnismäßig hohen Qualifikationsstandards und Befähigungsnachweisen beruht, nicht angemessen ist. An dem Modell der produktiven Reglementierung haben sämtliche folgenden Regierungen bislang im Wesentlichen festgehalten. Das Handwerk hat deshalb seit 1897 wieder eine Leis-

43 Siehe oben, Tabelle der Zunfthandwerker 1848 und der Innungsmitglieder 1879.

44 Es handelte sich bei diesen um sog. fakultative Zwangsinnungen. Sie wurden auf Antrag der einfachen Mehrheit der selbstständigen Gewerbetreibenden eines Gewerks auf Kreisebene gebildet. Nach der Bildung, die durch die Provinzialregierung bewilligt werden musste, hatten sämtliche Angehörige des Gewerks, auch wenn sie gegen die Bildung der Zwangsinnung gestimmt hatten, dieser beizutreten.

45 STA LG SA I Gc 9, Die Förderung des Handwerks, hier Bericht des Magistrats an die Landdrostei vom 2. Juni 1899.

tungsfähigkeit entwickeln können, die ihm, im Gegensatz zu etlichen anderen deutschen Wirtschaftsbranchen, im internationalen Vergleich wieder einen Spitzenplatz beschert hat.⁴⁶

Der Versuch, die Bedeutung der Gewerbefreiheit für das Handwerk in Lüneburg und eventuell sogar darüber hinaus einzuschätzen, muss neben der ordnungspolitischen aber auch die sozioökonomische Ebene berücksichtigen. In dem Zeitraum zwischen 1871 und 1897 war das Handwerk in Deutschland, wie die anderen traditionellen Branchen auch, in den Prozess der Industrialisierung eingebunden, dessen Fortschreiten zu tief greifenden gesellschaftlichen und technischen Anpassungsprozessen führte. Die wirtschaftspolitische Entsprechung dieses Prozesses war die Gewerbefreiheit. Wenn nach 1881 das Lüneburger Innungswesen wieder erstarbte, war dies auch bereits eine Folge des sich ankündigenden neuen Gleichgewichts zwischen industrieller und handwerklicher Wirtschaft, die ihren Ausdruck zunehmend in einer neuen, nunmehr qualifizierten Arbeitsteilung fand. Der Strukturwandel, den das Lüneburger Handwerk seit der Reichsgründung durchlaufen hatte, war daher von zwei gegensätzlichen Entwicklungen gekennzeichnet: Einerseits von dem Aussterben überkommener Gewerke und Innungen, andererseits von der Modernisierung traditioneller sowie der Entstehung neuer handwerklicher Berufe. Diese Entwicklung war auch im Lüneburger Handwerk durch eine kontinuierliche Adaption neuer technischer Hilfsmittel und Produktionstechniken gekennzeichnet. So wurden von den insgesamt 25 gewerblichen Motoren, die zwischen 1870 und 1899 in Lüneburg registriert wurden, immerhin 10 in Handwerksbetrieben aufgestellt. Von den zwischen 1899 und 1902 neu registrierten 21 Motoren standen sogar 14 in Handwerksbetrieben.⁴⁷

Das Lüneburger Beispiel zeigt, dass die Zukunft des Handwerks von den meisten Wirtschaftsgelehrten des 19. Jahrhunderts falsch eingeschätzt wurde. Das Handwerk verschwand nicht, sondern passte sich an die veränderten ökonomischen Rahmenbedingungen an und erwies sich dabei nicht nur als überlebensfähig, sondern auch als überraschend innovativ. Dass es jedoch nicht nur einfach überlebte, sondern zu einem Partner der zunächst überwältigend erscheinenden Industrie werden konnte, verdankte es seiner auf Qualitätsstandards und Befähigungsnachweisen basierenden Leistungsfähigkeit oder, anders ausgedrückt, der Überwindung der völligen Gewerbefreiheit.

46 Siehe hierzu ausführlich bei Handwerkskammer Lüneburg-Stade (Hrsg.), 100 Jahre, Lüneburg 2000.

47 STA LG SA I Gc 9, Die Förderung des Handwerks. Die gesamte Leistung aller im Jahre 1902 in Lüneburg vorhandenen gewerblichen 46 Motoren (davon 24 in Handwerksbetrieben) betrug übrigens ganze 211 PS (von denen wiederum 96 PS auf die Motoren in Handwerksbetrieben entfielen).



HELMUT STUBBE DA LUZ

Die Lüneburger Jahrhundertfeier 1913 und Wilhelm Görges' kritische Haltung

Ich halte Joh. Stegen durchaus nicht für eine Heldenjungfrau, eine Lüneburger Jeanne d'Arc. [...] Hat sie wirklich das getan, was sie selbst erzählt, so hat sie Mut gezeigt, als sie in der gewaltigen Erregung jener Zeit glaubte mitwirken zu müssen, und insofern ist das, was sie getan hat, charakteristisch für die Stimmung, die damals in der Bevölkerung herrschte. Ebenso ist ihre Verherrlichung charakteristisch für die Stimmung, die in gewissen Kreisen unserer Zeit herrscht.

Wilhelm Görges (1838–1925), 2. April 1913¹

¹ Wilhelm Görges, Lüneburg vor hundert Jahren. Das Treffen am 2. April 1813, der erste Sieg in den Befreiungskriegen, Lüneburg 1913 (Anhang. Johanne Stegen, S. 75–80, hier) S. 79. Über Görges, Gymnasialprofessor, Leiter der Ratsbibliothek, Förderer des aus England kommenden Fußballs in Lüneburg (in Zeiten der Vorherrschaft des Turnens), gibt es noch keine biographische Darstellung; einige Angaben folgen weiter unten. – Abb. 1 (oben) gibt die Titelseite des Leporellos wieder, das – zweibändig – nach dem Festzug des 2. April 1913 herausgebracht wurde – mit Fotos von den wichtigsten Szenen (Der Festzug zur Erinnerung an die Jahrhundertfeier in Lüneburg, 1813–1913, Hamburg 1913); aus diesem Leporello stammen im folgenden alle Abbildungen, deren Herkunft nicht eigens angegeben ist. – Im selben Verlag (Knackstedt) und in ähnlicher Aufmachung erschien parallel: Der Festzug zur Erinnerung an die Erhebung Hamburgs vor 100 Jahren 1813–1913. In Hamburg war (dieses Mal) am 24. März gefeiert worden. Vgl. zur Tradition der „Befreiungskriegs“-Feiern in Hamburg

Mancherorts in Norddeutschland wird 2013 daran erinnert, dass vor 200 Jahren die kurzen, aber ereignisreichen Jahre der Zugehörigkeit der „Hanseatischen Departements“ zu Napoleons Empire endeten, im Zuge der von manchen bis in unsere Zeit ohne Gänsefüßchen als „Befreiungskriege“ bezeichneten Kampfhandlungen.² Während mittlerweile zunehmend darüber nachgedacht wird, ob Napoleons Entwicklungsdiktatur für die angegliederten Gebiete nicht auch eine Reihe von Chancen eröffnet, dass es sich also um mehr als eine rundherum schädliche „Franzosenzeit“ gehandelt haben könnte, war vor hundert Jahren, 1913, die „Befreiungskriegs“- oder gar „Freiheitskriegs“-Ideologie auf dem Höhepunkt ihrer Massenwirksamkeit angelangt. Deutsche Städte, nicht nur im Bereich von Napoleons einstigen Hanseatischen Departements (1811–1813/14), wetteiferten miteinander, besonders aufwendige Hundertjahrfeiern zu veranstalten. Im Prinzip liefen diese Festivitäten überall nach dem gleichen Muster ab. Es hatte auch schon genügend Vorläufer gegeben, 1838, vor allem 1863, zum Teil auch 1888. Der Wahn einer „Erbfeindschaft“ zu Frankreich war 1913 tiefer im öffentlichen Bewusstsein verankert denn je, und noch nie zuvor war derart viel Geld für „Erhebungs“- und „Völkerschlags“-Jubiläen ausgegeben worden. Wie sich bald herausstellte, geschah dies alles ein Jahr vor Beginn des Weltkriegs im August 1914; von vielen war das vieltausendfache gegenseitige Umbringen als vorprogrammiert betrachtet, ja herbeigesehnt worden. Unverhohlen wurde vorher, ja selbst noch nachher oft ausgesprochen, dass es sich bei den „Völkerschlags“- und „Befreiungskriegs“-Festen nicht zuletzt um ein Stück massenpsychologischer Aufrüstung handelte.³

Unterschiedliche Daten für die „Jahrhundertfeier“

Auffallen kann bei näherer Betrachtung, dass in unterschiedlichen Städten teils unterschiedliche Feiertage gewählt wurden – je nach dem Verlauf der 1813er Geschehnisse. In Hamburg war, nach längeren Auseinandersetzungen, im Jahr 1863 der seit 1817 senatsoffiziell begangene 18. Oktober, das Datum der „Völkerschlacht“, gegen den von vaterländisch gesinnten Nichtregierungsorganisationen favorisierten

Wilhelm Heyden. Öffentliche Feste in Hamburg zur Erinnerung an die Befreiungskriege, in: Zeitschrift für Hamburgische Geschichte (ZHG) 22 (1918), 199–213; Helmut Stubbe da Luz (Hrsg.), Carl Mönckeberg. Hamburg unter dem Drucke der Franzosen (1863/64). Mit einem Lebensbild Carl Mönckebergs, Pastor an St. Nikolai. Voraussichtlich Frankfurt a. M. 2013.

2 Vor dem Hintergrund des in der Vergangenheit vielfach ideologisch erfolgten Umgangs mit diesem Begriff empfiehlt sich ein Skepsissignal – nicht als Ausdruck sentimental-unangebrachter „Frankophilie“, sondern als Demonstration des Versuchs, sachliche Distanz einzunehmen. Auch der Ausdruck „Franzosenzeit“ wird nicht dadurch besser, dass er eine lange Tradition besitzt. Geschichtsschreibung stellt auch ein Unternehmen der Sprachkritik dar. Vgl. zum gesamten französisch-norddeutschen Okkupationskomplex Helmut Stubbe da Luz, „Franzosenzeit“ in Norddeutschland (1803–1814). Napoleons Hanseatische Departements. Bremen 2003; ders., Okkupanten und Okkupierte. Napoleons Statthalterregimes in den Hansestädten. Bd. 1–3, München 2003–2006; Bd. 5–6, München 2010; ders., Napoleons ‚Landrat‘ im Arrondissement Lüneburg / Lunebourg (1811–1813). Die Erinnerungen des Unterpräfekten Barthélemy. Dokumente, Kommentare, Artikel. Husum 2011 (Weiße Reihe des Landkreises Lüneburg, Band 20).

3 Heyden, Feste, wie Anm. 1, S. 213.

18. März ausgetauscht worden; am 18. März 1813 war ein russisches Streifkorps unter Oberst Tettenborn in die Stadt einmarschiert, und bald danach waren auf Tettenborns Appell hin eine Hanseatische Legion und eine Hanseatische Bürgergarde gegründet worden – entsprechend der gleichzeitig (15. März / 21. April 1813) ins Leben gerufenen preußischen Einrichtung einer Landwehr und eines Landsturms. Bremen, einst Hauptort des Departements der Wesermündung, erlebte 1913 zwei Hundertjahrfeiern; die erste fand am 10. März statt – auf Drängen der preußischen Regierung (Innenminister Johann von Dallwitz), die seit 1866 ein Infanterieregiment in der Hansestadt stationiert hatte. Am 10. März 1813, am Geburtstag der preußischen Königin Luise (gest. 1810), hatte König Friedrich Wilhelm III. das Eisenerne Kreuz gestiftet – „in der jetzigen großen Katastrophe, von welcher für das Vaterland Alles abhängt“. Die zweite, größere Bremer Feier war dann gewissermaßen ein „Oktoberfest“, zum Gedenken an die Leipziger Schlacht.⁴ Lünebeck, damals noch Stadtstaatswesen, war ebenso wie Bremen Garnisonsstadt (für das preußische Infanterie-Regiment „Lünebeck“ (3. Hanseatisches) Nr. 162); also wurde am 9./10. März 1913 eine „Allgemeine Gedächtnisfeier“ abgehalten, unbeschadet der Möglichkeit, weitere Jahrhundertfeste zu veranstalten. Für preußische Städte wie Altona, Cuxhaven oder auch Lüneburg war der 10. März ganz und gar unumgänglich.

1863 war in Lüneburg der 18. März zum Festtag erkoren worden; damit hatte man sich an die Hamburger Feiern angehängt, und in der Hamburger Presse war dies nicht unbemerkt geblieben.⁵ Es bestand gewiss auch ein geschichtlicher Zusammenhang: Am selben Tag, an dem Tettenborn 1813 in den bisherigen Departementshauptort Hamburg eingerückt war, hatten alle französischen Militär- und Zivilkräfte den Arrondissementshauptort Lüneburg verlassen und sich nach Bremen abgesetzt. Am 21. März war eine Abteilung Tettenborn'scher Kosaken in die Salinenstadt eingezogen.

Als jene erste „Befreiung“ der Stadt – nebst der weiteren, die im Zuge eines alliiert-französischen Hin und Her im April 1813 dann noch stattgefunden hatten – 1863 gefeiert worden war, hatten sich, bei einer Einwohnerzahl von damals 15.000 Seelen, angeblich nicht weniger als 3500 Menschen an dem Festzug beteiligt, ein Fünftel der Bewohnerschaft. Die Initiatoren, die Anfang 1913 die Werbetrommel für einen erneuten Festumzug zu rühren begannen, verwiesen gern auf den 50 Jahre zuvor erzielten Mobilisierungseffekt. Jetzt, 1913, fiel die Wahl allerdings auf den 2. April. Schon seit langem war man in Lüneburg der Überzeugung, dass das Gefecht, in dessen Verlauf der französische General Joseph Morand so schwer verwundet worden war, dass er bald darauf starb, ein welthistorisches Geschehnis gewesen sei: Der Lüneburger Chronist und Historiker Anton Christian Wedekind hatte 1845 in seinen Welthistorischen Erinnerungsblättern der Versuchung nicht widerstehen

4 Helmut Stubbe da Luz, „Der Pflicht Genüge getan.“ Bremens Historische Gesellschaft, die „Befreiungskriegs“-Jubiläen und das Bild von der „Franzosenzeit“, in: Bremisches Jahrbuch (Brem. Jb.) 92 (2012).

5 Vgl. Hamburgischer Correspondent v. 20. März 1863.



Der in russischen Diensten stehende General Dörnberg sucht den gefangen genommenen und (wie sich bald herausstellt – tödlich) verwundeten französischen General Morand auf. Nachgestellt im Rahmen des Lüneburger Festzuges vom 2. April 1913.

können, den 2. April unter die großen Daten der Weltgeschichte aufzunehmen, wenn auch mit dürren Worten: „Morands Corps in Lüneburg“,⁶ und der Gymnasiallehrer, Ratsbibliotheksleiter und Chronist Wilhelm Görge machte 1913 einen Rekord an jenem Gefecht aus: Es habe sich um den ersten Sieg in den Befreiungskriegen gehandelt; mit dieser Einschätzung stand er freilich nicht allein.⁷

„Nachspiele“

Unter eventologischem (ereigniskundlichem) Aspekt handelt es sich bei solchen Jubiläen um Nachspiele, die einem als „historisch“, also als bedeutsam, als einer Rekonstruktion für wert erachteten Geschehnis bereitet werden; wir kennen das heute vom „Tag der deutschen Einheit“. Im Zweiten deutschen Kaiserreich war ein Nationalfeiertag offiziell nicht eingerichtet, offiziös galt der Sedantag als solcher, der 2. September (1870).

Nachspiele folgen einer spezifischen Logik: Im Zuge der Betrachtung des zurückliegenden Konflikts und seiner Parteien nehmen die Betrachter die Seite einer solchen Konfliktpartei ein, lassen den Konflikt unter Beifalls- und Missfallensbekundungen noch einmal Revue passieren, begleichen möglicherweise noch weit nachträglich allerlei politisch-ideologische Rechnungen. Die einstigen Gegner können mit aktuellen Konfliktparteien in Zusammenhang gebracht werden, und vielleicht wird der einstige Konflikt vor allem deshalb noch einmal nachgespielt, weil ein aktueller Konflikt zwischen tatsächlichen oder angeblichen Nachfolgeparteien ins Haus zu stehen scheint. Solide historische Rekonstruktionsarbeit stört den Ideologie- und Emotionsaufwand eher, wenn es gewiss auch so gut wie unvermeidlich ist, dass sogar

6 Anton Christian Wedekind, Chronologisches Handbuch der neuern Geschichte. Lüneburg 1815–1817. Zweiter Teil, von dem Frieden von Preßburg bis zum Pariser Frieden (1805–1815), Lüneburg 1817, S. 152. Es handelte sich um die Fortsetzung des seit 1808 in mehreren Auflagen erschienenen Chronologischen Handbuchs der Welt- und Völkergeschichte.

7 Görge, Lüneburg (wie Anm. 1). Carl Mönckeberg hat 1864 geurteilt: „Es war das erste größere Treffen, das den großen Freiheitskampf eröffnete“ (Carl Mönckeberg, Hamburg unter dem Drucke der Franzosen. Historische Denkwürdigkeiten, Hamburg 1864, S. 77).

um Sachlichkeit bemühte Historiker zu geringen Anteilen ihrer Arbeit auch Nachspiele veranstalten, Partei ergreifen oder den Schiedsrichter spielen.⁸

In der nationalistischen, militaristischen und frankophoben Ideologie des Wilhelminischen Reiches fanden sich „Befreiungskriege“ und „Einigungskriege“ (1864–1871), Leipziger Völkerschlacht (18. Oktober 1813) und Sedantag durch Redewendungen wie „Leipzig/Einundleipzig“ oder das Diktum verbunden, „Leipzig“ sei das „Sedan“ des ersten Napoleon gewesen.⁹ Bis zum Weltkrieg zählten Leipzigfeiern und andere „Befreiungskriegs“-Gedenktage zu den Standardversatzstücken der herrschenden Erinnerungskultur.

Die Erinnerungsfeste an „1813/14“ verdienten die Bezeichnung eines Nachspiels in doppelter Weise. Bekannte Episoden von damals wurden in Festzugssegmenten nachgespielt, und Kritiker dieses Rummels hatten in Hamburg auch schon einmal den abfälligen Begriff des Kostümfestes dafür übrig gehabt.¹⁰

Einzelne Initiativen – zu einem Gesamtprogramm verbunden

Solche Gedenkfeiern konnten von staatlichen oder auch kommunalen Politikern und Behörden initiiert werden oder von Seite privater Gruppierungen, von Vereinigungen oder Unternehmen – je nachdem wo stärkere politische oder wirtschaftliche Interessen und Ressourcen damit verknüpft wurden. Beteiligt waren fast stets beide Seiten, zu wechselnden Anteilen. In Lüneburg traten 1913 als Hauptakteure der Bürgervorsteher Schäfer auf, zugleich Vorsitzender des Bürgervereins, und Oberbürgermeister Georg König. Sie knüpften damit an verschiedene kleinere Vorhaben an, die getrennt von einander von privater Seite für den 1. und 2. April ins Auge gefasst worden waren:

- An der Dahlenburger Landwehr sollte das jüngst instand gesetzte Denkmal für die Bewohner Gellers und Spangenberg der Öffentlichkeit vorgestellt werden; die beiden Männer waren am 1. April 1813 in ihrer Eigenschaft als irreguläre Kämpfer französischerseits erschossen worden.
- Die Nachfahren der „Borcke’schen Jäger“ wollten am Lüner Tor einen Gedenkstein für die Gefechte des Jahres 1813/14 setzen; Borckes Einheit hatte damals das Lüner Tor gegen hartnäckigen französischen Widerstand behaupten können.¹¹

8 Vgl. zur näheren Charakterisierung der Nachspiele Stubbe da Luz, *Okkupanten/Okkupierte* (wie Anm. 2), Bd. 6, S. 376 ff.

9 Vgl. Kirstin Anne Schäfer, *Die Völkerschlacht*, in: *Deutsche Erinnerungsorte*. Hg. v. Étienne François / Hagen Schulze. Bd. 2, München 2001, S. 187–202, hier S. 194.

10 Umfangreiche Materialien zur Jubiläumsfeier 1913 sind im Stadtarchiv der Hansestadt Lüneburg zu finden (StadtALG AA S5 Nr. 64, *Die Hundertjahr-Feier der Erhebung der Nation 1813 [1913–1914]*); zitierte Archivalien stammen aus diesem Bestand, sofern nicht anders angegeben. Herrn Dr. Thomas Lux und Herrn Jan-Christian Cordes sei für Ihre freundliche Unterstützung verbindlichst gedankt.

11 Karl August Ferdinand v. Borcke (1776–1830) hatte mit anderen Soldaten geringeren Dienstgrades für „Lüneburg“ das erste Exemplar des am 10. März 1813 von König Friedrich Wilhelm III. gestifteten Eisernen Kreuzes (Zweiter Klasse) erhalten; er fungierte als Kommandeur des Füsilierbataillons im 1. Pommerschen Infanterie-Regiment (Nr. 2); Füsilier gehörten wie Jäger zur leichten Infanterie,

- Das Denkmalskomitee unter Vorsitz von Gymnasialprofessor Dr. Theodor Meyer hatte für den 2. April die Enthüllung eines Johanna-Stegen-Denkmal vorgesehn, für das bis zuletzt eifrig gesammelt wurde; geehrt werden sollte jenes Dienstmädchen, das Borckes Füsiliere in ihrer Schürze (!) Patronennachschub verschafft und damit in entscheidender Weise zu ihrem Sieg beigetragen haben sollte.
- Der Bürgerverein hatte bereits 1912 beschlossen, am 2. April eine abendliche Vortragsveranstaltung durchzuführen – zum Thema des Lüneburger Gefechts. Als Referent war der Stadtarchivar Wilhelm Reinecke vorgesehn.¹²

Oberbürgermeister Georg König, dessen erste zwölfjährige Amtszeit 1913 abließ und der deshalb zur Wiederwahl anstand, besaß auch unter diesem Aspekt ein Motiv, alle die unterschiedlichen Vorhaben zu vereinen und sich an ihre Spitze zu setzen. Der Bürgerverein konnte seine führende Rolle im öffentlichen Leben Lüneburgs unter Beweis stellen, und er war klug genug, den Grundbesitzerverein und den Verkehrsverein mit einzubeziehen, die beide zahlungskräftig dastanden und mit einer ganzen Reihe ebensolcher Mitglieder aufzuwarten vermochten.

Die Vorbereitungen begannen spät, erst im Februar 1913, es blieben nur sechs Wochen. Öffentlich bekanntgemachte Beratungen fanden im Kaulitz'schen Gesellschaftshaus statt, die erste am 24. Februar. Der Gastwirt Kaulitz fungierte als Vorsitzender des Haus- und Grundbesitzervereins, und er lud zusammen mit den Vorsitzenden des Bürgervereins, Schäfer, und des Verkehrsvereins, Beller, ein: Unter Verwendung des in solchen Zusammenhängen damals üblichen Vokabulars hieß es in der Einladung: „Es war jetzt vor 100 Jahren, als der in unserem Vaterlande neu erstarkte nationale Gedanke endlich in allen deutschen Männerherzen den Entschluss erzeugte, die schmachvolle Herrschaft der Fremden um jeden Preis zu beseitigen und für dieses hohe Ziel freudig Gut und Blut einzusetzen. Die Begeisterung jener Tage drückte auch dem im Kampfe ungeübten Bürger- und Landmann die Waffe in die Hand – denn wer hätte zurückbleiben mögen, wo es galt, das höchste Ziel, das köstlich Gut, die Freiheit des Vaterlandes, zu erkämpfen? Der nationale Gedanke hat damals Taten geboren, welche allen kommenden Generationen ein leuchtendes Vorbild sein und bleiben werden.“ Wem das als Motivation noch nicht reichte, der wurde auf den inhaltlichen Zusammenhang mit einem zweiten großen Datum hingewiesen, das es 1913 zu begehen gelte – Kaiser Wilhelms Regierungsantritt am 15. Juni 1888, 25 Jahre zuvor. Die Lüneburgschen Anzeigen berichteten Tags darauf über die Beratungen unter der Überschrift „Die Johanna-Stegen-Feier und die Bürgerschaft“, und das deutete darauf hin, dass es

hatten aber eine andere Kampfweise. Der Ausdruck „Borcke'sche Jäger“ findet sich im Artikel der Lüneburgschen Nachrichten vom 25. Februar 1913.

12 Reinecke hatte schon eine Reihe von Publikationen vorgelegt, aber dies war vielleicht nicht einmal der Hauptgrund dafür, daß die Wahl auf ihn und nicht auf Wilhelm Görge gefallen war, dessen Buch über das Lüneburger Gefecht 1913 für Kenner der Szene wohl kaum ganz überraschend erschien. Görge's kritische Einstellung zu den einschlägigen Mythen mochte bekannt sein.

vor allem darum gegangen war, der fest vorgesehenen Denkmalsenthüllung einen größeren Rahmen zu geben.

Fast im Handumdrehen war ein „Hauptausschuss für die Jahrhundertfeier“ ins Leben gerufen und mit Honoratioren besetzt, war ferner eine Liste teilnehmender Vereine, Firmen und Innungen zusammengekommen, eine Reihe privater Spenden verbucht, eine städtische Ausfallbürgschaft bewilligt. In mancher Hinsicht orientierten sich die Veranstalter an den Hamburger Vorbereitungen, die erheblich umfangreicher ausfielen und sich schon seit längerem in Gang befanden. Jeder Festzugsbeitrag war dort einem oder mehreren Vereinigungen, Unternehmen oder Korporationen zugeordnet, Verantwortliche nominiert worden,¹³ und gern ließ man sich in Lüneburg beispielsweise Kostümverleihfirmen- und Kostümschneidereien empfehlen.

„Heidespiel aus Deutschlands großer Zeit“

Das Lüneburger Stadttheater führte ab 8. März ein Stück auf, das von einem Urenkel der Johanna Stegen, verheirateter Hindersin, stammte, von Martin Görlich-Hindersin: „Heidespiel aus Deutschlands großer Zeit: Johanna Stegen“.¹⁴ Die Lüneburgschen Anzeigen fanden, dass die Heidestimmung hier nicht weniger eindrucksvoll auf die Bühne gezaubert worden sei als die Meeresstimmung in Hauptmanns „Gabriel Schillings Flucht“; der Autor bekam am Ende der ersten Aufführung einen Lorbeerkranz umgehängt, vielleicht war es gar die Uraufführung.

Der „10. März“ – von Berlin her angeordnet

Zunächst, Anfang März 1913, kam allerdings auch die preußische Garnisonsstadt Lüneburg nicht umhin, ebenso wie Bremen, bereits am 10. März schon einmal eine „Gedenkfeier für die vor 100 Jahren erfolgte Erhebung der Nation“ zu veranstalten. Das geschah an einem Montagmorgen, an dem es so stark regnete, dass das Straßenpflaster „wie abgewaschen“ aussah und die durchnässten Fahnen selbst von dem starken Wind kaum in Bewegung gebracht wurden. Gleichwohl versammelten sich die Kriegervereine und das Dragonerregiment vor der St.-Michaelis-Kirche, und überall begaben sich festlich gekleidete Schülerinnen und Schüler auf den Weg in die Schulen und Kirchen. Jede Schule hatte ihre eigene Gedenkfeier vorbereitet, und die größeren Jungen und Mädchen gingen anschließend in die Gotteshäuser. In St. Johannis hielt der Superintendent eine Predigt über Jeremias 17, 5 bis 8: Mit dem rechten Gottvertrauen, so lautete die Botschaft, könne allen Herausforderungen begegnet werden. Friedrich Schleiermacher, so wussten die Lüneburgschen Anzeigen

13 Vgl. das nach Lüneburg gelangte Exemplar des Hamburger „Verzeichnisses der Bilder und der Vereine, die die einzelnen Bilder zu stellen übernommen haben“.

14 Martin Görlich-Hindersin, Johanna Stegen anno 1813. Ein deutscher Heidegesang, Berlin 1913 [66 S.]. – Der preußische Innenminister hatte den Oberpräsidenten am 15. Februar 1913 ans Herz gelegt, es solle „angesichts der vor hundert Jahren erfolgten glorreichen Erhebung der Nation [unter anderem] darauf hingewirkt werden, daß außer in den Königlichen Theatern in Berlin und in der Provinz auch in den übrigen Theatern und in sonst geeigneten Räumen am 10. März Festvorstellungen patriotischen Inhalts stattfinden“.

zu berichten, hatte hundert Jahre zuvor über eben diese Stelle gepredigt. Schüler des Johanneums deklamierten aus einem Volkslied des frühen 17. Jahrhunderts u. a.:

„Wohl sinnen und spinnen noch Unheil die Feinde,
berücken mit Tücken, die feige und schwach.
Doch sicher zum Siege führt die Gemeinde
Der Heiland, und durch Kämpfen bleibt stark sie und wach.“

Anschließend trat das Garnisonsregiment auf dem Marktplatz an, und der Kommandeur hielt „eine entsprechende Ansprache, die er ausklingen ließ in einem Hurra auf den obersten Kriegsherrn“.

Das Festprogramm für den 1./2. April

Doch handelte es sich bei all den Veranstaltungen des 10. März eher um eine Pflicht- und Vorübung, während derer die Vorbereitungen für den mittlerweile beschlossenen großen Festumzug des 2. April weiterliefen. 1913 zählte Lüneburg rund 25.000 Einwohner, nicht gerechnet die Garnison, die aus dem 2. Hannoverschen Dragoner-Regiment Nr. 16 bestand, das seit 1867 einen Teil der preußischen Armee darstellte. Würden jetzt 5000 Menschen mobilisierbar sein? Die Veranstalter gaben sich routiniert optimistisch. Der Hauptausschuss, dessen Mitglieder sich am Festtage durch eine angesteckte Rosette mit rot-blau-weißer Schleife präsentieren wollten, ließ die näheren geschichtlichen Umstände Revue passieren. Die wichtigsten Geschehnisse sollten im Rahmen des Festzugs szenisch nachgebildet werden: Das Eintreffen von Nachrichten über Napoleons Desaster in Russland, sodann das Eintreffen von „Russlandheimkehrern“ im Januar 1813, schließlich das Eintreffen von Kosaken aus Hamburg am 21. März 1813; hinzu kamen das Aufstellen einheimischer bewaffneter Einheiten, das erfolgreiche Gefecht vom 2. April gegen das französische Korps des Generals Morand; die nach Rückkehr der Franzosen vorgenommene Verhaftung von 100 Lüneburger Bewohnern (6. April) und deren Freilassung nur zwei Tage später, als die Franzosen sich erneut zurückzogen.¹⁵

Schließlich war nach einigem Wechsel des „Schlachtenglücks“ am 27. April der französische General Sebastiani erneut in die Stadt eingezogen, Anfang Mai hatte die französische Zivilverwaltung ihre Arbeit wiederaufgenommen, sich Mitte September 1813 auf Hamburg zurückgezogen, nach dem bekannten Gefecht in der Gohrde. Im Oktober hatte die Leipziger „Völkerschlacht“ den Anfang vom Ende der napoleonischen Okkupationen insgesamt markiert.

Die Beratungen des Hauptausschusses für die Jahrhundertfeier am Abend des 10. März hatten so viele Beschlüsse zum Resultat, so viele Veranstaltungen wurden für den 1. und 2. April geplant, dass es dem Archivar Reinecke zuviel wurde. Tags darauf sagte er seinen mittlerweile für den 3. April vorgesehenen, also um einen Tag verschobenen Vortrag über das Gefecht bei Lüneburg erst einmal ab: „Nach den Beschlüssen des gestrigen Abends“, so schrieb er dem Gastwirt Kaulitz, „werden

¹⁵ Anton Christian Wedekind, Verhaft und Befreiung der hundert Einwohner Lüneburgs im Monat April 1813, Lüneburg 1815.



„Befreiung“ der Hundert Bürger 8. April 1813. Nachgestellt im Rahmen des Lüneburger Festumzugs zur Jahrhundertfeier am 2. April 1913.

Sie selber den Eindruck haben, dass eine Ausdehnung der Feier über zwei Tage hinaus nicht angebracht ist und dass der Reden und Ansprachen übergenug vorgesehen sind“; der Vortrag wurde dann auf den 27. März vorverlegt. Ab Mitte März konnte für 10 Pfennig ein Festprogramm erworben werden, Eintrittskarten für einen Festkommers und für Tanzbelustigungen in zwölf Sälen standen in Buchhandlungen und einer Handvoll weiterer Firmen zum Verkauf.

„Nun danket alle Gott“ und „Festessen mit Damen“

Der erste Festtag, Dienstag, 1. April, begann um 11 Uhr mit einer Gedenkfeier am Grabe der erschossenen Bürger Spangenberg und Gellers. Abends fand der Festkommers in der städtischen Turnhalle statt; allerlei Aufführungen wurden geboten, neben dem Ohrenschaus, der vor allem aus Marschmusik und Chorgesang bestand, stand Turnen vornan, am Pferd und am Reck. Wohl auch deswegen wurde gebeten, vor 10 Uhr nicht zu rauchen.

Das alles waren nur Auftakte. Der 2. April bot den Höhepunkt. Er wurde eingestimmt durch Glockenläuten und Choralblasen von sämtlichen Kirchtürmen. Um elf Uhr vormittags spielten auf dem Marktplatz die Dragonerkapelle und Am Sande die Stadtkapelle. Um zwei Uhr nachmittags begann die Aufstellung für den großen Festzug im Roten Feld. Um drei Uhr setzte sich der Zug in Bewegung, durchmaß



Feierliche Bekranzung der Büste des Zaren Alexander I., 24. März 1813, nachgestellt im Rahmen des Lüneburger Festzugs am 2. April 1813.

zuerst die Uelzener Strae, die Kefersteinstrae und die Backhausenstrae. Er erreichte den Markt und endete in der Straenfolge Schifferwall, Schlachthausstrae, Bardowickerwall. Endstation war die Bastion, wo Pastor Reuter eine Festrede hielt. Es schloss sich die Enthüllung des Johanna-Stegen-Denkmal an. Auch diese letzten Akte waren genau geplant. Die Festversammlung intonierte „Nun danket alle Gott“ – die vaterländische Hymne des 19. Jahrhunderts schlechthin, ein zum Triumphgesang von Schlachtensiegern pervertiertes Kirchenlied, worin Gott unter anderem um Frieden gebeten wird. Es gehört zur Ideologie der meisten Kriegsparteien, doch eigentlich nur den Frieden zu wollen und allein von der Gegenseite zur Erhebung der Waffen gezwungen worden zu sein. Dem Stegen-Denkmal und seiner Geschichte galt eine Rede des Denkmalsausschussvorsitzenden Meyer. Dann wurde der Festzug aufgelöst.

Für die Betuchteren kam um halb sieben Uhr ein Festessen „mit Damen“ im Kaulitz’schen Gesellschaftshaus in Frage, wofür pro Gedeck vier Mark bezahlt werden mussten. Gleichzeitig spielte die Kapelle der Ratzeburger Jäger auf dem Marktplatz und Am Sande die Harburger Stadtkapelle. In den zwölf ausgewählten Sälen begannen um acht Uhr die Tanzbelustigungen, von acht bis elf Uhr abends waren die Straen illuminiert, und vor allem wurden das Rathaus, die Kirchen und eine Reihe alter Giebel beleuchtet.

Lüneburg, 2. April 1913

FESTZUGSFOLGE

NR.	THEMA	LEPORELLO- FOTOS (MIT UNTERTITEL)	BEMERKUNGEN
I. Abteilung			
1	Dragonerkapelle		Es handelte sich um den Beitrag des 2. Hannoverschen Dragonerregiments Nr. 16 (Lüneburg).
2	Ein Zug Dragoner		
3	Schützenkorps		
4	Freiwillige Feuerwehr		
5	Städtische Behörden		
6	Schulen: Johanneum, Lyzeum, Mittelschule, Jungdeutschland, Trommler- und Pfeiferkorps der Jugendabteilung des Bildungsvereins von 1848		Der Jungdeutschlandbund war 1911 auf Initiative des Berliner Kriegsministers angetreten, die deutsche Jugend körperlich und geistig auf einen Krieg vorzubereiten.
7	Kampfgenossen-Verein		Kampfgenossenvereine hatten sich nach den „Befreiungskriegen“ allenthalben gebildet; 100 Jahre danach waren noch biologische und ideologische Nachkommen aktiv.
8	Schlosser- und Schmiede-Innung	1/5 („dito“) 1/10 („Innungen“)	Die französische Seite nach 1811 verbotenen Korporationen hatten sich auch 1813 schon demonstrativ zur Begrüßung der „Befreier“ gezeigt.
9	Klub Edelweiß und Innungen	1/15 („dito“)	
10	Club zur Hoffnung, mit Musikkorps		
11	Schulen: Heiligen-Geist-Schule, Bardowicker Kapelle, Katholische Schule, Seminarübungsschule, Neuhäger Schule		Die Nachbargemeinde Bardowick spielte in diesem Festzug eine auffallende Rolle; die Kapelle diente hier offenbar dazu, die Lüneburger Schulkinder beieinander zu halten.
II. Abteilung			
12	Herold	1/1 („Herold und Fanfarenbläser“)	
13	Vier Fanfarenbläser		

14	Jahn begrüßt seine Turner (Vereinigte Turnervereine)	1/8 („dito“) 2/3 („Turner“)	„Turnvater“ Friedrich Ludwig Jahn war ein zentrales Objekt der „vaterländischen“ Traditionspflege.
15	Trommler- und Pfeiferkorps des Bildungsvereins von 1848		1848 waren sowohl der Arbeiter-Bildungsverein gegründet worden (Aufgabe: Bildungs- und Sozialarbeit für den Handwerkerstand) als auch der Männer-Turnverein. Ein Zusammenschluss von Arbeiter- Bildungsverein und Lüneburger Turnverein zum „Treibund – Verein für Leibesübungen und Geistespflege“ hatte 1848 stattgefunden. ^I
16	Turnvereine und Bildungsverein von 1848		
17	Kleppersche Gaststube (Lüneburger Wirteverein) Weihnachten 1812	1/3 („dito“), 2/4 („dito“)	„Klepper“ war damals „das beliebte Stammlokal“, die spätere Frederichs’sche Weinhandlung. ^{II}
18	Durchzug französischer Flüchtlinge (Vereinigte Kriegervereine), Januar 1813	2/2 („dito“)	Es handelte sich um Heimkehrer aus dem Rußlandfeldzug
19	Kriegervereine: Verein Deutschland, K.-V. Holmstorf, K.-V. Wendisch-Evern		K.-V. = Kriegerverein
20	Die ersten Kosaken, vom Volke begrüßt (Dragonerregiment 16), 21. März 1813	2/8 („dito“)	Es handelte sich um eine Unterabteilung des in Hamburg einmarschierten Tettenborn’schen Streifkorps
21	Der erste Freiwillige, Henning, meldet sich beim Oberst v. Estorff (Vereinigte Kriegervereine)	1/7 („dito“), 1/9 („dito“ [andere Perspektive]) 2/5 („dito“ [dito]) 2/5 („dito“ [dito])	Dietrich Heinrich Henning hat Erinnerungen hinterlassen; ^{III} Albrecht von Estorff errichtete Ende März ein Husaren-Regiment Lüneburg, ^{IV} und das später in Lüneburg stationierte Dragonerregiment wurde dann (im Rahmen der Traditionspflege) in seinem Kern auf jene legendär gewordene Befreiungskrieg-Truppe zurückgeführt.
22	Lüneburger Bürgerwehr (Haus- und Grundbesitzerverein)		1813 aufgestellt, sollte die Bürgerwehr sowohl gegen äußere Angriffe als auch gegen innere Unruhen helfen.
23	Lüneburger Stadtkapelle		

24	Krieger-Vereine: Marine-Verein, K.-V. Hittbergen, Thomasburg, Deutsch-Evern, Artilleristen-Verein		
25	Festzug der Schiffer, 21. März 1813 (Vereine der Ilmenau-Schiffer)	1/6 („dito“)	
26	Roter Pavillon mit Spruchband: „Jetzt will ich reiten nach Engelland und blasen, blasen, blasen“; Kinder, 24. März 1813		Am 24. März 1801 war Zar Alexander I. auf den Thron gelangt
27	Feierliche Bekränzung der Büste Alexanders I. von Russland, 24. März 1813	2/34 („dito“)	
28	Krieger-Vereine: Verein ehemaliger 16. Dragoner, K.-V. Reinstorf, Brietlingen, Gardeverein		
29	Gefangennahme Spangenburgs und Gellers' am Altenbrückertor, 1. April 1813 (Krieger-Vereine)	1/4 („dito“) 2/32 („dito“)	Die beiden Männer wurden dann als nichtreguläre Kämpfer erschossen.
30	Krieger-Vereine: K.-V. Oberschacht-Tespe, Amelinghausen, Scharnebeck		
31	Kapelle des Ratzeburger Jägerbataillons		Das Lauenburgische Jäger-Bataillon Nr. 9 in Ratzeburg war auch als Ratzeburger Jäger bekannt.
32	Einzug der Truppen am 2. April 1813 (Vereinigte Kriegervereine): a) Legationsrat v. Müller, b) Oberstleutnant v. Langrehr, c) Buchhändler Wahlstab, d) General Tschernitschew und Oberstleutnant Benckendorf e) zwei russische Offiziere, f) Major von Bork [muss heißen von Borcke] mit Adjutant, g) ein Zug Kolberger Grenadiere, h) ein Zug Estorff'sche Husaren, i) ein Zug Freiwillige Jäger, k) Kosaken, Tscherkessen und Baschkiren	1/19 („dito“) 2/31 („dito“)	b) Wilhelm Ludwig [v.] Langrehr hatte bereits im Rahmen der King's German Legion gekämpft; c) Bernhard Gotthard Wahlstab (1765–1847) betrieb seit 1797 mit seinem Schwiegervater Johann Gottlob Herold die Verlagsbuchhandlung Herold & Wahlstab; d) Tschernitschew führte – wie Tettenborn – ein Streifkorps, Konstantin Friedrich Benckendorff (1783–1828) war ein Unterführer Tettenborns; g) Das Kolberg'sche Grenadier-Regiment (2. Pommersches) Nr. 9 hatte 1818–1831 unter dem Befehl von August Wilhelm Anton v. Gneisenau, 1867–1891 unter dem Helmuth von Moltkes gestanden.

33	Krieger-Vereine: Verein ehemaliger 77er, K.-V. Echem, Landwehrverein, K.-V. Betzendorf		Das 2. Hannoversche Infanterie-Regiment Nr. 77 war 1866/67 gebildet worden.
34	Gefecht am 2. April 1813 (Freiwillige Schützenkorps), Johanna Stegen	1/18 („dito“) 1/20 („dito“ [andere Perspektive]) 2/7 („dito“ [dito])	
35	Besuch General Dörnbergs bei dem verwundeten General Morand (Verein ehemaliger 73er), 2. April 1813	1/2 („dito“)	Wilhelm von Dörnberg stand 1813 in russischen Diensten; Joseph Morand hatte sich zuvor mit seinem Korps aus Schwedisch-Pommern nach Westen zurückgezogen. Das Füsilier-Regt. Feldmarschall Prinz Albrecht von Preußen (Hannoversches) Nr. 73 war 1866 gebildet worden.
36	Verein ehemaliger 73er		
37	Harburger Stadtkapelle		
38	Befreiung der 100 Bürger, 8. April 1813 (Verein Lüneburger Kaufleute)	1/17 („dito“) 2/39 („dito“ [andere Perspektive])	Am 4. April, zwei Tage nach dem für die Alliierten erfolgreichen Gefecht, hatte Marschall Davouts Avantgarde Lüneburg besetzt, am 6. April waren 100 Notable als Geiseln festgesetzt worden. ^v
39	Lüneburger Fuhrherren mit altem Frachtwagen	2/9 („dito“)	
40	Krieger-Vereine: K.-V. Kirchgellersen, Bütlingen, Mechtersen		
III. Abteilung			
41	Ländliches Friedensfest (Gesellschaftsverein Erbstorf)	1/14 („dito“) 2/33 („dito“)	Im September 1813 hatten die französischen Militär- und Zivilkräfte Lüneburg geräumt, nach der Gohrde-Schlacht.
42	Huldigung am Völkerschlachtdenkmal (Bürger-Verein)	2/36 („dito“)	Der 18. Oktober 1813, die „Völkerschlacht“ bei Leipzig, markiert den Anfang vom Ende der napoleonischen Kriege.
43	Krieger-Vereine: K.-V. Lüneburg, Barum, Vastorf, Bardowick, Artlenburg, Melbeck		
44	Harburger Stadtkapelle		

45	Verein Lüneburger Lokomotivbeamten und Verein Flügelrad	2/26 („dito“) 2/37 („Verein Flügelrad“)	Erstmals wurden 1847 mit der Eröffnung der Bahnstrecke Hannover-Hamburg Schienenfahrzeuge in Lüneburg stationiert.
46	Bardowicker in alter Tracht	1/11 („dito“) 1/12 („dito“ [andere Perspektive]) 1/13 („dito“ [dito]) 1/16 („dito“ [dito]) 2/21 („dito“ [dito]) 2/38 („dito“ [dito])	Traditionelle Bardowicker Trachten werden bis heute vor allem beim Erntedankfest gezeigt.
47	Gesangvereine		
48	Guttempler		
49	Ein Zug Dragoner	2/30	
./.		2/35 („Wanderburschen“)	
./.		2/35 („Johanna-Stegen-Denkmal“)	

Anmerkungen zur Tabelle

- I 100 Jahre Fußball im MTV Treubund Lüneburg, Lüneburg 2011, S. 6 f. – Bei den „vaterländischen“ Feiern gab es in unterschiedlicher Intensität stets auch ein „schwarz-rot-goldenes“ Element, vgl. für Bremen Konrad Elmshäuser, „Das Vaterland entrichte seine Schuld“. Bremer Feiern zum Gedächtnis der Völkerschlacht bei Leipzig, in: Feste und Bräuche in Bremen. Beiträge zur Kultur- und Sozialgeschichte der Hansestadt. Festschrift zum hundertsten Geburtstag des Focke-Museums. Hg. v. Hans Kloft, Bremen 2000, S. 85–107, hier S. 102.
- II Wilhelm Reinecke, Geschichte der Stadt Lüneburg. Im Auftrag der Stadtverwaltung. 2 Bde., Lüneburg 1933, hier Bd. 2, S. 430.
- III Dietrich Heinrich Henning, Vor fünfzig Jahren. Eine Mitteilung, aus dem reichen Gedächtnis-Schatze eines hannoverschen Kriegers hervorgesucht und der braven Lüneburger Bürgerschaft zur Feier des ersten und zweiten Aprils 1813 als seiner innigsten Hochachtung gewidmet, Lüneburg 1863 (16 S.).
- IV Der Aufruf stammte vom 24. März, und am 2. April nahmen die ersten Kombattanten an dem Gefecht bei Lüneburg teil, vgl. Eggert von Estorff, Vom althannoverschen Heere. Drei Generationen [Albrecht v. Estorff, Adolph v. Estorff, Hermann v. Estorff] 1722 bis 1866. Beiheft 7 zum Militär-Wochenblatt 1905, S. 257–303; Ludwig von Estorff / Eggert von Estorff, Das Geschlecht der von Estorff in der Geschichte seiner Heimat, des Bardengaues, und des späteren Herzogtums Lüneburg, Uelzen 1925, S. 158 f.; vgl. zur Gründung des Regiments Görge, Lüneburg (wie Anm. 1), S. 23. Estorffs Aufruf-Text vom 24. März ist abgedruckt bei Friedrich Volger [Hg.], Die merkwürdigsten Begebenheiten in Lüneburg während der Jahre 1813 u. 1814 berichtet von einem Augenzeugen, Lüneburg 1839, S. 82 f.
- V Vgl. Wedekind, Verhaft (wie Anm. 15); am 8. April wurde niemand „befreit“, sondern die 100 Geiseln fanden sich wieder in Freiheit gesetzt. Tags darauf, am 9. April, verließ Davouts General Montbrun die umkämpfte Stadt Lüneburg wieder.



Durchzug von Russlandheimkehrern der zerschlagenen Grande Armée, Januar 1813, nachgestellt im Lüneburger Festzug am 2. April 1913

Der Festzug konnte sich sehen lassen. 3500 Personen sollen – nach Angaben der Veranstalter – daran mehr oder weniger aktiv teilgenommen haben, in 44 Gruppen organisiert, die sich um 20 Festwagen herum verteilten, sowie um acht Musikkapellen. Wenn wir die zahlreichen Kriegervereine aus Lüneburg und Umgebung berücksichtigen, die Trachtenträger aus Bardowick, die Kontingen-

te der Dragonergarnison, dann ist die Zahl nicht unplausibel. 5039 Festkarten waren veräußert worden, und der Kommers hatte 1193 Menschen angelockt.

Da eine Reihe einheimischer Firmen großzügig gespendet hatten, stellte sich hernach heraus, dass gut gewirtschaftet worden war: Der Schatzmeister des Hauptausschusses, Sparkassendirektor Martens, konnte berichten, dass die 2800 Mark Ausfallbürgschaft, die die Kommune bereitgestellt hatten, nicht beansprucht zu werden brauchten. Es blieb sogar ein kleiner Überschuss, und es wurde ins Auge gefasst, ihn mehreren als gemeinnützig betrachteten Zwecken zur Verfügung zu stellen: Einen Teil erhielt der Verkehrsverein; ein weiterer Teilbetrag sollte der Aufstellung eines Gedenksteins auf dem Gelände des Gefechts vom 2. April zugutekommen (zur Aufstellung des Borcke-Steins war es nicht mehr rechtzeitig gekommen, wohl aufgrund von Finanzmangel);¹⁶ ein Kanonenrohr auf dem Kalkberg verdiene es, demnächst auf eine hölzerne Lafette gestellt zu werden, und den verbleibenden Rest sollte die Volkslesehalle erhalten.¹⁷

Organisatorisch war die Lüneburger Jahrhundertfeier 1913 ein Erfolg. Doch wie sah es auf der inhaltlichen Seite aus? Die beiden Denkmäler, die im Mittelpunkt der Veranstaltungen gestanden hatten, das ältere für Gellers und Spangenberg, und das neu eingeweihte, für Johanna Stegen, vermittelten noch über die Festtage hinaus

16 Ein „von-Borcke-Stein“ stand seit 1963 in der Lüneburger Schlieffenkaserne, nach deren Auflösung 2002 steht er in der Theodor-Körner-Kaserne. Er trägt die Aufschrift „Infanterie-Regiment von Borcke (4. pomm.) Nr. 21 seinen Gefallenen“; alljährlich bekommt er vom Traditionsverband Panzerbataillon 83 Lüneburg zum Volkstrauertag ein Blumengesteck, vgl. www.panzerbataillon83.de/.../2011-3%20Rundschreiben.pdf. (1. Juni 2012); Email von Herrn Eberhard Friedrichs, Vorsitzendem des Traditionsverbands Panzerbataillon 83, 25. Juli 2012

17 Intern war offensichtlich sauber Buch geführt worden, und die Öffentlichkeit wurde über die Abrechnung detailliert in den Lüneburgischen Anzeigen vom 10. Mai 1013 informiert.



„Die ersten Kosaken“ treffen in Lüneburg ein, am 21. März 1813. Nachgestellt im Rahmen des Lüneburger Festzugs zur Jahrhundertfeier 1913.

historisch-politische Botschaften, die auch damals schon als fragwürdig erscheinen konnten.

Gellers und Spangenberg – Märtyrer oder Leichtsinns-Opfer?

Die Gellers- und die Spangenbergstraße in Lüneburg erinnern seit 1901 daran, dass am 1. April 1813 der Arbeitsmann Christian Ludwig Wilhelm Gellers und der Friseur Franz Spangenberg auf den Spruch eines französischen Standgerichts hin vor dem Altenbrücker Tor hingerichtet worden waren; möglicherweise hatte man sie zunächst mit Bajonettstichen verwundet und dann vor eine Kanone gebunden.¹⁸ „Im Dienst des Vaterlandes“ hätten sie sich befunden, ihre „Pflichterfüllung“ sei als vorbildlich zu loben. Gellers und Spangenberg waren in ziviler Kleidung, notdürftig bewaffnet, den französischen Uniformierten entgegengezogen – wie viele andere auch, die sich gerade noch in Sicherheit bringen können.¹⁹

18 Reinecke, Geschichte (wie Anm. II), Bd. 2, S. 409. Bei Volger, Begebenheiten (wie Anm. IV), S. 18 f., ist davon nicht die Rede, auch nicht bei Christian Ludwig Enoch Zander, Geschichte des Kriegs an der Niederelbe im Jahre 1813, Lüneburg 1839, S. 58.

19 Der Gellers-Spangenberg-Gedenkstein stamme von 1863, wird mitgeteilt in Wilhelm Reinecke / Gustav Luntowski / Uta Reinhardt, Die Straßennamen Lüneburgs, Göttingen 2007, S. 123 f., und das

Wilhelm Görge, 1913 schon im Ruhestand, aber noch Leiter der Ratsbibliothek (bis 1922), hat sich vor allem aufgrund von Geschehnissen des Krieges von 1870/71 veranlasst gesehen, die Erschießung von Gellers und Spangenberg neu zu bewerten: Das deutsche Militär sei in Frankreich gegenüber irregulären Kämpfern oftmals in eben der geschilderten Art vorgegangen.²⁰ Görge hat sich aber nicht auf den ethischen Grundsatz beschränkt, dass man von anderen nicht erwarten dürfe, was man selbst nicht leiste; er hat zugunsten der Handlungsweise zusätzlich völkerrechtliche Argumente verwandt (für ihn galt der Stand der Haager Landkriegsordnung von 1899/1907: Das Kriegsvölkerrecht garantiere Nichtkombattanten Schutz vor kriegerischen Handlungen; es könne nur wirken, wenn jederzeit für alle Akteure klargemacht werde, wer Kombattant sei und wer nicht.²¹ Nichtgekennzeichneten Kämpfern, so lautete Görge's Argumentation, könne nicht nur Heimtücke vorgeworfen werden, sondern auch eine Rücksichtslosigkeit gegenüber den anderen Zivilisten, die sich in ihrer übergroßen Mehrzahl friedlich verhielten.²² Am 1. April 1813 hätten „Leute in der Tracht friedlicher Bürger Waffen gebraucht“ – ohne dass ihnen die Tragweite ihres Verhaltens bewusst gewesen wäre, und zwar auf Anstiftung durch Tettenborn hin.²³ Jener „Befreier“, der in Hamburg mehr Unheil angerichtet als Segen gestiftet hat, erhielt hier also den politischen Schwarzen Peter zugeschoben, und das nicht völlig zu Unrecht: Der damalige Gerichtsschreiber Gustav Selig hat geschildert, wie die militärisch Verantwortlichen in Lüneburg bereits am 28./29. März versucht hatten, ausmarschierende Bürgerkompanien, aber auch ungeordnete Volks-

entspricht der Aufschrift: „Hier ruhen die Gebeine zweier Männer aus Lüneburg [...] Im Dienste des Vaterlandes unter den Waffen gefangen genommen, wurden beide auf diesem Felde am 1. April 1813 erschossen. Bürger setzten diesen Gedenkstein am 18. März 1863.“ Zander, Niederelbe (wie Anm. 23), S. 58. hat 1839 allerdings eine selbst für damalige Begriffe revanchistische Aufschrift zitiert, und Volger, Begebenheiten (wie Anm. 19), S. 18 f., gibt ebenfalls 1839 an, diese sei auf Veranlassung der Behörden wieder entfernt worden.

20 Görge, Lüneburg (wie Anm. 1), S. 34. Vgl. zum Problem der *Francs-tireurs* u.a. Katja Mitze, „Seit der babylonischen Gefangenschaft hat die Welt nichts derart erlebt.“ Französische Kriegsgefangene und *Franc-tireurs* im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, in: Rüdiger Overmans (Hg.), In der Hand des Feindes. Kriegsgefangenschaft von der Antike bis zum Zweiten Weltkrieg, Köln 1999, S. 235–254.

21 Regina Buß, Der Kombattantenstatus. Die kriegsrechtliche Entstehung eines Rechtsbegriffs und seine Ausgestaltung in den Verträgen des 19. und 20. Jahrhunderts, Bochum 1992.

22 Gemäß der Genfer Konvention von 1949 gelten als Hauptkriterien dafür, daß Personen, die in die Hände des Feindes gefallen sind, von ihm als Kriegsgefangene betrachtet werden: 1.) An ihrer Spitze steht eine verantwortliche Person, 2.) sie tragen ein bleibendes und von weitem erkennbares Zeichen; 3.) sie tragen ihre Waffen offen; 4.) sie halten bei ihren Operationen die Gesetze und Gebräuche des Krieges ein. 1813 hatte das Kriegsvölkerrecht – sofern überhaupt schon davon die Rede sein darf – noch keinen nennenswerten Stand erreicht. Auf Gellers und Spangenberg traf zumindest das zweite Kriterium nicht zu. Gewiß hatten die beiden sich über ihren Rechtsstatus – sofern dieser die Franzosen in jener Situation interessiert haben sollte – keine Gedanken gemacht, aber noch die Haager Landkriegsordnung von 1907 ließ zu, dass Freischärler standrechtlich verurteilt wurden, und die Kenntnis von diesem Risiko war in der kriegserfüllten Epoche zwischen 1789 und 1914 sicherlich weit verbreitet.

23 Görge, Lüneburg (wie Anm. 1), S. 34 f.



Das Gefecht am 2. April, nachgestellt im Rahmen des Lüneburger Festzugs zur Jahrhundertfeier 1913.

haufen „in die Stadt zurückzubringen“.²⁴ Am 29. März hatte Tettenborn in einem Aufruf an die Lüneburger zwar den Hauptmann Langrehr zum „Anführer“ all derer ernannt, die sich den Franzosen entgegenstellen wollten, auch zum „Anführer“ des Landvolks der Ämter Lüne, Scharnebeck und Winsen“.²⁵ Aber von der Notwendigkeit, eine reguläre Truppe aufzustellen, war in dem Aufruf nicht die Rede.

Wie sah die völkerrechtliche Lage 1813/14 aus? Aus Sicht der Franzosen handelte es sich bei Lüneburg um eine französische Stadt, bei Gellers und Spangenberg um französische Bürger, die Waffen gegen ihre eigene Staatsgewalt gebrauchten; das dürfte auf alliierter Seite anders beurteilt worden sein, aber nicht günstiger: selbst in dem Fall, dass die beiden als Bürger des ungeachtet aller Willkürakte Napoleons weiter bestehenden Kurfürstentums Hannover betrachtet wurden: Auch unter dieser Voraussetzung war Gellers' und Spangenburgs Berechtigung, auf kriegerisches Vorgehen regulärer französischer Truppen kriegerisch zu reagieren, solange nicht gegeben, wie sie nicht als hannoversche, englische oder sonstwie alliierte Kombattanten gekennzeichnet waren. In Hamburg erhielten die im März/April aufgestellten Freiwilligentruppen, Hanseatische Legion und Hanseatische Bürgergarde, eine Uniform sowie (wie Carl Mönckeberg berichtet) „die russische Kokarde [...], damit sie nicht, wenn sie gefangen genommen würden, von den Franzosen als Rebellen behandelt würden“. Wenn Tettenborn also „die Lüneburger“ pauschal zum bewaffneten Widerstand gegen die Franzosen aufrief, ohne im weitesten Sinne (damals noch nicht so bezeichnete) kriegsvölkerrechtliche Vorsichtsmaßnahmen zu verordnen, wie sie in Hamburg offenbar von ihm beachtet wurden, machte er sich verantwortlich für

²⁴ Ebd., S. 32 f.

²⁵ Reinecke, Geschichte (wie Anm. 17), Bd. 2, S. 406 f.

das Los all derer, die als irreguläre (später sogenannte) „Heckenschützen“ den französischen Uniformträgern in die Hände fielen. Der damals in russischen Dienste stehende General Dörnberg ist in der historischen Literatur oft gelobt worden wegen seines am 5. April 1813 demonstrativ bezogenen Standpunktes, „es würde gegen das von allen zivilisierten Nationen angenommene Völkerrecht sein, wenn ein einziger Hannöverscher Untertan [der seinen Wohnort verteidigt hätte] als Rebell angesehen und als solcher behandelt würde“, aber auf das Problem der Uniformierung ist Dörnberg nicht eingegangen.

Görges' Standpunkt hat sich bislang in Lüneburg nicht durchsetzen können. Als Wilhelm Reineckes Nachschlagewerk über die Lüneburger Straßennamen, erstmals 1914 erschienen, 2007 zum fünften Mal herausgebracht wurde, hieß es zu Gellers' noch immer in hier ganz unangebrachter Unschärfe, er habe an dem Befreiungskampfe „tätigen Anteil“ genommen und sei auf seinem Posten vor dem Altenbrückertor „mit den Waffen in der Hand ergriffen“ worden, Gellers und Spangenberg werden für Kampfesmut und Pflichterfüllung gelobt.²⁶

Johanna Stegen – ein Vorbild?

Johanna Stegen ist einem ähnlichen Schicksal wie Gellers und Spangenberg vermutlich nur knapp entkommen. Wenn es stimmen sollte, was die vaterländische Legende ihr als Verdienst anrechnet, hätte sie ebenfalls in Zivilkleidung am bewaffneten Kampf teilgenommen – nicht als Waffenträgerin zwar, aber als Munitionstransporteurin.

Johanna Stegen, schon zu Lebzeiten eine Legende, ist zu einer „historischen Gestalt“ gemacht worden, hat sogar einen Artikel in der Allgemeinen Deutschen Biographie abbekommen – 1893, als der „Befreiungskriegs“-Mythos noch in voller Blüte stand.²⁷ Es handelte sich um einen wissenschaftlich kaum brauchbaren Beitrag, sicherlich unterhalb des üblichen ADB-Niveaus; streckenweise wird die Erzählung eines Märchens geboten, nicht weit entfernt vom Stil des hier weiter unten präsentierten Zitats aus dem nur ein paar Jahre alten, ohne jeglichen wissenschaftlichen Anspruch daherkommenden Buch „111 Geschichten aus der Geschichte“: Als die von-Borcke'schen Truppen mitten im Gefecht mit den Franzosen keine Munition mehr haben, erscheint (so lesen wir in der ADB) „mit einem Male ein Mädchen in einfacher bürgerlicher Tracht bei ihnen [...], das in seiner Schürze gerade das trägt, was sie am nötigsten brauchen – Patronen, die es aus einem umgestürzten Munitionswagen aufgesammelt hatte“. Die auch für Nichtmilitärs nahe liegende Frage, wie viele Patronen in eine Schürze passten, ferner die, warum die Soldaten sich nicht selbst über den Munitionswagen hergemacht hatten, hat Adolf Hofmann, der Rostocker Historiker, nicht gestellt; gleichwohl hatte er noch soviel Kritikfähigkeit bewahrt, dass er gelinde Zweifel an der Authentizität der Darstellung des Mediävisten,

²⁶ Reinecke/Luntowski/Reinhardt, Straßennamen (wie Anm. 24), S. 123, 214.

²⁷ Adolf Hofmeister, Stegen, Johanna, in: ADB 35 (1893), 560–62. Der Historiker Gotthilf Christian Adolph Hofmeister (1849–1904) war Bibliothekar an der Rostocker Universitätsbibliothek.

Germanisten und Turnbewegungsaktivisten Hans Ferdinand Maßmann (1797–1874) äußerte:²⁸ Maßmann scheine „sich in der Jubelstimmung des Jahres 1863 von der Aufnahme einer Reihe an sich sehr möglicher, aber unbeweisbarer Einzelzüge nicht freigehalten zu haben“. Doch war diese Kritik halbherzig und kokett, zur intellektuellen Bekämpfung von Mythen ungeeignet. Derartige Histörchen halten sich hartnäckig im öffentlichen Bewusstsein, wesentlich deshalb, weil sie von inhaltlich anspruchslosen, nicht auf Erkenntnisgewinn, sondern auf Gelderwerb bedachten Publizisten als Ware einem ebenso anspruchslosen Publikum verkauft werden, während die wissenschaftlich sauber arbeitenden Kritiker unbeachtet bleiben.

„Mutige Preußinnen kämpften gegen Napoleon“ Unausrottbares altes Histörchen in neuem Medium

Unweit von Leonores [Leonore Prochaskas] Sterbeort, bei Lüneburg, spielt sich am 2. April 1813 ein Drama ab. Gleich das erste Gefecht gegen Napoleons Truppen scheint für die Preußen verloren. Eine von General Morand befehligte Division ist auf die Stadt vorgerückt, die vom 1. Pommerschen Infanterieregiment unter Major von Borcke verteidigt wird. Auf dem Weg ins Kampfgebiet war der Munitionswagen des Regiments mit Radbruch liegengeblieben. Gegen Mittag haben Borckes Männer kaum noch Patronen. Der Major will schon den Rückzugsbefehl geben, da sieht er zu seinem grenzenlosen Erstaunen ein Mädchen mit gerafften Röcken auf seine Männer zulaufen.

Die 20-jährige Johanna Stegen, Tochter eines Lüneburger Salzsieders, ist eher zufällig ins Gefecht geraten. Von einem Verwundeten hat sie das Missgeschick mit dem defekten Wagen erfahren. Ohne Zögern rennt sie unter dem Kugelhagel der Franzosen zu dem Gefährt, packt soviel Munition wie möglich in ihre Schürze und eilt zu den preußischen Soldaten. Der Kampf entbrennt von neuem, während Johanna immer wieder Kugeln und Kartuschen herbeischleppt. Schließlich gewinnen die Preußen Oberhand und schlagen den Feind zurück.

Die erbosten Franzosen setzen eine Kopfprämie auf Johanna Stegen aus, doch das Heldenmädchen von Lüneburg entkommt ihren Häschern. 1842 stirbt sie als glücklich verheiratete Frau und Mutter.

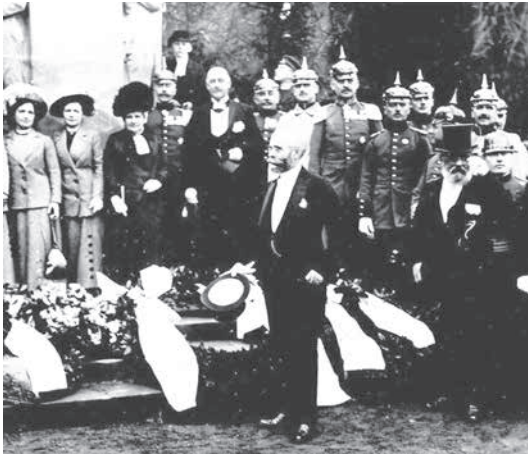
Mehr Anekdoten aus der Geschichte, erzählt von Jan von Flocken, finden sich in dem Buch „111 Geschichten zur Geschichte“.

Welt online²⁹

28 Hans Ferdinand Maßmann, Der 2. April 1813 und Johanna Stegen, das Mädchen von Lüneburg. Zur fünfzigjährigen Jubelfeier in's Gedächtnis gerufen. Lüneburg 1863. – Vor allem darauf stützte sich Ernst Arfken, Johanna Stegen, die Heldin von Lüneburg. Eine historische Erzählung aus Lüneburgs schwerster Zeit, unter Benutzung von Waßmanns, Varnhagens und Volgers diesbezüglichen Aufzeichnungen, Bitterfeld/Leipzig 1905 (35 S.).

29 <http://www.welt.de/kultur/history/article1069312/Mutige-Preussinnen-kaempften-gegen-Napoleon.html> (1. Juni 2012), Auszug aus Jan von Flocken, 111 Geschichten zur Geschichte. Von Nofretete bis Evita Peron, Berlin 2009

Wilhelm Görges hat nicht nur ein differenziertes Urteil über Gellers und Spangenberg formuliert. Von besonderem Mut zeugt seine Kritik am Stegenmythos – geübt ausgerechnet vor dem Hintergrund der 1913 über viele deutsche Städte hinwegschwappenden Welle von Deutschnationalismus, Militarismus und Frankophobie.³⁰



*Vor der Enthüllung des Johanna-Stegen-Denk-
mals, 2. April 1913. In der Mitte Oberbürgermeister
Georg König (Amtszeiten 1901–1913; 1913–1919),
links Regierungspräsident Adolf Heinrichs, rechts
Theodor Meyer. Meyer lehrte von 1872 bis 1912 am
Johanneum und war Anreger und Mitbegründer
des Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg
(Stadtarchiv der Hansestadt Lüneburg).*

onal, bedauerte lebhaft, wie im Zeitalter Napoleons, gerade auch vor Lüneburg am 2. April 1813 Deutsche gegen Deutsche gekämpft hatten, und er zeigte sich glücklich darüber, dass dies im deutschen Kaiserreich nunmehr ausgeschlossen sei.³² Görges bewies geschichtswissenschaftliches Engagement: Er habe sich bemüht, alles so darzustellen, wie es nach seiner Überzeugung „wirklich gewesen“ sei, und nach Ablauf von hundert Jahren sei ein Geschichtsschreiber doch wohl berechtigt, „den Maßstab moderner Anschauungen anzulegen“.³³

Wilhelm Görges war gewiss kein „Linker“. Da noch kein Lebensbild vorliegt, mag eine Passage aus der Internet-Selbstdarstellung des Johanneums zitiert sein: „Die deutschen Einigungskriege 1864–1871 haben das Nationalgefühl der Deutschen, insbesondere der Jugend, offenbar so sehr gefördert und gestärkt, dass nun ein neuer Lehrertyp geschätzt und anerkannt wurde, welcher sich nicht ausschließlich auf die Wissensvermittlung konzentrierte, sondern eine mehr allgemein erzieherische Wirkung zu erzielen suchte. Ein erster Vertreter dieses ‚neuen Lehrers‘ war am Realgymnasium Wilhelm Görges. Als Jungeselle widmete er sich 44 Jahre lang, auch außerhalb der Unterrichtszeit, seinen Schülern und hat z. B. das Fußballspielen und Rudern eingeführt.“³¹ Der „neue Lehrer“

GörGES dachte gewiss deutschnational,

30 Gleichzeitig zu GörGES' Buch erschien Karl Meyer-Jelmstorf, *Johanna Stegen*. Dramatisches Gedicht in vier Bildern aus der Zeit der großen Befreiungskriege, Lüneburg 1913.

31 <http://www.johanneum-lueneburg.de/englpage/chronik/chronik.htm> (1. Juni 2012); Wilhelm GörGES, *Das Turnwesen und die körperlichen Übungen am Johanneum*, in: *Festschrift des Johanneums zu Lüneburg zur Feier der 50jährigen Amtstätigkeit des Rektors Dr. phil. Ernst Kohlrausch* am 26. September 1888, S. 25.

32 GörGES, *Lüneburg* (wie Anm. 1), S. 55.

33 Ebd., Vorwort.

Bereits vor den Lüneburger Aprilfeierlichkeiten des Jahres 1913 ist GörGES – nach eigenen Angaben – von Stegen-Denkmal-Interessenten attackiert worden: Er habe durch skeptische Äußerungen das Spendensammeln erschwert.³⁴ Deshalb erhielt seine Schrift „Lüneburg vor hundert Jahren“ einen kleinen Anhang, symbolträchtig mit dem Datum des 2. April 1913 versehen und vor allem voller guter Argumente dafür, dass das damals errichtete Denkmal nicht auf solider historischer Grundlage beruhe, sondern einem Mythos fröne, der vor allem wohl durch Tettenborn und seinen ‚Hofschreiber‘ Varnhagen von Ense in die Welt gesetzt worden sei. GörGES vermochte an Johanna Stegen keine Charakterzüge auszumachen, die das Urteil rechtfertigten, es habe sich um eine Heldin, um ein Vorbild für die Jugend gehandelt. Erneut führte GörGES das Völkerrecht ins Feld: Die erste Genfer Konvention (1864) habe Organisationen und Personen unter Rechtsschutz gestellt, die sich der Verwundetenpflege widmeten, und dafür kämen in erster Linie Frauen in Frage. Genau diese Rolle sei deshalb von Frauen einzunehmen, die zum Vorbild taugten, nicht aber die Rolle der irregulären Kämpferin. Nach der Völkerschlacht bei Leipzig sei kaum ein Verwundeter mit dem Leben davongekommen – mangels Hilfe und Pflege. Der seither gemachte moralische und rechtliche Fortschritt werde durch eine Ehrung der Johanna Stegen in Frage gestellt. Wie so viele andere auch, rechnete GörGES mit weiteren Kriegen, und nichts weist darauf hin, dass er pazifistisch eingestellt gewesen wäre. Junge Männer, die künftig in den Krieg zögen, könnten sich an Kriegerdenkmälern erbauen: „Würden aber Jungfrauen, die auch ihre Pflicht im Kriege erfüllen wollten, vor das Denkmal der Johanna Stegen ziehen und sich sagen: ‚Diese Heldenjungfrau mit der Schürze voller Patronen soll unser Vorbild sein?‘“ Die Frage zu stellen, heiße sie zu verneinen, und das sei der Grund, so schloss GörGES, weshalb er, und weshalb wohl auch „viele andere, die nicht zwei Seelen in ihrer Brust haben, dieses Denkmal verwerfen.“³⁵ Möglicherweise hat Reinecke 20 Jahre später in seiner „Geschichte der Stadt Lüneburg“ auf diese Kritik reagiert, indem er betonte, dass Johanna Stegen nach vollbrachter Heldentat einen Schwerverwundeten verbunden habe und nicht müde geworden sei, „für Verwundete und Dürstende Wein, Bier und Branntwein heranzuschleppen“.³⁶ Aber aus der Entstehungsgeschichte des Johanna-Stegen-Denkmal geht hervor, dass das Porträt auf dem ihr gewidmeten Denkmal nicht eine Vorläuferin der Florence Nightingale darstellen soll, sondern eine völkerrechtlich zweifelhaft legitimierte Munitionsträgerin. Die beiden Krieger, die die Protagonistin einrahmen, erwecken den beabsichtigten martialischen Eindruck, und kaum jemand wird sie für Sanitäter halten können.

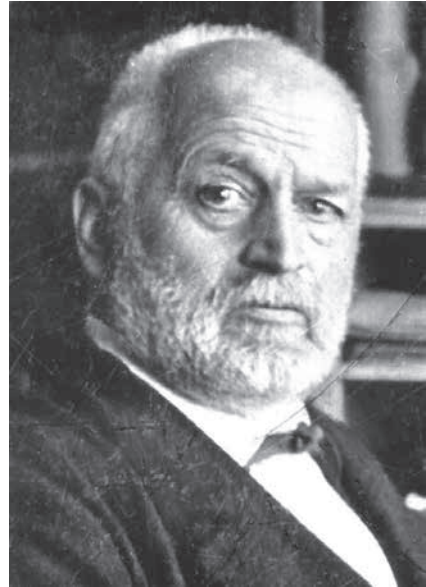
34 Vgl. zum folgenden ebd., S. 75 f. – Die Spendenaktion war öffentlichkeitswirksam angelegt; das Publikum wurde durch die örtliche Presse über den Eingang von Spenden auf dem laufenden gehalten.

35 Ebd., S. 80.

36 Reinecke, *Geschichte* (wie Anm. 17), S. 412. Reinecke begann den entsprechenden Absatz mit den Worten: „In diesem kritischen Augenblick griff ‚das Heldenmädchen von Lüneburg‘, Johanna Stegen, in die Handlung ein.“ Reinecke hat die Geschichte im übrigen ganz unkritisch nacherzählt, ja noch literarisch überhöht.



*Stegendenkmal, enthüllt
(Foto: Stadtarchiv der Hansestadt Lüneburg)*



*Stegendenkmal-Kritiker Wilhelm
Göriges, Gymnasialprofessor, Rats-
bibliothekar, Historiker, Sportlehrer
(Foto: Johanneum Lüneburg)*

Göriges, der sowohl im Falle Gellers/Spangenberg als auch im Falle Stegen Völkerrechtsnormen, moralische Gesichtspunkte, Fairnessargumente und das Kriterium der Vorbildlichkeit ins Spiel brachte, hat sich ferner nicht gescheut, das Stadtoberhaupt von 1813, Krukenberg, und andere Magistratsmitglieder zu kritisieren, weil sie am 1. April 1813, kurz vor dem Einrücken des Morand'schen Korps das Weite gesucht hatten.³⁷ Hier soll eine Spekulation darüber gewagt werden, ob Göriges unter anderem von seiner Eigenschaft als Pädagoge, insonderheit aber von seiner Rolle als Sportlehrer beeinflusst gewesen sein könnte. Er setzte sich für die Einführung des aus England kommenden Fußballspiels ein und befand sich damit auf Seiten derer, die weg wollten vom Monopol des Turnens und sich auf den Boden des ministeriellen (Goßler'schen Ministerial-) „Spielerlasses“ von 1882 stellten³⁸. Möglicherweise korrespondierte seine Präferenz für Fairness mit seiner Begeisterung für den britischen Mannschaftssport.

³⁷ Göriges schreibt (Lüneburg, wie Anm. 1, S. 37), Krukenberg „und die anderen Ausreißer“ hätten „ihre Pflicht nicht getan“, indem sie „die Stadt ihrem Schicksal überließen“, und er gibt auch die Norm an, auf deren Grundlage er urteilt: „Auf jede Gefahr hin mussten sie die Interessen der Stadt gegenüber dem französischen General vertreten.“ In solchen Augenblicken, so Göriges, offenbare sich der Unterschied „zwischen pflichttreuen Männern und dem Gegenstück“.

³⁸ Vgl. 100 Jahre Fußball (wie Anm. 16), S. 6 f.



Das offizielle Plakat zur Jahrhundertfeier in Lüneburg war mit den Reichsfarben Schwarz-Weiß-Rot garniert.

Görges und sein Buch über die Schlacht bei Lüneburg am 2. April 1813 weisen eine Parallele auf zu dem Hamburger Pastor Carl Mönckeberg, der 1863/64 sein Buch „Hamburg unter dem Drucke der Franzosen“ herausgebracht hatte, um ein historisch-politisches Gegengewicht zu übersteigerten „patriotischen“, nationalistischen, frankophoben Massenbewegungen zu schaffen. Mönckeberg war ein eingefleischter Konservativer, auch weder frankophil noch pazifistisch eingestellt, hatte sich aber aufgrund eines ganzen Bündels von Motiven entschlossen, eine Darstellung der Hamburger Napoleonzeit und vor allem der Monate der „Befreiungskriege“ vorzulegen, die die einheimischen Kombattanten mit der gebotenen Skepsis betrachtete und den französischen Akteuren ein gutes Stück Gerechtigkeit widerfahren ließ. Mönckeberg verfolgte damit unter anderem die Absicht, für die alte und neue „Senatspartei“ zu sprechen, weil er der Trennung von Staat und Kirche entgegenwirken und den Einfluss des Senats auf die Kirche größtmöglich bewahrt sehen wollte. Eine nähere Beschäftigung mit der Biographie Wilhelm Görges' wird möglicherweise zeigen können, wie es um eventuelle taktische Erwägungen bestellt war, als er der Lüneburger Jahrhundertfeier 1913 ein kleines Gegengewicht entgegengesetzte. Der Wert dieses Gegengewichts würde durch entsprechende Erkenntnisse nicht gemindert.

DIETMAR GEHRKE

Aus der Vorgeschichte – die Grabung in Dahlenburg

Am 28.08.2010 begannen die Untersuchungen der Lüneburger AG Urgeschichte im archäologischen Umfeld der Dahlenburger Laurentiuskapelle, wo das Lüneburger Museum bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts unter der Leitung von Michael Martin Lienau Grabungen durchgeführt hatte.

Hintergrund waren zwei angeblich chronologisch aufeinander folgende Burganlagen, die sich einst im Zentrum und am Rande des heutigen Ortes befunden haben sollen. Die ältere der beiden, einer polnischen Sekundärquelle zufolge in das 10. Jahrhundert zu datieren, befand sich angeblich unweit der nach ihr benannten Straße im Kernbereich Dahlenburgs.

Diese These einer älteren (Vorgänger-) Burg im heutigen Ortskern fand allerdings nicht die ungeteilte Zustimmung der hiesigen Lokalforschung. Stattdessen vertrat man die Auffassung, dass es in Dahlenburg von Anfang an (seit dem 9./10. Jahrhundert) nur eine einzige Burganlage gegeben habe.

Dafür spricht auch die Tatsache, dass in der Vorbürgsiedlung auf dem Kneterberg am heutigen Ortsrand auch slawische Keramik entdeckt wurde; so erwähnt Lienau ausdrücklich als Verzierungselement das sog. „altslawische Wellenornament“.

Derart frühe, möglicherweise gar noch vor die Jahrtausendwende zu datierende Funde wären jedoch – folgt man der These von Existenz einer älteren Vorgängerbürg im heutigen Ortsbereich – statt im Umfeld der Laurentiuskapelle dann eher im Ortszentrum zu erwarten gewesen. Bei den Fundbergungen der siebziger und achtziger Jahre im Bereich der Grabenanlage im Dahlenburger Ortskern wurde jedoch vorwiegend spätmittelalterliches und neuzeitliches Keramikmaterial geborgen.

Möglich ist daher auch, dass hier im Zentrum Teile einer – vielleicht – einstmals vorhanden gewesenen Stadtbefestigung angeschnitten worden waren.

Bestätigt wird diese Vermutung auch durch die Lage der von Edgar Katte im Umfeld Dahlenburgs lokalisierten weiteren mittelalterlichen Siedlungsplätze, die – wie der Kneterberg auch – ebenfalls am Rand der Neetzeniederung lagen.

Die datierbare Keramik von diesen Plätzen weist in das 10. bis 12. Jahrhundert, vereinzelt auch darüber hinaus.

Während die Anfänge des Ortes Dahlenburg nach der polnischen Sekundärquelle des 13./14. Jahrhunderts in das 10. Jahrhundert datiert werden, existiert den Nachbarort Dahlem betreffend sogar ein Hinweis, demzufolge das Dorf bereits im 9. Jahrhundert bestanden haben soll.

Diese Annahme deckt sich durchaus auch mit ähnlichen Datierungsvorschlägen für weitere Orte des östlichen Landkreises Lüneburg. Der Ortsname Dahlem findet sich nach Ansicht einiger Historiker auch in einer Urkunde aus dem Jahre 1105 wieder. In diesem Zusammenhang ist auch an die Keramiklesefunde zu erinnern, die dort von Edgar Katte gefunden wurden und die ganz allgemein in das 9./10. bzw. 11./12. Jahrhundert zu datieren sind.

Während im Falle des unweit gelegenen ehemaligen Burgortes Thomasburg ebenfalls auf ein Bestehen bereits im 10. Jahrhundert geschlossen wird, existiert im Falle der Wüstung Hohenrohstorf bei Rohstorf sogar frühmittelalterliches Keramikmaterial, aufbewahrt im Magazin des Lüneburger Museums.

Auch in Holzen bei Reinstorf deuten Siedlungsreste und ein zeitgleiches Gräberfeld, dessen Beginn noch vor der Jahrtausendwende anzusetzen ist, auf frühmittelalterliche Siedlungstätigkeit in der Region, ganz zu schweigen von den bis dato bekannten Gräberfeldern jener Epoche bei Bavendorf und zwischen Nahrendorf und Görde.

Mit den 2010 durch die Lüneburger AG Urgeschichte unternommenen Grabungen in Dahlenburg sollte nun festgestellt werden, ob sich der Anteil der am Kneterberg anfallenden frühmittelalterlichen Keramik an den dort immer wieder aufgefundenen Scherben sich nur auf die eine, seinerzeit von Lienau geborgene slawische Scherbe beschränkt.

Sollte sich innerhalb des in Dahlenburg zu bergenden Keramikspektrums eine Zunahme des frühmittelalterlichen Fundanteils abzeichnen, so könnte dies durchaus als Hinweis eine ältere Besiedlung des späteren Burgbereiches bei der Laurentiuskapelle und damit – zumindest indirekt – auch gegen eine mögliche Vorgängerbürg im Ortskern gewertet werden. Deren Existenz wäre damit zwar keinesfalls widerlegt – aber eben auch nicht mehr zwingend erforderlich, wenn man geneigt ist, der Nennung der Dahlenburg für das 10. Jahrhundert Glauben zu schenken.

Die bisher am Kneterberg – und damit in unmittelbarer Nachbarschaft der alten Grabungsstelle von Lienau – entdeckten Funde besteht vorwiegend aus Scherben aus sog. grauer Irdeware. Eine ganze Reihe dieser Scherben stammt aus dem Halsbereich diverser Gefäße, vorwiegend Kugeltöpfe oder Kannen, wie sie 2004 auch im unfern gelegenen Holzen als Bestandteil eines sog. „Bauopfers“ geborgen werden konnten. Ebenso wurden auch Schlackereste festgestellt, sowie eine ganze Reihe von Steinen (z. T. Granit), die längerer Feuereinwirkung ausgesetzt waren, u. a. auch kalzinierter Flint. Dies deckt sich auch mit Lienaus Beobachtungen, der eine Brandkatastrophe als Ursache für den Untergang der Dahlenburger Vorbürgsiedlung annimmt.

Zwei Abschlüge aus Flint könnten u. U. auf eine jungsteinzeitliche Vorbesiedlung des Platzes deuten. Dies wäre nichts ungewöhnliches, wie zahlreiche Oberflächenfundplätze in der Region nahelegen.

Hervorzuheben ist ferner eine Scherbe mit Wellenbandverzierung; ebenso eine Randscherbe eines schalenförmigen Gefäßes, welches seine nächsten Parallelen auf

dem nur teilweise angeschnittenen Gräberfeld der Völkerwanderungszeit (3.–6. Jh. n. Chr.) bei Nahrendorf hat. Eine Siedlung der gleichen Zeitstellung wurde 2001 im benachbarten Buendorf ausgegraben. Typisch für die damalige Zeit ist die kleinräumige Besiedlung der Region.

Unter den neuzeitlichen Funden ist besonders der Rest einer Tonpfeife zu nennen, die als Motiv das sog. Wassermädchen zeigt, aus dem holländischen Gouda stammt und in das 18. Jahrhundert zu datieren ist. Zu nennen ist ebenfalls ein stark in Mitleidenschaft gezogener neuzeitlicher Grapenfuß. Ebenso wurden auch Glasscheibenreste, z. T. sehr kleinteilige neuzeitl. Keramik und zwei Metallnägels (?) festgestellt. Vom Nachbargrundstück stammen u. a. ein neuzeitl. Grapengriff und der Rest einer Ofenkachel, wie sie auch aus Glüsingern bekannt geworden ist.

Die zahlenmäßig deutlich geringeren neuzeitlichen Funde können mehrheitlich in das 18. Jahrhundert datiert werden und dürfen als Zeugnis einer landwirtschaftlichen Nutzung von Teilen des Areals gedeutet werden (u. U. unter Verwendung von Kloakenfüllungen aus der Dahlenburger Innenstadt), während die mittelalterlichen Funde durchaus als Beleg für eine Besiedlung des archäologischen Umfeldes der Burg bereits vor dem 12./13. Jahrhundert gewertet werden dürfen.

Selbst wenn man für die in Dahlenburg gefundene Keramik eine späte Datierung favorisiert, so gelangt man mit der ergrabenen Keramik doch in die Zeit der historischen Ersterwähnung eines Ministerialen Heinrich von Dahlenburg im Jahre 1162.

Sollte die später landesherrliche Dahlenburg in jener Zeit – wie die Namensnennung nahelegt – noch eine Adelsburg gewesen sein, so ist es ebenso durchaus statthaft, auch auf dem Dahlenburger Knetterberg eine ältere, möglicherweise jungslawische Anlage anzunehmen; befinden sich doch auch im benachbarten Mecklenburg ganze achtzig Prozent aller Burgen dort, wo auch später noch jüngere Wohnbauten des Adels errichtet wurden.

Buchbesprechung

Klaus Alpers, Lüneburg und die Antike. Studien zur Rezeption antiker Stoffe im Humanismus des 16. Jahrhunderts in Lüneburg, Lüneburg 2010 (Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg), Preis: 24,80 Euro

Klaus Alpers, klassischer Philologe und emeritierter Professor der Universität Hamburg, hat in diesem Buch vier Beiträge zusammengestellt, die er bereits vor einigen Jahrzehnten veröffentlichte, die bisher nur schwer zugänglich waren und die nun dankenswerterweise wieder einem breiten Publikum zugänglich sind. Die ersten drei Studien stammen aus den Lüneburger Blättern der Jahre 1970/71 bis 1982, die vierte aus einer Veröffentlichung des Berliner Kunstgewerbemuseums über das Lüneburger Ratssilber aus dem Jahre 1990.

Alle vier Beiträge haben ihren inhaltlichen Schwerpunkt in der Rezeption antiker Themen und Stoffe durch das Lüneburger Patriziat im 16. Jahrhundert und legen Zeugnis ab von der erstaunlichen Gelehrsamkeit und Belesenheit des Autors. Kaum eine Veröffentlichung zur Lüneburger Stadtgeschichte wird übersehen, sofern sie die betreffenden Themen berührt. Als „Nachträge, Ergänzungen und Verbesserungen“ (S. 165–177) werden zudem diejenigen Forschungsergebnisse nachgereicht, die erst nach dem Erscheinen dieser vier Studien veröffentlicht wurden. Kurz, das vorliegende Buch bietet den neuesten Forschungsstand zum Thema „Lüneburg und die Antike“ bzw. zu der Rezeption der Antike zur Zeit des Humanismus und der Reformation in der Hansestadt Lüneburg.

Die erste Studie über die „lateinischen Inschriftentafeln der Garlophenhäuser“ (in den Lüneburger Blättern 1970/71 veröffentlicht) führt uns in die Reitendedienerstraße zu der Häuserreihe, die in den Jahren 1548–1558 auf Veranlassung von Hinrik Garlop entstanden ist. Garlop, der an den Universitäten Leipzig und Erfurt studierte, durchlief in Lüneburg die für Patrizier typische Karriere vom Sülzmeister bis zum Bürgermeister (1533). Alpers stellt nicht nur die lateinischen Inschriften (alle auch in deutschen Übersetzungen) vor, sondern bietet auch einen tiefen Einblick in die Familiengeschichte der Garlops, z. B. ihrer Beziehungen und verwandschaftlichen Verbindungen zu anderen Patrizierfamilien der Stadt, z. B. zu den Springintguts, vor allem zu der Familie von Witzendorff. Zudem werden die Inschriften in die reiche Kultur- und Bildungsgeschichte der Stadt eingeordnet, in der uns Namen wie Hermann Tulich, Lucas Lossius, Urbanus Rhegius und bedeutende Patrizierfamilien begegnen.

Der zweite Beitrag mit dem Thema „Livische Figuren, Planeten-Götter und Wilde Männer“, zuerst veröffentlicht 1977, belegt die erstaunliche Vielfalt von Themen und Inhalten des Humanismus und der Renaissance in Lüneburg. Er beschreibt zum

einen die Planeten-Götter-Motive (z. B. Mars und Venus, Saturn und Luna) auf zwei Wandgemälden der Gerichtslaube des Lüneburger Rathauses und auf dem kleinen Planetenbecher des Joachim Gripswold (seit 1973 im Besitze des Museums), zum anderen die Motive der „Wilden Männer“ auf Banklaken, die sich im Museum und dem Rathaus befinden. Besondere Beachtung verdient die Darstellung „livischer Figuren“ auf einem Banklaken, das sich ehemals im Rathaus und dann im Museum für das Fürstentum Lüneburg befand- mit Szenen aus der Geschichte des von dem römischen Historiker Titus Livius beschriebenen Zweiten Punischen Krieges. Es stellt acht Bildfelder dar, in deren Zentrum das Schicksal des Numiderkönigs Massinissa und der Sophonisbe, der Tochter des Hasdrubal, steht. Erstmals konnte hier nachgewiesen werden, dass die Vorlagen der Bilder und der Bildbeischriften einem Druck des deutschen Livius von 1523 entstammen.

Von der „Luna-Säule auf dem Kalkberg“ (1980 als Vortrag gehalten und 1982 veröffentlicht) handelt die dritte Studie des Buches, in der sich Alpers ausführlich mit der Tradition der Luna-Säule auseinandersetzt, die für die Stadtgeschichte und besonders im 16. Jahrhundert eine bedeutende Rolle in Lüneburg spielte. Die Säule soll angeblich von Cäsar persönlich auf dem Kalkberg aufgestellt worden sein. Alpers beschreibt diese Tradition – mit vielfältigen Belegen aus der Literatur – nicht nur in der Neuzeit, namentlich in der Diskussion des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Er geht auch der Herkunft der Tradition im Mittelalter nach, wie sie durch Glasmalereien des Lüneburger Rathauses, auf der Ebstorfer Weltkarte, in der Sächsischen Weltchronik und anderen Orts belegt wird.

Ein kurzer, dafür aber besonders gehaltvoller Beitrag über das für Lüneburg so wichtige Thema „Patriziat“ schließt diesen Sammelband ab. Er fasst – gleichsam die vorhergehenden Studien vertiefend – die Bedeutung des Patriziats für die Stadtgeschichte zusammen. Aus dem Kreis der Familien mit dem Recht der Salzgewinnung entstanden, bestimmt das Lüneburger Patriziat über Jahrhunderte hinweg – auch von der Reformation in seiner Struktur kaum verändert – die Politik und die Geschichte der Hansestadt. Darüber hinaus prägt es, wie Alpers verdeutlicht, die kulturelle Bedeutung Lüneburg im 16. Jahrhundert. Dies zeigt sich an Kunstwerken und Bauwerken, die von der Antike beeinflusst wurden, oder an zahlreichen Stiftungen, die durch Vertreter des Lüneburger Patriziats entstanden sind, z. B. durch die Garlops oder Witzendorfs; Erwähnung verdient namentlich Franz von Witzendorff, einer der gebildetsten und bedeutendsten Lüneburger Patrizier und Bürgermeister des 16. Jahrhunderts.

Zahlreiche Abbildungen illustrieren dieses Buch, das viele Leser verdient, bei dem man lediglich ein alphabetisches Personenregister vermisst. Insgesamt darf man Professor Alpers dankbar sein, dass er seine für die Lüneburger Geschichte des 16. Jahrhunderts wichtigen Einzelstudien in einem Buch zusammengefasst hat. Auch der Vorstand des Museumsvereins verdient Dank dafür, dass er diese Veröffentlichung ermöglicht hat.

Uwe Plath

DIRK HANSEN / JOACHIM RESCHKE

Verzeichnisse
der Publikationen des Museumsvereines
von 1878 bis 2012

Autorenregister

Jahresberichte des Museums-Vereins für das Fürstentum Lüneburg

(zusammengestellt von Dirk Hansen)

		Seite
1. Jb. / 1878	Satzung, Sammlungen, Vorstand, Kassenbericht, Mitgliederverzeichnis (23 S.)	
2. Jb. / 1879		
Bode	Ansichten der Stadt Lüneburg A. Ansichten auf Denkmälern B. Druckansichten unsrer Stadt	3
Heintzel	Ein praehistorischer Heerd Jahresbericht Sammlung, Mitgliederverzeichnis	63 65 68
3. u. 4. Jb. / 1880–1881		
Francke	Die Stadt Lüneburg vor und in dem dreissigjährigen Kriege Der Museumsverein im Jahre 1880/1881 Geschenke Kassenbericht Verzeichnis der Mitglieder	1 85 91 94 96
5. u. 6. Jb. / 1882–1883		
Francke	Der Lüneburgsche sogen. Prälatenkrieg	1
Th. Meyer	Anhang: I. Drei gleichzeitige Spottgedichte II. Eine Bannbulle des Papstes Calixtus III. vom Jahre 1455 gegen den alten Rat der Stadt Lüneburg	49
Th. Meyer	Inventar des Nachlasses des letzten katholischen Propstes zu St. Johannis zu Lüneburg M. Johannes Koller 1536	73
Th. Meyer	Ein Reliquar vom Jahre 1471 aus der Kirche St. Mauritii zu Hittfeld Die Sammlung Über die Thätigkeit des Museumsvereins 1882/1883 Kassenbericht Mitglieder-Verzeichnis	87 89 94 96 98

7., 8., 9. Jb. / 1884–1886

Emil Riedel	Die Schönemannsche Schaubühne in Lüneburg und ihre Mitglieder. Ein Beitrag zur Theatergeschichte	1
Otto Sprengell	Mittheilungen aus dem Rathsbuche von Bardowik und Angaben über den Güterbesitz des Hospitals auf St. Nicolaihof bei Bardowik	31
Th. Meyer	Die Satzungen der Societas domicellorum (Theodori-Gilde) in Lüneburg	81
Otto Sprengell	Bericht über die Museumssammlung	100
	Institute und Vereine, mit welchen der Museumsverein in Schriftenaustausch steht	104
	Kassenbericht	108
	Mitglieder-Verzeichnis	110

10., 11., 12., 13. Jb. / 1887–1890

K. E. H. Krause	Zur Entwicklungsgeschichte der Lüneburger Säule	1
	Drei Schriftstücke zur Geschichte der Stadt Lüneburg im 30jährigen Kriege. Aus dem Stadtarchiv.	21
	Der Aufenthalt französischer Emigranten-Truppen in Celle und im Lüneburgischen 1795	24
Otto Sprengell	Ein uralter Pfingstbrauch zu Bardowik	36
ders.	Verzeichniss von Stellenbesitzern in Bardowik	38
ders.	Verzeichniss der landschaftspflichtigen Höfe in den Gohen zur Oldenbrücke und zu Bevensen 1450	41
ders.	Dasselbe für den Goh zu Ebstorf und die Vogtei zu Bienebüttel	57
ders.	Noch einiges von Bardowik	67
	Der Museumsbau, die Sammlung, Institute, Vereine	72
	Kassenberichte	81
	Mitglieder-Verzeichniss	85

14.–18. Jb. / 1891–1895

Wilhelm Reinecke	Geschichte des Lüneburger Kalands	1
Kraut	Ein Nachlassinventar aus dem 16. Jahrhundert	55
Otto Sprengell	Noch einiges vom alten Bardowik	65
W. Görge	Die Stadt Lüneburg während des siebenjährigen Krieges, nach handschriftlichen Chroniken der Stadtbibliothek	75
Th. Meyer	Das Museumsgebäude, die Thätigkeit des Vereins und seine Sammlungen	127
	Institute und Vereine, mit denen Schriften ausgetauscht werden	136
	Kassenbericht	140
	Mitglieder-Verzeichnis 1896	141

19.–21. Jb. / 1896–1898

	Nachruf Dr. med. Otto Sprengell	
Wilhelm Görges	Reise von Lüneburg nach Orléans im Jahre 1547	1
Wilhelm Reinecke	Das Stadtarchiv zu Lüneburg	27
Albert Behrens	Die ethnographische Sammlung des Lüneburger Museums	93
August Paulsdorff	Bauwerke aus dem alten Lüneburg	111
Wilhelm Reinecke	Jahresbericht	121
	Kassenberichte 1896/98	143
	Mitgliederverzeichnis	146

22.–24. Jb. / 1899–1901

W. Reinecke	Zur Geschichte des Ratsweinkellers	1
Fr. A. Krüger	Beischläge in Lüneburg	65
M. Rasch/A. Reinecke	Lüneburg in der Allgemeinen Deutschen Biographie	91
W. Reinecke	Aus dem Stadtarchiv	113
	Kleinere Mitteilungen:	
	– Entdeckung eines unterirdischen Ganges	127
	– Alte Hafenanlage	127
	– Joh. Heinr. Büttners Genealogien	128
	– Lüneburger Siegelstempel	130
	– Abbruch eines gotischen Hauses	132
	– Lüneburger Kirchenregister	133
	Recension:	
	– W. Behncke, Albert von Soest (W. Reinecke)	134
W. Reinecke	Jahresbericht des Vereins	143
	Mitglieder des Vereins am 15. Dezember 1901	157
	Verzeichnis der Institute und Vereine, mit denen Schriften ausgetauscht werden	161
	Kassenabschluß für das Jahr 1900	165

Register der Lüneburger Museumsblätter

Herausgegeben im Auftrage des Museumsvereins
für das Fürstentum Lüneburg

(zusammengestellt von Dirk Hansen)

	Seite
Band 1, Heft 1/1904	
Wrede, Hermann	Die Glocken der Stadt Lüneburg 1
Rasch, M./	
Reinecke, Alwine	Lüneburg in der Allgemeinen Deutschen Biographie (Forts.) 57
Reinecke, Wilhelm	Die Baurechnung der Mariani-Kapelle zu Bardewik 87
<i>Kleinere Mitteilungen:</i>	
– Krüger, F. A.	Südansicht der Michaeliskirche vor 1750 99
– K., F. A.	Alte Wandgemälde 100
– K., F. A.	Krankenhaus am Wandrahm 101
– R., W.	Aus dem Stadtarchiv 101
– R., W.	Vertrag der Stadt mit einem Glockengießer – 1471 102
– K., F. A.	Unterirdische Gewölbe 105
– R., W.	Vom Museumsverein 107
Heft 2/1905	
Reinecke, Wilhelm	Die Entstehung des Johanneums zu Lüneburg 1
Krüger, Franz	Beischläge in Lüneburg. Nachtrag 33
Gravenhorst, Sophie/	
Reinecke, Alwine	Lüneburg in der Allgemeinen Deutschen Biographie (Schluß) 41
Krüger, Franz	Ein Steingrab bei Raven 69
<i>Kleinere Mitteilungen:</i>	
– Schröder, Eduard	Die Bilder des Fürstensaales 77
– R., W.	Aus dem Stadtarchiv 79
– R., W.	Glockenrechnung 80
– Kück, Eduard	Ein Wörterbuch der Lüneburger Heide 80
– R., W.	Zur Denkmalpflege 82
– R., W.	Vom Museumsverein 84
	Neuerwerbungen des Museums 86
	Mitglieder des Vereins am 10. Mai 1905 92
	Kassenabschluß für das Jahr 1904 97
Heft 3/1906	
Kück, Eduard	Ein Wörterbuch der Lüneburger Heide 1
Reinecke, Wilhelm	Das alte Frühlingsfest des Johanneums 19
Ketz, Wilhelm	Der Urnenfriedhof bei Bahrendorf (Krs. Dannenberg) 29
Zechlin, Erich	Lucas Lossius: Lüneburg im Sachsenlande 41
Wrede, Hermann	Die Glocken der Stadt Lüneburg 55

Kleinere Mitteilungen:

– R., W.	Entdeckung alter Wandgemälde im Rathause	67
– R., W.	Aus dem Stadtarchiv	69
– Krüger, Franz	Der Aufbau des Roten Walles	70
– Krüger, Franz	Eine wertvolle Erwerbung des Museums	71
– R., W.	Vom Museumsverein	73
	Neuerwerbungen	75
	Korrespondierende Vereine und Institute	78
	Mitglieder des Vereins am 31. März 1906	82
	Kassenabschluß 1905	87

Heft 4/1907

Kampf, Richard	Der Gral	1
Heintzel, Carl	Die mittelalterlichen Münzen der Stadt Lüneburg	11
Reinecke, Wilhelm	Huldigungsfeste in Lüneburg	23
Meyer, Theodor	Die Entstehung der Inschrift am Johanneum	79
Krüger, Franz	Beischläge in Lüneburg (2. Nachtrag)	87

Kleinere Mitteilungen:

– Plath, Schulrat	Heimatkundliche Bestrebungen auf dem Gebiete der Volksschule	95
– Krüger, Franz	Urnenfriedhof bei Lüneburg	98
– R., W.	Zur Geschichte des Hauses Grapengießerstr. 38	99
– Krüger, Franz	Abbruch eines gotischen Hauses	107
– R., W.	Ein neues Lutherbild Alberts von Soest	108
– Wrede, Hermann	Der Erzgießer Laurencius Grove	111
– R., W.	Aus dem Stadtarchiv	113
– R., W.	Vom Museumsverein	114
– Jacobsohn, M.	Übersicht der Einnahmen und Ausgaben 1893–1906	117
	Kassenabschluß	118

Band 2, Heft 5/1908

Wrede, Hermann	Die Glocken des Landkreises Lüneburg	1
Reinecke, Wilhelm	Erzählung der Johanna Stegen vom Jahre 1813. Einleitung	57
	Johanna Stegen im Gefecht von Lüneburg	64
	Ein Originalbrief der Johanna Stegen	66
	Johannas Erzählung ihrer Erlebnisse im Jahre 1813	67
Kück, Eduard	Der Hahn im Lüneburger Volksbrauch	79

Kleinere Mitteilungen:

– R., W.	Aus dem Stadtarchiv	91
– Krüger, Franz	Mauerreste in der Gralstraße	92
– K., F.	Alter Bohlenweg	94
– R., W.	Vom Museumsverein	95
	Kassenabschluß 1907	99

Heft 6/1909

Wrede, Hermann	Die Glocken des Landkreises Lüneburg (Forts. u. Schluß)	101
Lienau, Martin	Die Grabungen des Museumsvereins im Jahre 1908	149
Reinecke, Wilhelm	Die drei ältesten Lüneburger Kämmereirechnungen	159
<i>Kleinere Mitteilungen:</i>		
– Lienau, M. M.	Die vorgeschichtliche Abteilung des Museums	185
– R., W.	Eine Siegelfälschung	189
– Görges, W.	Alte Zeitungen	190
– R., W.	Aus dem Stadtarchiv	191
– R., W.	Der Ziegelmeister Hans Fase	192
– R., W.	Vom Museumsverein	195
	Kassenabschluß 1908	199

Heft 7/1910

Lienau, Michael Martin	Grabungen des Museumsvereins	201
Lienau, Michael Martin	Karolingische Funde auf dem Osterberge bei Ashausen	211
Görges, Wilhelm	Die ältesten Zeitungen der Stadtbibliothek	233
Rasch, Marie	Die Alsengemmen des Museums	247
Reinecke, Wilhelm	Bäckeramtsrecesse der Wendischen Städte	263
<i>Kleinere Mitteilungen:</i>		
– Olbricht, Konrad	Zur Chronologie des Eiszeitalters	295
– R., W.	Zur ältesten Geschichte des Johanneums	298
– R., W.	Die Kanzel in Ebstorf	301
– R., W.	Aus dem Stadtarchiv	302
– R., W.	Vom Museumsverein	302
	Kassenabschluß 1909	306

Heft 8/1912

Lienau, Michael Martin	Grabungen des Museumsvereins 1910/1911	307
Schwantes, Curt	Wohnstätten der Bronzezeit und eisenzeitliche Schmelzgruben	345
Reinecke, Wilhelm	Des Bürgermeisters Claus Stöterogge Denkbüchlein über die Ratsämter	349
Wrede, Hermann	Die Benediktglocke des Museums	385
<i>Kleinere Mitteilungen:</i>		
– Krüger, Franz	Uferbefestigung „Auf dem Meere“	395
– R., W.	Aus dem Stadtarchiv	395
– K., F.	Untergegangene Denkmäler in Lüneburg	396
– R., W.	Zur ältesten Geschichte des Johanneums	398
– Lochmann	Vom Hochaltar des Klosters Heiligental	401
– R., W.	Aus dem Leben Alberts von Soest	403
– R., W.	Vom Museumsverein	404
– Rasch, Marie	Vermehrung der Vereinssammlungen durch Geschenke und Überweisungen	411
	Korrespondierende Vereine und Institute	415

	Mitglieder des Vereins am 8. März 1912	418
	Kassenabschlüsse von 1910 und 1911	423
Heft 9/1914		
R., W.	Nachruf (Karl Gravenhorst)	3
Krüger, F./Reinecke, W.	Ein bronzezeitliches Hügelfeld	5
Schwantes, Gustav	Zwei römische Bronzebeimer der frühen Kaiserzeit	21
Reinecke, Wilhelm	Eidesformeln	47
Krüger, Franz	Der Turm der St. Johanniskirche in Lüneburg	79
Kück, Eduard	betést	93
<i>Kleinere Mitteilungen:</i>		
– R., W.	Aus dem Stadtarchiv	101
– R., W.	Johanna Stegen	103
– R., W.	Vom Museumsverein	105
– Polack, Emmy	Vermehrung der Vereinsammlungen durch Geschenke und Ueberweisungen	112
	Kassenabschlüsse 1912 und 1913	117
Heft 10/1915		
Krüger, Franz	Glockentürme aus Holz im Regierungsbezirk Lüneburg	119
	Kassenbericht 1914	179
Heft 11/1925		
Krüger, Franz	Schmuckplatten der älteren Bronzezeit	183
Brandi, Karl	Das deutsche Land und die deutsche Geschichte	207
Brüning, Otto	Ilmenau Ewer	217
Reinecke, Wilhelm	Klubgesellschaften in Lüneburg	229
<i>Kleinere Mitteilungen:</i>		
– K., F.	Heiligtümer der Vorzeit	239
– K., F.	Zur Vorgeschichte der Stadt Lüneburg	244
– K., F.	Grabungen auf der Ertheneburg bei Artlenburg	246
– R., W.	Vom Bürgerwerden	247
– K., F.	Kulturgeschichtler Fund	249
– K., F.	Grabgewölbe der Familie v. Dassel in der Johanniskirche	251
– Koch, Hugo	Die erste Lüneburger „Kaffeeschänke“	252
– Lindemann, Gotthelf	Hans Sachs: Ein Lobspruch der Stadt Lüneburg	254
– R., W.	Vom Museumsverein	257
Heft 12/1928		
R., W.	Nachruf (Wilhelm Görges)	263
Krüger, Franz	Ein Doppelgrab bei Sprötze, Kreis Harburg, und andere Fundberichte	267
Martiny, Rudolf	Die ländliche Siedlungsgestaltung und Flurgestaltung der Lüneburger Heide	285
Bückmann, Ludwig	Das Eindringen der Wenden in den Bardengau	297

Reinecke, Wilhelm	Alte Kämmereirechnungen	309
Wrede, Hermann	Die Blücherglocke und ihr Meister Cord Fribusch	339
Krüger, Franz	Lüneburger Haustüren	359
Schröder, Hans	Zwei alte Portale aus Bardewik und Lüneburg	399
Koch, Hugo	Die allgemeine Leichenbestattung vor den Toren Lüneburgs	405
<i>Buchbesprechungen:</i>		
– Bückmann, Ludwig	Hans Teske, Das Eindringen der hochdeutschen Schriftsprache in Lüneburg	423
– Reinecke, Wilhelm	Max v. Bahrfeldt, Niedersächsisches Münzarchiv, Bd. 1	433
<i>Kleinere Mitteilungen:</i>		
– Wagner, Hermann	Die Kartensammlung der Ratsbücherei	435
– Schröder, Hans	Zwei Lüneburger Renaissancestickereien im Besitz des Kunstgewerbemuseums zu Frankfurt a. M. und des Kestner-Museums zu Hannover	439
– Götting-Hesse, Frieda	Carl Oltrogge	441
– Koch, Hugo	Der Friedhof vor dem Bardowicker Tore in Lüneburg und seine Kapelle	446
– Krüger, Franz	Alter Bohlenweg	449
– R., W.	Aus dem Stadtarchiv	449
– R., W.	Ratsbücherei	452
– R., W.	Vom Museumsverein	454
	Mitglieder des Vereins am 1. Mai 1928	459
Heft 13/1937		
R., W.	Nachruf (Eduard Schlöbcke, Hermann Wrede, Franz Krüger, Michael Martin Lienau)	7
Reinecke, Wilhelm	Lüneburger Schützenwesen	13
Krüger, Franz	Die Windmühle von Barnstedt	59
Kück, Hans	Familiengeschichtliche Quellen in Lüneburg, vornehmlich im Stadtarchiv	67
Reinecke, Helmut	Die Rekonstruktion des Heiligentaler Altars	99
Matthaei, Joachim	Eine gotische Balkendecke im Ebstorfer Hofe zu Lüneburg	109
Körner, Gerhard	Geschichte und Aufgaben der deutschen Vorgeschichtsforschung in Nordhannover	115
<i>Kleinere Mitteilungen:</i>		
– R., W.	Zur Göttinger Jubelfeier	143
– Reinecke, Helmut	Buchbesprechung (Goldene Tafel)	145
– R., W.	Vom Museumsverein	148

Monographien und Kleinere Schriften

Herausgeber: Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg
(zusammengestellt von Dirk Hansen)¹

- | | |
|---------------------|--|
| Alpers, Klaus | Lüneburg und die Antike. Studien zur Rezeption antiker Stoffe im Humanismus des 16. Jahrhunderts in Lüneburg. Mit zahlreichen Abbildungen. 181 S., Lüneburg 2010 |
| Appuhn, Horst | Das Lüneburger Ratssilber. Ausstellung im Rathaus zu Lüneburg. 42 S., 12 Abb., Lüneburg 1956 |
| Appuhn, Horst | Kloster Isenhagen. Kunst und Kult im Mittelalter. 114 S. u. 32 Abb., Lüneburg 1966 |
| Behr, Hans-Joachim | Die Pfandschloßpolitik der Stadt Lüneburg im 15. und 16. Jahrhundert. 266 S. mit 3 Karten. Lüneburg 1964 |
| Böse, Helga | Lüneburgs politische Stellung im wendischen Quartier der Hanse in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. 169 S., Lüneburg 1971 |
| Dumrese, Hans | Buchdruck, Bucheinband und Druckgraphik in Lüneburg von der Renaissance bis zum Rokoko. 16 S., Lüneburg 1953 |
| Dumrese, Hans | Einführung in die Betrachtung der Ebstorfer Weltkarte. 11 S., Lüneburg 1954, 2. unveränd. Aufl. 1972, ³ 1982 |
| Gehrke, Dietmar | Führungsblätter durch die Archäologie im Museum für das Fürstentum Lüneburg. 96 S., Lüneburg 1992 |
| Gieschen, Christoph | Die Geschichte des Grundbuches in Lüneburg. Zur Formgeschichte des Liegenschaftsverkehrs. 196 S., 2 Tafeln. Lüneburg 1967 |
| Fabricius Dieter | Die theologischen Kontroversen in Lüneburg im Zusammenhang mit der Einführung der Reformation. 196 S., Lüneburg 1988 |
| Herrmann, Günther | Aus der Geschichte des Lüneburger Tiergartens. 58 S., Lüneburg 1980 |
| Körner, Gerhard | Führer durch die vorgeschichtliche Abteilung des Museums für das Fürstentum Lüneburg. 4 S. Lüneburg 1948 |
| Körner, Gerhard | Das Museum in Lüneburg. Denkschrift über die Notwendigkeit des Wiederaufbaus. 18 S. m. Abb., Lüneburg 1961 |
| Körner, Gerhard | Lüneburg in der Photographie von 1860 bis 1930. Ausstellung des Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg. 72 S., Lüneburg 1964 |

¹ Hingewiesen sei auf: Gerhard Meyer, Publikationen des Museumsvereins 1950–1982. In: Lüneburger Blätter, Heft 27/28, 1987, S. 167–178. Eine Übersicht über Ausstellungen des Museums 1949–1967 findet sich in: Gerhard Körner, Charakter und Zustand des Museums für das Fürstentum Lüneburg, 1982.

- Körner, Gerhard Das Raritätenkabinett im Museum für das Fürstentum Lüneburg. 27 S., Lüneburg 1965
- Körner, Gerhard Leitfaden durch das Museum in Lüneburg. 104 S., Lüneburg 1970. 2. verm. u. verb. Aufl., 173 S., 1972. 3. verm. u. verb. Aufl., 183 S., 1975
D – Saline. Ergänzung zum Leitfaden. 52 S., Lüneburg 1981
- Körner, Gerhard Museum Amelinghausen. Leitfaden. 56 S., Lüneburg 1975
- Körner, Gerhard (Hg.) Reformation vor 450 Jahren. Eine Lüneburgische Gedenkschrift. 214 S., Lüneburg 1980
- Körner, Gerhard/
Boy-Schmidt, Hans Die Wappen des Landkreises Lüneburg. 52 S., 23 Abb., 1 Karte. Lüneburg 1973
- Körner, Gerhard/
Laux, Friedrich Vorgeschichte im Landkreis Lüneburg. 166 S., Lüneburg 1971
- Körner, Gerhard/
Laux, Friedrich Ein Königreich an der Luhe. 219 S., 76 Abb., 1 Faltplan. Lüneburg 1980
- Körner, Gerhard Das Gewöhnliche ist nicht aufbewahrt. Ansprache zur Eröffnung einer Sammlung von Altertümern der Lüneburger Saline am 24. April 1981. 15 S., Lüneburg 1981
- Körner, Gerhard Charakter und Zustand des Museums für das Fürstentum Lüneburg. Eine Übersicht. (Masch.) 18. S. m. Anhang der Ausstellungen 1949–1967. Lüneburg 1982
- Krüger, Franz Skulpturen und Formsteine. Führer durch die Sammlungen des Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg, V 1. 69 S., viele Abb., Lüneburg 1908
- Luntowski, Gustav Stadtarchiv und Ratsbücherei Lüneburg. 48 S. u. zahlr. Abb., Lüneburg 1963
- Magnus, Peter A. von Die Geschichte des Theaters in Lüneburg bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. 403 S., Lüneburg 1961
- Meyne, Willi Lüneburger Plastik des XV. Jahrhunderts. 260 S., 184 Abb., Lüneburg 1959
- Michael, Eckhard Führer durch die Sammlungen. 4., veränd. u. erw. Aufl. des ‚Leitfadens durch das Museum‘ von Gerhard Körner (†), 239 S. m. Abb., Lüneburg 1991
- Mittig, Hans-Ernst Kloster Medingen. Ein protestantischer Stiftsbau. 1781–1788. Text- u. Tafelband. 172 u. 83 S., 106 Abb., 4 Pläne. Lüneburg 1971
- Neugebauer, Manfred Das Bürgerhaus der Kleinstädte im ehemaligen Fürstentum Lüneburg. 146 S., 142 Abb., Zeichnungen auf 70 Tafeln, 13 Karten. Lüneburg 1981

- Peter, Elmar Lüneburg. Geschichte einer 1000jährigen Stadt 956–1956. 596 S., Lüneburg 1999
- Peter, Elmar Die Bürgermeister, Oberbürgermeister und Oberstadtdirektoren der Stadt Lüneburg. 245 S., Lüneburg 2004
- Plath, Helmuth Das St. Michaeliskloster von 1376 in Lüneburg. Ein Ausgrabungsbericht. 81 S. u. 109 S. Abb., Lüneburg 1980
- Preuß, Werner H. Aus Lüneburgs Biedermeier- und Revolutionszeit. 111 S., Lüneburg 1998
- Reinecke, Helmut Holzarbeiten (Bauschreinerei – Möbel). Führer durch die Sammlungen des Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg, III.2. 91 S., 10 Tafeln. Lüneburg 1937
- Reinecke, Wilhelm Die Kirchliche Abteilung. Führer durch die Sammlungen des Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg, II. Unter Mitwirkung von Minna Scriba geb. Moritz. 180 S., viele Abb., Lüneburg 1911
- Reinecke, Wilhelm Geschichte der Stadt Lüneburg. 2 Bde., Lüneburg 1933
- Reinhardt, Uta Geschichte der Saline in Lüneburg. Ein Abriß. 19 S., Lüneburg 1981
- Scheschkewitz, Ulrich Das Zunftwesen der Stadt Lüneburg von den Anfängen bis zur Änderung der Stadtverfassung im Jahre 1639. 238 S., Lüneburg 1966
- Terlau-Friemann, Karoline Lüneburger Patrizierarchitektur des 14. bis 16. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Bautradition einer städtischen Oberschicht. 278 S., Lüneburg 1994
- Thurich, Eckart Die Geschichte des Lüneburger Stadtrechts im Mittelalter. 219 S., Lüneburg 1960
- Tilsner, Angelika Mittelalterliches Lüneburg. Ein kleiner Gang durch die Stadtgeschichte im Museum für das Fürstentum Lüneburg. 34 S., Lüneburg 1991
- Wilckens, Hans Jürgen v. Die Leichenpredigten der Lüneburger Ratsbücherei. Aus dem Nachlaß hrsg. v. Uta Reinhardt. 354 S., Lüneburg 1975
- Witthöft, Harald Das Kaufhaus in Lüneburg als Zentrum von Handel und Faktorei, Landfracht, Schifffahrt und Warenumschatz bis zum Jahre 1637. 295 S., Lüneburg 1962
- Witthöft, Harald Struktur und Kapazität der Lüneburger Saline seit dem 12. Jahrhundert. (Sonderdruck für den Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg aus: Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 63. Bd., H.1. 1976), 117 S.

Faltblätter des Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg

1. Deckelkrug des Meisters Jochim Gripswold. (Gerhard Körner, 1973)
In späteren Auflagen: Planetenbecher. ⁴1978
2. Alter Hausrat aus Lüneburger Schwindgruben (Fr. Laux, 1973, ⁴1976)
3. Zwei Bronzetafeln mit lateinischen Inschriften. (Klaus Alpers, 1973)
Seit ²1974: Drei Tafeln mit lateinischen Inschriften. Von den Garlophenhäusern der Reiten-
den-Diener-Straße. ⁴1982
4. Der Park vor dem Museum (Gerhard Körner, 1976), ³1979
5. Ansicht der Stadt Lüneburg von Süden – Daniel Frese (Adolf Brebbermann, 1976)
6. Die Branntweinkaltschale des Ehepaars Stöterogge-Dithmersen (Gerhard Körner, 1978)
7. Truhe (Hans-Jörgen Heuser, 1978)
8. Pilgerzeichen eines Heiligen aus dem Ritter- oder Soldatenstande (Helmut Plath, 1979)
9. Ein Krug aus böhmischer Heilerde (Gerhard Körner, 1979)
10. Ein Bierkrug aus Norwegen (Gerhard Körner, 1979)
11. Freimaurerei in Lüneburg (Gerhard Körner, 1982)
12. Orden der lüneburgischen Damenstifter (Gerhard Körner, 1982)

Ausstellungskataloge* des Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg

(* bei Zuordnung kurzer Texte zu den Katalognummern)

- | | |
|--|---|
| <i>Aschenbrenner, Leonhard</i> | Ausstellung. Einführung: Gerhard Körner. 1975 |
| <i>Aschenbrenner, Leonhard</i> | Ausstellung zum 80. Geburtstag. Einführung: E. Michael. 1987 |
| <i>Barlach Ernst</i> | Graphik. Ausstellung im Lüneburger Museum.
Einführung: Wolf Stubbe, 16 S., Lüneburg 1972 |
| BBK | Bund Bildender Künstler für Niedersachsen e. V.,
Bezirksgruppe Lüneburg. Gerhard Körner: Vorworte zu den
Künstlerverzeichnissen.

Ausstellungen Lüneburg 1958, 1959, 1961, 1964, 1966, 1971, 1973,
1975, 1977, 1979, 1981.

Ausstellung 2001 – Vorwort Eckhard Michael: „55 Jahre BBK
Lüneburg: die Anfänge“. |
| <i>bausteine der lüneburger vor- und frühgeschichte.</i> | Ausstellung, Einführung: Joost Assendorp,
8 S., 1985 |
| <i>Boy-Schmidt, Hans</i> | Kollektivausstellung. Einführung: Richard Krüger, Nachwort:
Gerhard Körner. 12 S., Lüneburg 1957 |
| <i>Boy-Schmidt, Hans</i> | Kollektivausstellung. Einführung: Eberhard Tilgner. 1967 |
| <i>Boy-Schmidt, Hans</i> | Ausstellung. Nachwort: Gerhard Körner. 1974 |
| <i>Brix, Otto</i> | Kollektivausstellung. Einführung: Leppien, Helmut R. , 8 S.,
Lüneburg 1966 |

- Conring, Hermann* Ein Gelehrter der Universität Helmstedt. 1606–1681. Ausstellungskatalog der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel (112 S.) m. Ergänzungsblatt zur Ausstellung im Museum. 1982
- Deichelbohrer, Mattheus* 1902–1991. Ausstellung. Einführung: Eckhard Michael. 83 S., 1992
- Einhoff, Friedrich* Kollektivausstellung. Vorwort: Gerhard Körner. 1972
- Fietz, Gerhard* Ausstellung. Einführung: Herbert Kessler. 1980
- Führmann, Rudolf* Porträts, Landschaften, Figürliche Graphik, Holzschnitte. Einführung: Gerhard Körner. Ausstellung 1974
- Funk, Hans* Zeichnungen. Ausstellung. Einführung: Eckhard Michael. 1994
- Gehrke, Dietmar* Ein Gruß aus der Vorzeit. Begleitheft zur Ausstellung „Alte und neue archäologische Funde aus dem Landkreis Lüneburg“, (MS) 50 S., 1997
- Hagen-Schwarz, Julie* 1824–1902. Ausstellungskatalog. 96 S., Red.: Eckhard Michael, Lüneburg 1990
- Hartmann, Hugo Friedrich* 1870–1960. Malerei und Graphik. 36 S., Ausstellung. Vorwort: Eckhard Michael, Einführung: Klaus Homann. 1991
- Illies, Arthur* Das Frühwerk. Gemälde und Graphik 1890–1914. Ausstellung. Vorwort: Carsten Meyer. 1984
- Jäger, Eckhard* Münzen und Medaillen der Ostseeländer. Ausstellung 1968
- Jess, Marga* 1885–1953. Goldschmiedekunst zwischen Tradition und Moderne. Ausstellung. Texte: Ute Kartal. 117 S., 1996
- Kessler, Herbert* Ausstellung. Einführung: Gerhard Körner. 1976
- Koch, Nina* Plastiken 1991–1995. Ausstellung. Einführung: Eckhard Michael. 48 S., 1999
- Körner, Gerhard* Bilder zeitgenössischer Künstler. Erwerbungen der Stadt Lüneburg und des Museumsvereins. Ausstellung 1958
- Körner, Gerhard* Kunstaussstellung. Erwerbungen der Stadt Lüneburg und des Museums in den letzten fünfundzwanzig Jahren. 1970
- Körner, Gerhard* Lüneburgs ältere Schifffahrt. Ausstellung. Lüneburg 1976
- Körner, Gerhard* St. Michaelis und das Museum. 8 S., 1976
- Körner, Gerhard* Jubiläumsausstellung 1978 des Museum für das Fürstentum Lüneburg. 55 S., Lüneburg 1978
- Kunst aus den Niederlanden von 1900 bis zur Gegenwart.* Einführung: L. M. Alberigs. Vorwort: Gerhard Körner. Ausstellung 1973
- Leppien, Jean* Ausstellungsfaltblatt. Lüneburg 1985
- Lindemann, Ernst* Gedächtnisausstellung. Texte u. a.: Jürg Meyer zur Capellen, Hans Boy-Schmidt, Robert Brendel. 1971
- Luckow, Dietger* Ausstellung. Vorwort. Ludwig Zerull. 1978
- Luckow, Dietger* Mal- und Farbtücher. Ausstellung. Einführung: Eckhard Michael. 1995

- Meyer, Otto und Steinhilber, Inge* Ausstellung. Einführung: G. Körner und E. U. Biermann-Ratjen. 1981
- Michael, Eckhard* Lüneburg im Luftbild. Ausstellung. 13 S., Lüneburg 1983
- Peters, Nikolaus und Otto* Gemäldeausstellung 1974. Einführungen von Heinrich Erler u. Gerhard Körner, 28 S., Lüneburg 1974
- Schlawing, Adolf* Gedächtnisausstellung. Vorwort: Richard Krüger. 1959
- Schwieger-Uelzen, Heinrich* Gemälde und Graphik. Ausstellung. Einführung: Gerhard Körner, 1972
- Auf Bewährung. Ein Museum auf dem Prüfstand zeitgenössischer Kunst.* Ausstellung der Universität Lüneburg in Zusammenarbeit mit der Stadt Lüneburg und dem Museum für das Fürstentum Lüneburg. Universität Lüneburg (Hg.) 103 S., 1991
- Voigts, Holger* Skulpturen. Ausstellung. Vorwort: Eckhard Michael, Einführung: H. J. Manske. 1986
- Vollmer, Erwin* Freundesworte zu einer Kollektiv-Ausstellung. 1955
- Weissflog, Günther* Ausstellung. Vorwort „Humor und Harmonie“ von Eckhard Michael, Lüneburg 1984

Festblätter des Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg

(zusammengestellt von Dirk Hansen)

- Nr. 1 Krüger, Franz, Das Reitergrab von Marwedel, Weihnachten 1928, 43 S.
- Nr. 2 Reinecke, Wilhelm, Von alten Siedehütten, Weihnachten 1929, 48 S.
- Nr. 3 Nolte, Ernst, Aus dem Kloster Lüne, Ostern 1932, 41 S.
- Nr. 4 Schröder, Hans, Gotische Truhen, Weihnachten 1932, 50 S.
- Nr. 5 Krüger, Franz, Ziegelstempel in Lüneburg, Weihnachten 1933, 68 S.
- Nr. 6 Krüger, Franz, Scheiterhaufengräber der älteren Bronzezeit in Melbeck – Landkreis Lüneburg, Ostern 1935, 24 S.
- Nr. 7 Borstelmann, Heinrich, Lüneburgs Backhäuser, Weihnachten 1936, 99 S.
- Nr. 8 Reinecke, Wilhelm, Wegweiser durch die Sammlungen – 4. Aufl., Pfingsten 1939, 58 S.

Autorenregister

(zusammengestellt von Dirk Hansen)

**Jahresberichte des Museum-Vereins
für das Fürstentum Lüneburg**

Behrens, Albert 1896/98
 Bode 1879
 Francke 1880/81; 1882/83
 Görges, Wilhelm 1891/95; 1896/98
 Heintzel 1879
 Kraut 1891/95
 Krause, K. E. H. 1887/90
 Krüger, Franz A. 1899/1901
 Meyer, Theodor 1882/83; 1884/86; 1891/95
 Paulsdorff, August 1896/98
 Rasch, M./Reinecke, Alwine 1899/1901
 Reinecke, Wilhelm 1891/95; 1896/98;
 1899/1901
 Riedel, Emil 1884/86
 Sprengell, Otto 1884/86; 1887/90;
 1891/95

Lüneburger Museumsblätter

Brandi, Karl 11/1925
 Brüning, Otto 11/1925
 Bückmann, Ludwig 12/1928
 Görges, Wilhelm 6/1909; 7/1910
 Götting-Hesse, Frieda 12/1928
 Gravenhorst, S./Reinecke, A. 2/1905
 Heintzel, Carl 4/1907
 Jacobsohn, M. 4/1907
 Kampf, Richard 4/1907
 Keetz, Wilhelm 3/1906
 Koch, Hugo 11/1925; 12/1928
 Körner, Gerhard 13/1937
 Krüger, Franz A. 1/1904; 2/1905; 3/1906;
 4/1907; 5/1908; 8/1912; 9/1914; 10/1915;
 11/1925; 12/1928; 13/1937

Kück, Eduard 2/1905; 3/1906; 5/1908;
 9/1914
 Kück, Hans 13/1937
 Lienau, Martin M. 6/1909; 7/1910;
 8/1912
 Lindemann, Gotthelf 11/1925
 Lochmann 8/1912
 Martiny, Rudolf 12/1928
 Matthaei, Joachim 13/1937
 Meyer, Theodor 4/1907
 Olbricht, Konrad 7/1910
 Plath, Schulrat 4/1907
 Polack, Emmy 9/1914
 Rasch, Marie 7/1910; 8/1912
 Rasch, M./Reinecke, A. 1/1904
 Reinecke, Helmut 13/1937
 Reinecke, Wilhelm 1/1904; 2/1905;
 3/1906; 4/1907; 5/1908; 6/1909;
 7/1910; 8/1912; 9/1914; 11/1925;
 12/1928; 13/1937
 Schröder, Eduard 2/1905
 Schröder, Hans 12/1928
 Schwantes, Curt 8/1912; 9/1914
 Wagner, Hermann 12/1928
 Wrede, Hermann 1/1904; 3/1906; 4/1907;
 5/1908; 6/1909; 8/1912; 12/1928
 Zechin, Erich 3/1906

**Festblätter des Museumsvereins
für das Fürstentum Lüneburg**

Borstelmann, Wilhelm 7/1939
 Krüger, Franz 1/1928; 5/1933; 6/1935
 Nolte, Ernst 3/1932
 Reinecke, Wilhelm 2/1929; 8/1939
 Schröder, Hans 4/1932

Register der Lüneburger Blätter

Zusammengestellt von Joachim Reschke

Heft 1, 1950

Reinecke, Wilhelm	Zwei Nachrufe [Hans Kück, Helmut Reinecke]	5–6
Reinecke, Helmut (†)	Zwei bemalte Falttische der Gotik	7–14
Middelhauve, Lutz	Die Landwehren der Stadt Lüneburg	15–29
Eitzen, Gerhard	Holzbauten in der Lüneburger Heide	30–45
Körner, Gerhard	„Alte Geschichten“	
<i>Kleinere Mitteilungen:</i>		46–66
Reinecke, Wilhelm	1. Das Scharfrichteramt in Lüneburg	67–71
Strasser, Ernst	2. Der Altar in der St. Viti-Kapelle in Uelzen	71–74
Körner, Gerhard	3. Die Imkerbeile des Museums	74–76
Reinecke, Wilhelm	4. Museumsverein u. Museum	
	I. Krieg u. Nachkriegszeit	76–77
Winter, Georg	II. Im Wiederaufbau	78–79
Körner, Gerhard	III. Die Vorgeschichtliche Abteilung	79–80

Heft 2, 1951

	[Widmung an Wilhelm Reinecke]	3
Winter, Georg	Die ältesten Lüneburger Kämmererechnungen	5–26
Penners, Theodor	Umfang altdeutscher Nachwanderung des 1400. Jahrhunderts in die Städte des Ostseegebiets	27–58
Boehn, Otto v.	Der Lederkasten im Lüneburger Rathausmuseum	59–64
Neubecker, Otfried	Die Wappen auf dem Falttisch im Fürstensaal des Rathauses Lüneburg	65–86
Eitzen, Gerhard	Das Bauernhaus im Lüneburger Wendland	87–104
Sprockhoff, Ernst	Die ersten Funde der Kugelflaschenkultur im Lüneburgischen	105–114
<i>Kleinere Mitteilungen:</i>		
Meyne, Willi	1. Ein Steinvesperbild des Lüneburger Museums	115–116
Dumrese, Hans	2. Zur Geschichte des Sternschen Verlages	117–119
Körner, Gerhard	3. Museum und Museumsverein 1. April 1950 bis 31. März 1951	119–124

Heft 3, 1952

Fischer, Gerhard	Der Bedeutungswandel des Namens „Lüneburger Heide“	5–33
Körner, Gerhard	Marwedel II, Ein Fürstengrab der älteren römischen Kaiserzeit	34–64
Meyer, Gerhard	Zur Baugeschichte des Bardowicker Doms	65–74
Dumrese, Hans	Lucas Lossius als Jugendschriftsteller	75–89
Utermöhlen, Rudolf	Die Orgel zu St. Johannis in Lüneburg	90–96

Kleinere Mitteilungen:

Hävernick, W.	1. Lüneburg im 11. und 12. Jahrhundert	97–98
Schulz-Egestorf, Heinrich	2. Die Meister der Predigtstühle in St. Michaelis zu Lüneburg und in der Kirche zu Tostedt, Kreis Harburg	98–105
Winter, Georg	3. Das Stadtarchiv Lüneburg seit 1945	106–114
Körner, Gerhard	4. Museumsverein und Museum 1. April 1951 bis 31. März 1952	114–119

Heft 4, 1953

Körner, Gerhard	Nachruf [Wilhelm Reinecke]	5–10
Bückmann, Wiltrud	Die Schriften Wilhelm Reineckes	11–16
Friedland, Klaus	Die Stadtfreiheit des mittelalterlichen Lüneburg	17–26
Dumrese, Hans	Ein niedersächsischer Herrensitz der Renaissance	27–42
Eitzen, Gerhard	Alte Bauernhäuser im südlichen Fürstentum Lüneburg	43–66
Brebbermann, Adolf	Verzeichnis der älteren Abbildungen der Stadt Lüneburg	67–101
Penners, Theodor	Entstehung und Ursachen der überseeischen Auswanderungsbewegung im Lande Lüneburg vor 100 Jahren	102–129

Kleinere Mitteilungen:

Körner, Gerhard	1. Verzeichnis neuerer Literatur zur Geschichte und Kulturgeschichte des Lüneburger Landes	130–134
Körner, Gerhard	2. Museumsverein und Museum 1. April 1952 bis 31. März 1953	135–137

Heft 5, 1954

Stromayer, Rainald	Lüneburgs letzter Patrizier Johann v. Dassel	5–19
Schilling, Friedrich Carl	Die Lüneburger Volkszeitung „Vorwärts“	20–31
Meyne, Willi	Das St. Lukas-Büßsenbuch des Lüneburger Museums	32–61
Mollenhauer, Maja	Die Glasewerter des St. Lukas-Büßsenbuches im Lüneburger Museum	62–70
Eitzen, Gerhard	Der bäuerliche Scheunenbau im Lüneburger Land	71–95
Piesker, Hans	Die vielrippigen Armbänder der älteren Bronzezeit	76–135

Kleinere Mitteilungen:

Körner, Gerhard	1. Verzeichnis neuerer Literatur zur Geschichte und Kulturgeschichte des Lüneburger Landes	136–139
Woehlkens, Erich	2. Pest und Ruhr im 16. und 17. Jahrhundert	139–141
Brebbermann, Adolf	3. Haken und Ösen	141–143
Körner, Gerhard	4. Museumsverein und Museum 1. April bis 31. Dezember 1953	143–146

Heft 6, 1955

Der Vorstand	Ehrung von Werner Bockelmann	3
	Mitgliederverzeichnis 1955	4–10
Dumrese, Hans	Zur zeitgeschichtlichen Einordnung der Lüneburger Renaissancebände	13–24
Eitzen, Gerhard	Dachwerke des Mittelalters	25–35

Gottwaldt, Heinz	Johann Abraham Peter Schulz	36–46
Jesse, Wilhelm	Der Münzfund von Eutzen bei Wittingen, Kreis Gifhorn	47–53
Körner, Gerhard	Die Goldene Traube	54–69
Matthaei, Georg	Die Lage der Lüneburger Elbschiffahrt im 16. und 17. Jahrhundert	70–79
Meyer, Oskar	Die Herkunft des „Mirabeau der Lüneburger Haide“	80–97
Sprockhoff, Ernst	Das Bronzebecken von Klein Hesebeck	98–122
Wendland, Ulrich	Vom Lüneburger Ratssilber	123–133
Woehlkens, Erich	Michael Kröner, Buchdrucker in Uelzen 1575–1609	134–144
Appuhn, Horst	Gestanzte Schmuckbleche der Spätgotik in Lüneburg	145–150

Heft 7/8, 1957

Wendland, Ulrich (†)	Nachruf [Georg Matthaei]	5–6
Körner, Gerhard	Nachruf [Ulrich Wendland]	7–8
Schnath, Georg	Staatshoheit und Stadtfreiheit in der Geschichte Lüneburgs	9–24
Wendland, Ulrich (†)	Das Wappen von Lüneburg. Sein Ursprung und seine Entwicklung	25–40
Körner, Gerhard	Das Salzwerk zu Lüneburg	41–55
Huck, Jürgen	Die Bürgerliche Kavallerie zu Lüneburg und ihre Reiterstandarte	56–63
Meyer, Gerhard	Zur Lage von Ertheneburg	64–80
Appuhn, Horst	Das Lüneburger Ratssilber	81–87
Meyne, Willi	Das Schloß Moisburg im Pfandbesitz der Stadt Lüneburg	88–100
Büttner, Johannes W. E.	Leben und Wirken des Lüneburger Historikers Johann Heinrich Büttner (1666–1746)	101–116
Vissering, Carl Emmo	Aus einem Lüneburger Bürgerhause des 19. Jahrhunderts	117–138

Kleinere Mitteilungen:

Körner, Gerhard	1. Ein Großsteingrab bei Holzen im Kreise Lüneburg	139–149
Brebbermann, Adolf	2. Alter Hausgiebel in Lüneburg	149
Dumrese, Hans	3. Etwas Quellenkritik	149–151
Woehlkens, Erich	4. Michael Kröner – Buchdrucker in Uelzen 1575–1609	151–153
Wendland, Ulrich (†)	5. Übersicht über das Lüneburger Schrifttum im Jahre 1956	153–158
Körner, Gerhard	6. Museumsverein und Museum 1. Januar 1954 bis 31. Dezember 1957	158–163
Körner, Gerhard	7. Verzeichnis der Tauschpartner des Museumsvereins	163–166

Heft 9, 1958

Körner, Gerhard	Nachruf [Hans Dumrese]	5–8
Dumrese, Hans (†)	Die mittelalterlichen Straßensperren in Lüneburg	9–20
Rosenbohm, Rolf	Die Straßensperren in den niederdeutschen Städten	21–37
Appuhn, Horst	Das Chorpult des Klosters Isenhagen – Ein romanischer Thron	39–50
Clasen, Martin	Lüneburg und Reinfeld im Mittelalter	51–72

Witthöft, Harald	Lüneburger Schiffer-Ämter	73–100
Huck, Jürgen	Henriette, Alexandrine und Natalie, Gräfinnen von Bennigsen	101–110
Dumrese, Hans (†)	Jugenderinnerungen des Pastors Wilhelm Friedrich Kallmeyer	111–135
<i>Kleine Mitteilungen:</i>		
Appuhn, Horst	1. Der zweite Brakteatenfund von Mödesse und die Kunst der Brakteaten zur Zeit Heinrich des Löwen. Jesse, Wilhelm. Buchhinweis	137–138
Körner, Gerhard	2. Nachgrabung in Quarstedt	139–148
Körner, Gerhard	3. Museumsverein und Museum 1. Januar bis 31. Dezember 1957	148–149
Heft 10, 1959		
Luntowski, Gustav	In Memoriam Wilhelm Barckhausen	5–6
Luntowski, Gustav	Der Springintgutturm	7–20
Neumann, Eberhard G.	Die Backsteintechnik in Niedersachsen während des Mittelalters	21–44
Kausche, Dietrich	Harburg unter der Pfandherrschaft der Stadt Lüneburg	45–89
Hein, Alfred W.	Georg Curio	91–111
Huck, Jürgen	Wilhelm Barckhausen	113–134
Meyne, Willi	Das Triumphkreuz der Kirche in Bleckede	135–136
<i>Kleinere Mitteilungen:</i>		
Meyne, Willi	1. Lüneburger Plastik des 15. Jahrhunderts. Selbstanzeige	137–138
	2. Fundberichte aus Lüneburg und Umgebung:	
Körner, Gerhard	I. Ein Großsteingrab in der Feldmark Sottorf	139–142
Körner, Gerhard	II. Ein schnurkeramischer Fund bei Thomasburg	143–145
Körner, Gerhard	III. Abfallgruben in Bardowick	145–148
Körner, Gerhard	IV. Kloake im Lüneburger Rathaus	148–151
Schnuhr, Eberhard	V. Ein Münzfund im Stadtarchiv zu Lüneburg	151–154
Körner, Gerhard	3. Museumsverein und Museum 1. Januar bis 31. Dezember 1958	154–156
Heft 11/12, 1961		
Werner, Joachim	Frühkarolingische Schwanenfibel von Boltersen	5–7
Appuhn, Horst	Der Wappenteppich der Äbtissin Katharina Remstede	9–11
Pfeiffer, Wolfgang	Zu den Wand- und Deckenbildern der Lüneburger Gerichtslaube	13–29
Osten, Gerhard	Die Wüstungen des Landkreises Lüneburg	31–65
Ploetz, Bruno	Überlandverkehr im Gebiet des Fürstentums Lüneburg	67–147
Gottwaldt, Heinz	Johann Abraham Peter Schulz	149–180
Behr, Hans-Joachim	Der Convent der blauen Beginen in Lüneburg	181–193
Deeters, Walter	Die Obödienz Soltau im 14. und 15. Jahrhundert	195–213

Deeters, Walter	Ein Viehschatzregister aus dem Amte Knesebeck von 1509	215–220
<i>Kleinere Mitteilungen:</i>		
Thurich, Eckart	1. Die Geschichte des Lüneburger Stadtrechts im Mittelalter. Selbstanzeige	221–223
Gottwaldt, Heinz	2. Briefwechsel zwischen J. A. P. Schulz und Joh. Heinrich Voß. Selbstanzeige	223–224
Luntowski, Gustav	3. Noch einmal zum Thema „Springintgutturm“	224–225
Luntowski, Gustav	4. Der Brand der Ratsbücherei	225–226
Luntowski, Gustav	5. Der Ausbau des Stadtarchivs Lüneburg	226–228
Körner, Gerhard	6. Museumsverein und Museum 1. Januar 1959 bis 31. Dezember 1960	228–230
Heft 13, 1962		
Drögereit, Richard	Zur Entstehung der Ebstorfer Weltkarte	5–24
Mayne, Willi	Die mittelalterlichen Gestühlreste in der Kirche zu Scharnebeck	25–44
Luntowski, Gustav	Zur Baugeschichte des ehemaligen Franziskanerklosters St. Marien in Lüneburg	45–58
Ploetz, Bruno	Der Hessenkarrenweg zwischen Lüneburg und Ebstorf	59–83
Schulz, Willi	Strukturwandel der Runddörfer des Hannoverschen Wendlandes	85–118
<i>Kleinere Mitteilungen:</i>		
Podewils, Torsten Hünke v.	1. Die Geschichte des Theaters in Lüneburg bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Buchanzeige	119–121
Witthöft, Harald	2. Das Kaufhaus in Lüneburg als Zentrum von Handel u. Faktorei, Schifffahrt und Warenumsatz bis zum Jahre 1637. Selbstanzeige	121–123
Appuhn, Horst	3. Lüneburgs Beitrag zur Ausstellung „Europäische Kunst um 1400“	124–125
Körner, Gerhard	4. Die Kapazität der Lüneburger Saline	125–128
Witthöft, Harald	5. Die Aufkünfte vom Salz auf dem Kaufhaus und die Lüneburger Salzfracht	128–132
Luntowski, Gustav	6. Der Wiederaufbau der Ratsbücherei	133–135
Körner, Gerhard	7. Museumsverein und Museum 1. Januar 1961 bis 31. Dezember 1961	135–136
Heft 14, 1963		
Appuhn, Horst	Der Buchkasten aus dem Rathaus zu Lüneburg	5–32
Körner, Gerhard	Zwei Lüneburger Willkommen	33–42
Luntowski, Gustav	Grundzüge der Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte der Stadt Lüneburg im 19. Jahrhundert	43–51
Gerlach, Peter	Gewichtszeichen in Rechnungen des 16. Jahrhunderts	53–56
Deeters, Walter	Schatzobligationen im Fürstentum Lüneburg unter Herzog Georg Wilhelm (1665–1705)	57–88

Kleinere Mitteilungen:

Luntowski, Gustav	1. Stadtarchiv und Ratsbücherei Lüneburg. Selbstanzeige	89–90
Körner, Gerhard	2. Das Lüneburger Wörterbuch	90–91
Körner, Gerhard	3. Museumsverein und Museum 1. Januar 1962 bis 31. Dezember 1962	92–93

Heft 15/16, 1965

Luntowski, Gustav	Lüneburgs Unternehmer im 19. Jahrhundert	5–20
Gerlach, Peter	Ein Lüneburger Wachstafelbuch aus dem 14. Jahrhundert	21–70
Hinz, Ulrich	Die Bevölkerung der Stadt Lüneburg im 18. Jahrhundert	71–138
Osten, Gerhard	Die Wüstungen des Landkreises Uelzen	139–196
Meibeyer, Wolfgang	Die Siedlungen der Gogräfschaft Hankensbüttel	197–210
Palme, Kurt	Geschichte der Handelsschule zu Lüneburg	211–236
Körner, Gerhard	Der Bäcker in der Bäckerstraße	237–242
Melbeck, Georg	Lüneburger Uhren und Uhrmacher früherer Jahrhunderte	243–262
Melbeck, Georg	Exkurs zur Geschichte des Glockenspiels auf dem Rathaus in Lüneburg	263–264
Meyer, Gerhard	Zur Siedlungsgeschichte von Lüneburg um 1200	265–281

Kleinere Mitteilungen:

Körner, Gerhard	1. Museum für das Fürstentum Lüneburg. Selbstanzeige	283–284
Behr, Hans-Joachim	2. Die Pfandschloßpolitik der Stadt Lüneburg im 15. und 16. Jahrhundert. Selbstanzeige	284–286
Alpers, Paul	3. Ein mittelniederdeutsches Nonnengebetbuch aus Lüne (?)	287–289
Gerlach, Peter	4. Hinweis: „Ortsregister zum Urkundenbuch des Klosters St. Michaelis zu Lüneburg“	289
Körner, Gerhard	5. Museumsverein und Museum 1. Januar 1963 bis 31. Dezember 1964	289–293

Heft 17, 1966

Schlesinger, Walter	Zur Frühgeschichte des norddeutschen Städtewesens	5–22
Meyne, Willi	Zwei Prophetenfiguren des Lüneburger Museums	23–27
Luntowski, Gustav	Kultur und Politik in Lüneburgs Geschichte des 19. Jahrhunderts	29–45
Bleek, Johannes	Die Lüneburger Saline von 1797 bis 1923	47–92
Hatz, Gert	Zwei münzartige Schmuckstücke des 9. Jahrhunderts aus dem Kreis Lüneburg	93–101

Kleinere Mitteilungen:

Appuhn, Horst	1. Kloster Isenhagen, Kunst und Kult im Mittelalter. Selbstanzeige	103
Scheschkewitz, Ulrich	2. Das Zunftwesen der Stadt Lüneburg, Selbstanzeige	103–104
Luntowski, Gustav	3. Stadtarchiv (Historisches Archiv) und Ratsbücherei Lüneburg	104–110

Körner, Gerhard	4. Museumsverein und Museum 1. Januar 1965 bis 31. Dezember 1966	110–114
Körner, Gerhard	15. Mitgliederverzeichnis 1967	115
Heft 18, 1967		
Schnuhr, Eberhard	Portugaleser in Lüneburg	5–12
Laux, Friedrich	Der Hortfund von Karwitz, Kr. Lüchow-Dannenberg	13–31
Kausche, Dietrich	Die Horneburger Fehde und die Vergleichsverhandlungen von 1432	33–54
Neubecker, Otfried	Der Grabstein des Fritz von dem Berge zu Lindhorst	55–70
Mittig, Hans Ernst	Die St. Michaelis-Kirche in Lüneburg unter Friedrich E. von Bülow	71–76
Schulz, Willi	Name, Gebiet und Gliederung des Hannoverschen Wendlandes	77–114
<i>Kleinere Mitteilungen:</i>		
Strasser, Ernst	1. Christus als Lebensbrunnen	115–118
Luntowski, Gustav	2. Die Industrie- und Handelskammern und die Entwicklung von Industrie, Handel und Verkehr im Regierungsbezirk Lüneburg. Selbstanzeige	118–119
Gieschen, Christoph	3. Die Geschichte des Grundbuchs in Lüneburg. Zur Formengeschichte des Liegenschaftsverkehrs. Selbstanzeige	119–120
Walter, Horst	4. Musikgeschichte der Stadt Lüneburg. Vom Ende des 16. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts. Selbstanzeige	121–123
Körner, Gerhard	6. Zeichen und Marken auf Gewichten	123–124
Körner, Gerhard	7. Museumsverein und Museum 1. Januar bis 31. Dezember 1967	124–126
Heft 19/20, 1968/69		
Schnath, Georg	Die Personalunion zwischen Großbritannien und Hannover, 1714–1837	5–19
Fritz, Johann Michael	Ein spätgotisches Goldkreuz aus Lüneburg	21–26
Appuhn, Horst	Die Paradiesgärtlein des Klosters Ebstorf	27–36
Plath, Helmut	Ein Lehrerleben	37–85
Krenzlin, Anneliese	Das hannoversche Wendland als Zentrum der Rundlinge	87–93
Gmelin, Hans Georg	Das Weltgerichtsbild in der Gerichtslaube des Lüneburger Rathauses	95–99
Witthöft, Harald	Pfündung und Waage am Lüneburger Kaufhaus	101–117
<i>Kleinere Mitteilungen:</i>		
Drischler, Luise	1. Wirtschaft und Siedlung im Wendland. Selbstanzeige	119–123
Kaiser, Eleonore	2. Untersuchungen zur Geschichte des Stammsilben- vokalismus im Dravänopolabischen. Selbstanzeige	124–126
Körner, Gerhard	3. Celler Zinngießer, Buchanzeige, Wittichen, Ingeborg	126–127

Heft 21/22, 1970/71

Will, Günter	Die Ursula-Nacht in Lüneburg am 21. Oktober 1371	7–20
Kruse, Joseph A.	Ein geistliches Jahr	21–47
Alpers, Klaus	Die lateinischen Inscriptentafeln der Garlophenhäuser	49–84
Laux, Friedrich	Die Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer des Freiherrn von dem Busche-Ippenburg auf Dötzingen	85–120
Tewes, Udo	Zum Fehdewesen zwischen Weser und Elbe, Fehde-Sühne-Urfede	121–200
Meyne, Willi	Die Emporengemälde der Kirche in Moisburg	201–212
<i>Kleinere Mitteilungen:</i>		
Böse, Helga	1. Lüneburgs politische Stellung im wendischen Quartier der Hanse in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Selbstanzeige	213–214
Körner, Gerhard	2. Vorgeschichte im Landkreis Lüneburg. Selbstanzeige, Körner, G. u. Laux, F.	214
Ohe, Hans v. d.	3. Brauer, Bier und Bürger, ein Beitrag zur Geschichte der Stadt Uelzen. Selbstanzeige	215
Körner, Gerhard	4. Die Wappen des Landkreises Lüneburg. Selbstanzeige, Körner, G. u. Boy-Schmidt, H.	215
Plath, Helmut	5. „Ein Lehrerleben“, „Donnerstagesgesellschaft“ Ergänzung zu Heft 19/20	216
Körner, Gerhard	6. Museumsverein und Museum	216
	16. Mitgliederverzeichnis und Satzung	217

Heft 23, 1977

Appuhn, Horst	Zur Datierung und Deutung des „Bäckers“ aus der Bäckerstraße	7–11
Brosius, Dieter	Zur Geschichte des Klosters Scharnebeck	13–39
Alpers, Klaus	Livische Figuren, Planeten-Götter und Wilde Männer	41–69
Ohe, Hans v. d.	Die Entdeckung der Kieselgur durch Christian Freiherr von Hammerstein	71–75
Laux, Friedrich	Das Hügelgräberfeld von Deutsch Evern	77–100
Mogk, Walter	Hugenotten in Lüneburg: Jean (de Casaucau) de Soubiron	101–113
Kraul, Margret	Johannes Buno, Ein Lüneburger Pädagoge des 17. Jahrhunderts	115–126

Heft 24, 1982

Brebbermann, Adolf	Lüneburger Nachrichten, gesammelt von Wilhelm Friedrich Volger	7–108
Reinhardt, Uta	Nationalsozialistische Stadtplanung am Beispiel Lüneburg	109–119
Die Herausgeber	Feier aus Anlaß des hundertjährigen Bestehens des Museums für das Fürstentum Lüneburg am 21. Juli 1978	121–132
Körner, Gerhard	17. Mitgliederverzeichnis, Museumsverein	133–152

Heft 25/26, 1982

Ipsen, Hans Peter	Der „beliehene“ Museumsverein Vereinbarung zwischen der Stadt Lüneburg und dem Museumsverein von 1981	7–21 22–25
Brosius, Dieter	Zur Geschichte des Stifts Ramelsloh im Mittelalter	27–70
Laux, Friedrich	Nachbestattungen der Kugelamphorenkultur in Steingräbern der Lüneburger Heide	71–86
Alpers, Klaus	Die Luna-Säule auf dem Kalkberge	87–129
Matthaei, Joachim	Der Baumeister Fritz Schumacher	131–147
Heuser, Hans Jörgen	Kunstsammler und ihresgleichen	149–160
Puffahrt, Otto	Der Deichvogtdienst im Amte Bleckede 1748 bis 1841	161–179
<i>Kleinere Mitteilungen:</i>		
Körner, Gerhard	1. Übersetzungen: I. Ostseeslaven (russisch) II: Drawänpolaben (polnisch) III. Lüneburger Salzhandel (dänisch)	181–182
Plath, Helmut	2. Das St. Michaeliskloster von 1376 in Lüneburg. Ein Ausgrabungsbericht. Selbstanzeige	182–183
Körner, Gerhard	3. Reformation vor 450 Jahren. Eine Lüneburgische Gedenkschrift. Selbstanzeige	183
Körner, Gerhard	4. Ein Königreich an der Luhe. Selbstanzeige. Körner. G. und Laux, F.	184
Diederichs, Urs Justus	5. Der Aufruhr von 1454 bis 1456 in der Stadt Lüneburg. Selbstanzeige	184
Witthöft, Harald	6. Umriss einer historischen Metrologie zum Nutzen der wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Forschung. Selbstanzeige	184–187
Körner, Gerhard	7. Aus der Geschichte des Lüneburger Tiergartens. Anzeige, Herrmann, Günther	187
Meyer, Gerhard	8. 500 Jahre Glockenhaus zu Lüneburg. Anzeige, Reinhardt, Hildisch, Laux, Treptow, Preker	187–188
Körner, Gerhard	9. Verzeichnis der Tauschpartner des Museumsvereins	188–192

Heft 27/28, 1987

Stelljes, Hans Heinrich	Widmung Gerhard Körner im Vorwort der Herausgeber Ansprache anlässlich der Trauerfeier für Dr. Gerhard Körner in der St.-Johannis-Kirche zu Lüneburg	7 9–12
Michael, Eckhard	Vita Dr. Gerhard Körner	13–14
Alpers, Klaus	Wissenschaftliche Veröffentlichungen und Buchbesprechungen von Gerhard Körner	15–26
Laux, Friedrich	Zum Beginn der Reihengräberfriedhöfe im Bardengau	27–47
Klages, Ulrich	Frühe Varianten des Dielen-Flett-Gefüges in Bauernhäusern der Nordheide	49–76
Stefke, Gerald	Lüneburger Währung und lübisch-hamburgische Währung im 13. und 14. Jahrhundert	77–93

Rümelin, Hansjörg	Beiträge zur mittelalterlichen Baugeschichte der St.- Nicolai-Kirche in Lüneburg	95–131
Dammann, Silvester	Landschaftsveränderungen in Lüneburg zwischen Ilmenau und Gut Kaltenmoor	133–145
Haase, Carl	Schulbildung gegen Ende des 18. Jahrhunderts, von „unten“ gesehen	147–167
Meyer, Gerhard	Publikationen des Museumsvereins 1950–1982	167–178
<i>Kleinere Mitteilungen:</i>		
Michael, Eckhard	1. Karl Gravenhorst 1837–1913	179–182
Keine Angabe	2. Satzung von 1982 mit einer Änderung von 1985	183–186
Michael, Eckhard	3. 100 Jahre Verwaltungsgericht in Lüneburg. Buchanzeige, Sarnighausen, H.-C.	187
Heft 29, 1993		
Wenzel, Eiko	Der Keller des Hauses Schröderstraße 16 in Lüneburg	7–32
Klages, Ulrich	Kötnerhäuser in der nördlichen Lüneburger Heide	33–54
Schuchardt, Wilhelm	Das Manöver des Kurfürstlich braunschweig-lüneburgischen Kavallerie-Leib-Regiments, auf der Deutsch Everner Heide im Juni 1782	55–68
Sarnighausen, Hans-Cord	Die Gründung der Lüneburger Kreissparkasse im Jahre 1869	69–76
Hansen, Dirk	Schwarz-Weiß-Rot und Schwarz-Rot-Gold: Der Lüneburger Flaggenstreit 1924 – ein Beispiel politischer Konfrontation	77–96
Sarnighausen, Hans-Cord	Zur Baugeschichte des Oberverwaltungsgerichts in Lüneburg	97–109
<i>Kleinere Mitteilungen:</i>		
	1. a. Altwege: Hessenkarrenweg zwischen Lüneburg und Ebstorf	
Lorenz, Lore	b. Altwege: Dannenberger Weg	111–112
Lorenz, Lore	c. Verkehrsgeschichtliche Steine an d. Bundesstraße 4	112
Gehrke, Dietmar	2. Aus der vorgeschichtlichen Abteilung des Museums	112–113
Heft 30, 1998		
Laux, F. u. Gehrke, D.	Die vorgeschichtliche Sammlung des Tierarztes Dr. Paul Dunkel aus Stendal	7–53
Ring, Edgar	Archäologische Erkenntnisse zu den präurbanen Siedlungskernen Lüneburgs	55–60
Fried, Johannes	Bardowick, Sachsen und Karl der Große	61–84
Müller, J. F. Heinrich	Die Wüstung Borlevestorpe	85–93
Rümelin, Hansjörg	Der Altenbrücker Ziegelhof. Zur Geschichte der vorindustriellen Ziegelproduktion in Lüneburg	95–238
Dammann, Silvester	Der Kran in Lüneburg	239–252
Plath, Uwe	Lebenserinnerungen des Turnlehrers Johann Gottfried Machleidt (1836–1927)	253–336

Kleinere Mitteilungen:

Trautmann, Lutz	1. Erinnerung an Wilhelm F. Volger zum 200. Geburtstag (31. 3. 1794)	337–341
Gehrke, Dietmar	2. Aus der vorgeschichtlichen Abteilung des Museums	342–346

Heft 31, 2004

Meibeyer, Wolfgang	Rundlingsdörfer in und bei Scharnebeck?	7–30
Rümelin, Hansjörg	Postpalast, Wasserturm und Synagoge. Lüneburger Großprojekte 1870–1910	31–73
Hansen, Dirk	Otto Lauenstein – Liberaler Abgeordneter und Oberbürgermeister in Lüneburgs Gründerzeit	75–95
Plath, Uwe	„Ein Stück Lüneburger Kirchengeschichte“ – erlebt und beschrieben von Emil Theodor Strasser, Pastor an St. Johannis (1885–1928)	97–204
Reinhardt, Uta	Der jüdische Friedhof in Lüneburg und die Leichenhalle des Architekten Franz Krüger	205–216
Sarnighausen, Hans-Cord	Die alten Lüneburger Friedhöfe	217–235
Sarnighausen, Hans-Cord	Ein Lübecker Totenschild von 1600 in St. Johannis Lüneburg	237–255
Sarnighausen, Hans-Cord	Zum Grabmal von Wickede von 1801 in Neuhaus/Elbe	257–269
Gehrke, Dietmar	Aus der Vorgeschichtlichen Abteilung	270–272

Heft 32, 2010

Müller, J. F. Heinrich	Lüneburger Geschichtsquellen	7–106
Michael, Eckhard	Das Jahr 1406 und das Pratonat des Rates über St. Johannis in Lüneburg	107–119
Rüdebusch, Dieter	Lüneburger Schulinspektion 1811	121–128
Stubbe da Luz, Helmut	Unterpräfekt Barthélemy und das Ende des Arrondissements Lüneburg 1813	129–159
Sarnighausen, Hans-Cord	Heinrich Heines Cousine Charlotte Christiani (1813–1869) in Lüneburg	161–172
Plath, Uwe	Johannes Brahms in Lüneburg (Mai 1853)	173–184
Otte, Hans	„Eng aktiv zusammenarbeiten“. Das Kirchenpatronat der Stadt Lüneburg im 20. Jahrhundert	185–202
Lister, Douglas	The Lüneburg Story (Auszug). Aus dem englischen von Tanja Pless-Mulloni und Jan-Hinrich Pless	203–214
Hansen, Dirk	Politische Renaissance – 1945: Liberale in Lüneburg	215–233
Gehrke, Dietmar	Aus der Vorgeschichtlichen Abteilung	235–238
Michael, Eckhard	Nachruf auf Gerhard Meyer (1916–2009)	239–242

Heft 33, 2012

	Vorwort der Herausgeber	7–8
Alpers, Klaus/Plath, Uwe	Vorstellung der neuen Museumsdirektorin Dr. Heike Düselder	9–10

Alpers, Klaus	Nachruf auf Museumsdirektor Dr. Eckhard Michael	11–14
Alpers, Klaus	Verzeichnis der Schriften von Dr. Eckhard Michael	15–18
Wiesenfeldt, Christoph	Kleine Lüneburger Glockengeschichte	19–118
Plath, Uwe	Die ersten Aufführungen von Brahms’ „Deutschem Requiem“ in Lüneburg und die Entdeckung zweier Brahms-Briefe (1877–1906)	119–136
Sarnighausen, Hans-Cord	Amtsjuristen von 1693 bis 1850 an St. Michaelis Lüneburg	137–152
Schmid Wallis, Friedrich/ Sarnighausen, Hans-Cord	Der Lüneburger Notar und Autor Dr. Daniel Ludwig Wallis (1792–1836)	153–166
Brüning, Friedrich	Professor Dr. h.c. Ludwig Bückmann: Ein Lüneburger Lehrer und Sprachforscher	167–179
	Verzeichnis der Schriften Ludwig Bückmanns	180–184
Hansen, Dirk	Ein Lüneburger Pädagoge und Demokrat: Prof. Dr. Ernst Gramberg	185–196
Hansen, Dirk	Kultureller Neubeginn in Lüneburg 1945/47: Erziehung zur Freiheit	197–236
Puffahrt, Otto	Krugvaterschaft in Lüneburg 1739–1773	237–250
Felleckner, Thomas	Das Lüneburger Handwerk unter den Bedingungen der Gewerbefreiheit im 19. Jahrhundert	251–268
Stubbe da Luz, Helmuth	Die Lüneburger Jahrhundertfeier 1913 und Wilhelm Görgeß’ kritische Haltung	269–294
Gehrke, Dietmar	Aus der Vorgeschichte – Die Grabung in Dahlenburg	295–298
Plath, Uwe	Buchbesprechung: Klaus Alpers, Lüneburg und die Antike	299–300
Hansen, Dirk/ Reschke, Joachim	Verzeichnisse der Publikationen des Museumsvereins von 1878 bis 2012 / Autorenregister	301–331

Autorenregister

(zusammengestellt von Joachim Reschke)

- Alpers, Klaus 21/22,49; 23,41; 25/26,87;
27/28,15; 33,9,11,15
- Alpers, Paul 15/16,287
- Appuhn, Horst 06,145; 07/08,81; 09,39,137;
11/12,9; 13,124;
14,5; 17,103; 19/20,27; 23,7
- Behr, Hans-Joachim 11/12,181; 15/16,284
- BleECK, Johannes 17,47
- Boehn, Otto v. 02,59
- Böse, Helga 21/22, 213
- Brebbermann, Adolf 04,67; 05,141;
07/08,149; 24,7
- Brosius, Dieter 23,13; 25/26,27
- Brüning, Friedrich 33,167,180
- Bückmann, Wiltrud 04,11
- Büttner, Johannes W. E. 07/08,101
- Clasen, Martin 09,51
- Dammann, Silvester 27/28,133; 30,239
- Deeters, Walter 11/12,195,215; 14,57
- Diederichs, Urs Justus 25/26,184
- Drischler, Luise 19/20,119
- Drögereit, Richard 13,5
- Dumrese, Hans 02,117; 03,75; 04,27; 06,13;
07/08,149; 09,9,111
- Eitzen, Gerhard 01,30; 02,87; 04,43; 05,71;
06,25
- Felleckner, Thomas 33,251
- Fischer, Gerhard 03,5
- Fried, Johannes 30,61
- Friedland, Klaus 04,17
- Fritz, Johann Michael 19/20,21
- Gehrke, Dietmar 29,112; 30,7,342; 31,270;
32,235; 33,295
- Gerlach, Peter 14,53; 15/16,21,289
- Gieschen, Christoph 18,119
- Gmelin, Hans Georg 19/20,95
- Gottwaldt, Heinz 06,36; 11/12,149,223
- Haase, Carl 27/28,147
- Hansen, Dirk 29,77; 31,75; 32,215;
33,185,197,301
- Hatz, Gert 17,93
- Hävernick, W. 03,97
- Hein, Alfred W. 10,91
- Heuser, Hans Jürgen 25/26,149
- Hinz, Ulrich 15/16,71
- Huck, Jürgen 07/08,56; 09,101; 10,113
- Ipsen, Hans Peter 25/26,7
- Jesse, Wilhelm 06,47
- Kaiser, Eleonore 19/20,124
- Kausche, Dietrich 10,45; 18,33
- Klages, Ulrich 27/28,49; 29,33
- Körner, Gerhard 01,46,74,79; 02,119;
03,34,114; 04,5,130,135; 05,136,143;
06,54; 07/08,7,41,139,158,163; 13,125,135;
14,33,90,92; 15/16,237,283,289; 17,110,115;
18,123,124; 19/20,126; 21/22,214,215,217;
24,135; 25/26,181,183,184,187,188
- Kraul, Margret 23,115
- Krenzlin, Anneliese 19/20,87
- Kruse, Joseph A. 21/22,21
- Laux, Friedrich 18,13; 21/22,85; 23,77;
25/26,71; 27/28,27; 30,7
- Lister, Douglas 32,203
- Lorenz, Lore 29,111,112
- Luntowski, Gustav 10,5,7; 11/12,224,225,226;
13,45,133; 14,43,89; 15/16,5; 17,29,104;
18,118
- Matthaei, Georg 06,70
- Matthaei, Joachim 25/26,131
- Meibeyer, Wolfgang 15/16,197; 31,7
- Melbeck, Georg 15/16,243,263
- Meyer, Gerhard 03,65; 07/08,64; 15/16,265;
25/26,187; 27/28,167
- Meyer, Oskar 06,80

- Meyne, Willi 02,115; 05,32; 07/08,88;
10,135,137; 13,25; 17,23; 21/22,201
- Michael, Eckhard 27/28,13,179,187;
32,107,239
- Middelhauve, Lutz 01,15
- Mittig, Hans Ernst 18,71
- Mogk, Walter 23,101
- Mollenhauer, Maja 05,62
- Müller, J. F. Heinrich 30,85; 32,7
- Neubecker, Ottfried 02,65; 18,55
- Neumann, Eberhard G. 10,21
- Ohe, Hans v. d. 21/22,215; 23,71
- Osten, Gerhard 11/12,31; 15/16,139
- Otte, Hans 32,185
- Palme, Kurt 15/16,211
- Penners, Theodor 02,27; 04,102
- Pfeiffer, Wolfgang 11/12,13
- Piesker, Hans 05,95
- Plath, Helmut 19/20,37; 21/22,216; 25/26,182
- Plath, Uwe 30,253; 31,97; 32,173;
33,9,119,299
- Ploetz, Bruno 11/12,67; 13,59
- Podewils, Torsten Hünke v. 13,119
- Puffart, Otto 25/26,161; 33,237
- Reinecke, Helmut 01,7
- Reinecke, Wilhelm 01,5,67,76
- Reinhardt, Uta 24,109; 31,205
- Reschke, Joachim 33,301
- Ring, Edgar 30,55
- Rosenbohm, Rolf 09,21
- Rüdebusch, Dieter 32,121
- Rümelin, Hansjörg 27/28,95; 30,95; 31,31
- Sarnighausen, Hans-Cord 29,69,97;
31,217,237,257; 32,161; 33,137,153
- Scheschkewitz, Ulrich 17,103
- Schilling, Friedrich Carl 05,20
- Schlesinger, Walter 17,5
- Schmid Wallis, Friedrich 33,153
- Schnath, Georg 07/08,9; 19/20,5
- Schnuhr, Eberhard 10,151; 18,5
- Schuchardt, Wilhelm 29,55
- Schulz, Willi 13,85; 18,77
- Schulz-Egestorf, Heinrich 03,98
- Sprockhoff, Ernst 02,105; 06,98
- Stefke, Gerald 27/28,77
- Stelljes, Hans-Heinrich 27/28,9
- Strasser, Ernst 01,71; 18,115
- Stromayer, Rainald 05,5
- Stubbe da Luz, Helmut 32,129; 33,269
- Tewes, Udo 21/22,121
- Thurich, Eckart 11/12,221
- Trautmann, Lutz 30,337
- Utermöhlen, Rudolf 03,90
- Vissering, Carl Emmo 07/08,117
- Walter, Horst 18,121
- Wendland, Ulrich 06,123; 07/08,5,25,153
- Wenzel, Eiko 29,7
- Werner, Joachim 11/12,5
- Wiesenfeldt, Christoph 33,19
- Will, Günter 21/22,7
- Winter, Georg 01,78; 02,5; 03,106
- Witthöft, Harald 09,73; 13,121,128;
19/20,101; 25/26,184
- Woehlkens, Erich 05,139; 06,134; 07/08,151

